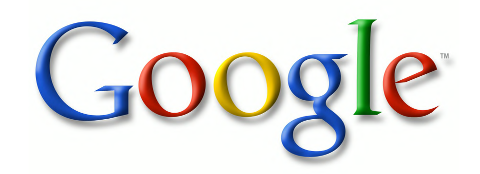
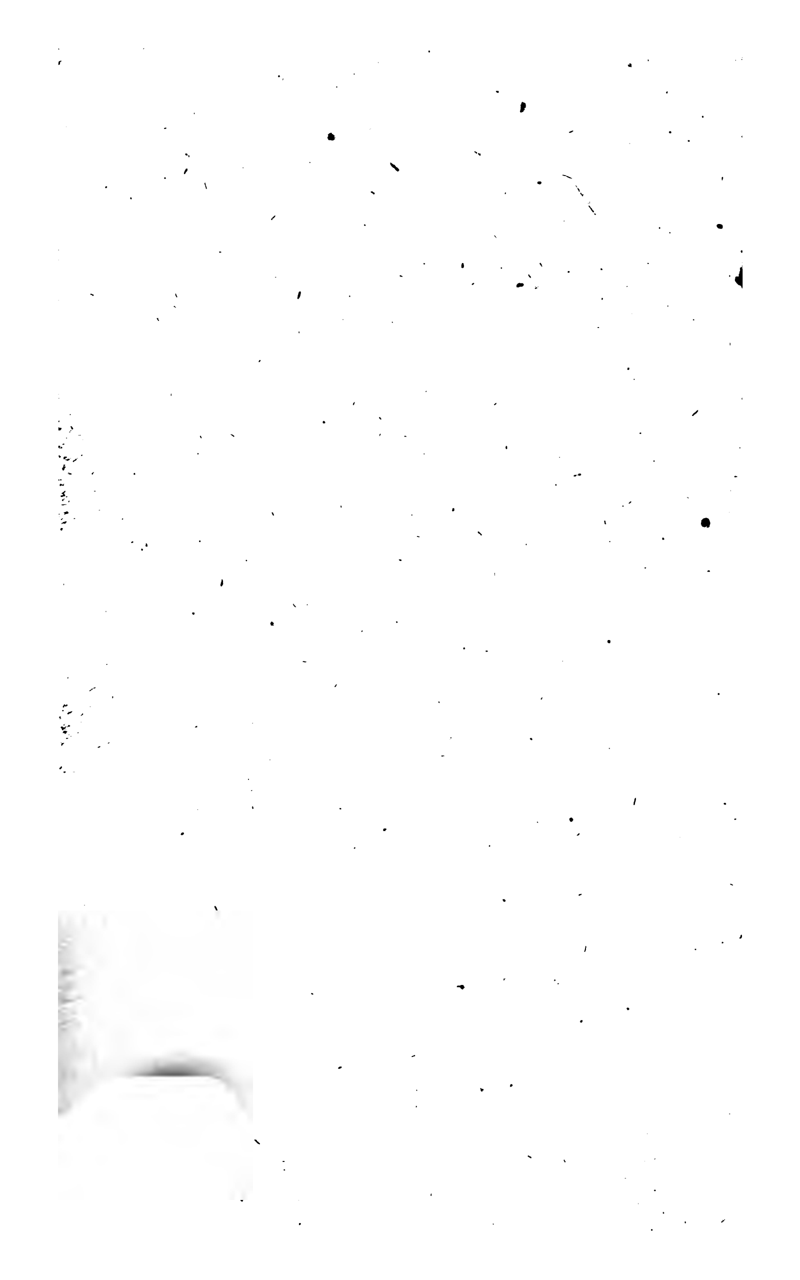






Briefe,
die
Neueste Litteratur
betreffend.



VII ter Theil.

Berlin, 1760.
Bey Friedrich Nicolai.

Innhalt der Briefe des siebenten Theils.

Hun-

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

Siebenter Theil.

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

Siebenter Theil.

Briefe,
die neueste Litteratur betreffend.

XXVII. Den 3. Julius. 1760.

Hundert und funfzehenter Brief.

Der Sohn des Sophroniscus hat dieses mahl mehr als einen Schriftsteller beschäftiget. Ausser den Denkwürdigkeiten, die ich Ihnen letzthin empfohlen, hat ein gewisser W. . . die letzten Gespräche Socrates und seiner Freunde, zwey und dreyßig an der Zahl, geschrieben, und zu Zürch bey Orell und Compagnie drucken lassen. Was meinen Sie? Zwey und dreyßig socratische Gespräche, alle von eigener Erfindung, ohne dem Xenophon oder dem Plato im geringsten nachgeahmt zu haben, alle vermuthlich so interessanten Inhalts, als Platons, Apologie, Criton und Phädon, denn es sind die letzten Gespräche Socrates und seiner Freunde, — was für Erwartung muß ein

solches Werk bey einem Menschen erregen, dessen angenehmste Beschäftigung ist, sich von Socrates zu unterhalten? — Was noch mehr? der Anfangsbuchstabe W., und der Ort Zürch, schien mir einen Mann zu verrathen, der in Athen nicht anders, als in seinem Vaterlande zu Hause ist, und ins besondere beym Plato, so zu sagen, in die Schule gegangen seyn muß; denn wer beruft sich mehr auf die Alten, als die Herren Zürcher, und wer unter den Zürchern mehr auf den Plato, als Herr Wieland? — Mit diesen Hofnungen schmeichelte mir das Titelblat, und ich las — aber nicht weit; denn ich fand mich nur gar zu bald betrogen. Unmöglich kann Wieland der Verfasser seyn; denn Wieland muß wenigstens wissen, wer Socrates und seine Freunde gewesen, und was ein socratisches Gespräch sey?

Stellen Sie sich vor, Sie befänden sich auf einem Parterre; (denn Sie müssen wissen, daß diese Gespräche zu einem Trauerspiele angelegt gewesen, und noch itzt einige Merkmale ihrer vorigen Bestimmung an sich tragen), der

der Vorhang wurde aufgezogen, und ein alter,
unscheinbarer Mann, der aus einer öffent-
lichen Versammlung des Volks tritt, öf-
nete die Scene mit folgenden Worten: „Nicht
„umsonst hat man mich gewarnet, als ich
„vorhatte, in diese ungestüme Versammlung
„zu gehen, welche ihre Schmeichler, das
„weise und mächtige Athen betiteln, die
„Weisheit aber nur als einen Haufen Auf-
„rührer gegen ihre geheiligte Gesetze be-
„trachtet. O ihr unsterblichen Götter, mit
„welch ehrnen Banden habet ihr den Wei-
„sen an den Ort seiner Geburt geheftet!
„Beschwehrde, Armuth, Verachtung, ja
„was noch unendlich schwerer, als dieses alles
„zu ertragen ist, Tollheit, Raserey, und das
„Laster selbst u. s. w." — Was dächten Sie
wohl, wen dieser lieblose Mann vorstellen
will? den Socrates? — O auf diesem wä-
ren Sie unmöglich gekommen! — Erstlich
ist der Sohn des Sophroniscus sein Lebe-
lang in keine öffentliche Versammlung gekom-
men, und zwar aus sehr triftigen Ursachen,
wie er in seiner Apologie sich deutlich genung

 erklä-

erklähret; Zweitens, hat der Weiseste unter allen Griechen, sich niemals so harte und lieblose Urtheile erlaubt. Er war menschlich genug, menschliche Schwachheiten zu ertragen, und von der Misantropie, nach seinem eigenen Ausdrücke, eben so sehr entfernt, als von der Misologie. Ueber Armuth konnte er sich nicht beschwehren, denn er hatte sie freywillig gewählt. Beschwerden, Armuth, Verachtung! Was für Klagen in dem Munde eines Socrates! Lieber möchte ich einen Alexander über das Ungemach des Kriegs klagen hören!

Athen nennet der deutsche Socrates grade weg einen Haufen Aufrührer gegen die Gesetze. Wie wild! wie ausgelassen! So allgemein und so unglimpflich hat der griechische Weltweise niemals geurtheilt. „Wenn ich einen von euch begegne, sagte dieser zu seinen Richtern, die er auf keinerley „Weise schonete, so rede ich ihn an, vor„treflicher Mann! du bist ein Bürger zu „Athen, in einer Stadt, die an Weisheit „und an Macht die gröste und berühm-

teste

„reste ist, und du schämest dich nicht
„dein Tichten und Trachten auf über-
„mäßige Reichthümer, Ruhm und An-
„sehen zu verwenden, ohne dich um
„Weisheit, Warheit, und Besserung dei-
„ner Seele im geringsten zu beküm-
„mern?„

So redete der Grieche, und der über-
strenge Deutsche sagt, die Schmeichler
nenneten Athen, die weise und mächtige
Stadt. —

Das Todesurtheil war ihm schon gespro-
chen, und Socrates blieb in der Hochachtung
gegen seine Vaterstadt noch so unveränderlich,
daß er es für *Hochverrath hielt*, sich dem
ungerechtesten Urtheile seiner Nebenbürger zu
entziehen, und für Undankbarkeit, sich darüber
zu beschwehren. Wer den Criton des Plato
gelesen, der weiß, mit welcher göttlichen Be-
redsamkeit sich Socrates wider den Crito
der Vaterstadt angenommen. Der härteste
Ausdruck, wider die Athenienser, der ihm in
der letzten Stunde entfahren, war dieser:
„Simmias! rede mir nicht mehr von den

 Athe-

„Athenienſern, denn ſie wiſſen nicht, wer ſich „nach dem Tode ſehnet, noch wer ihn ver- dient. „Wir haben izt von andern Dingen „zu reden, ſezt er hinzu, [illegible] „[illegible]“

An dieſer Sanftmuth erkenne ich den Wei- ſen, aber nicht an dem Ungeſtüme, mit wel- chem ihm Herr W. zu athenienſiſchen Vor- ſtehern ſagen läßt: „Wenn das Verderben in „einem Staate die Oberhand gewinnet; ſo iſt „es eines jeden ehrlichen Mannes Pflicht, „denſelben nach allen ſeinen Kräften zu ſteu- „ern. Es iſt Hochverrath, wenn er dieſes „unterläßt,“ worüber er ihn in der Folge ſich noch deutlicher erklären läßt: „Ich rede von „dem Vorzug, welchen die Groſſen bey allen „Anläſſen ihren eigenen Angelegenheiten über „die wahre Wohlfarth des Staats beylegen. „Sie gehen in der Republic auf Beute „aus, wie in einem eroberten Lande, und „ein jedes neues Amt, welches ſie erhaſchen, „iſt die Frucht ihrer neuen Argliſt, durch „welchen ſie endlich das gemeine Weſen zu „ihrem Eigenthume gemacht haben.“

Ueber-

Ueberhaupt läßt Herr W. seinen Socrates,
bey allen Gelegenheiten die Regierung seiner
Vaterstadt tadeln, und seinen Freunden und
Nebenbürgern mit verhaßten Farben abmah-
len. Solche Denkungsart möchte einem Cato,
einem Brutus, und allenfalls einem Cicero
anstehen, aber Socrates ist mir von einer
ganz andern Seite bekannt. Er hütete sich,
jemals von öffentlichen Angelegenheiten zu re-
den, oder von der Staatsverfassung Athens
seine wahre Meinung zu sagen. „Vielleicht
„dürfte es ungereimt scheinen, sprach er zu
„seinen Richtern, daß ich einzelnen Bürgern
„nachlaufe, um sie zu vermahnen, und mich
„noch nie in eine öffentliche Versammlung ge-
„wagt habe, der gesamten Bürgerschaft zu
„rathen. — Doch ihr wisset, Athenienser!
„wenn ich mich in euere öffentliche Händel
„gemischt hätte, so wäre es längst um mich
„geschehen gewesen, und ich hätte weder
„euch, noch mir den geringsten Nutzen
„gestiftet. Werdet nicht ungehalten, wenn
„ich die Warheit rede. Der macht es gewiß
„nicht lange, der sich euch, oder einem an-

„dem Volke öffentlich widersetzt, und durchaus
„in Staatsangelegenheiten keine Ungerechtig-
„keit oder Unbilligkeit zu dulden gedenkt. Wer
„für die Gerechtigkeit streiten, und nicht so
„gleich umkommen will, der muß alle Staats-
„angelegenheiten meiden, sich unter Privat-
„leuten halten, und blos mit Privathändel
„abgeben. Ich kann euch hiervon grosse Zeug-
„nisse anführen, keine Vernunftgründe, son-
„dern (was ihr höher schätzet) Begebenhei-
„ten u. s. w." —

Unser deutsche Socrates ist auch weit so unwissend nicht in seinen Augen, als der Griechische gewesen. Die grossen Worte Weisheit und Tugend, führt er beständig im Munde; redet von sich beständig wie von einer dritten Person, der Weise; ist übermüthig genug, einen Menschen, der ihn eigensinnig schilt, zu antworten. „Es ist „nur die Schuld der Thoren, wenn der „Weise sonderbar, oder eigensinnig scheinet," stolz genug, zu einem Priester der Minerva zu sagen: „Ich habe mein ganzes Leben der „Betrachtung der Weisheit geweihet, welche

die

„die beständige Bemühung der Minerva ist.
„Ich bin in ihren geheimen, in ihren
„vertrautesten Umgange mehr Tage ge-
„wesen, als du vielleicht Stunden in
„ihrem Tempel zugebracht. (O des un-
verschämten Prahlers!) und eitel genug, sich
von seinen Schülern Elogen vorschmeicheln
zu lassen, die ein ehrlicher Mann, ohne zu
erröthen, weder sagen noch anhören kann. —
— Plato wollte in seinen Tischgesprächen
den Socrates vom Alcibiades loben lassen.
Was für Kunst hat der Mann gebraucht,
bey dieser Gelegenheit alle Unanständigkeiten
zu vermeiden! Er läßt den Alcibiades halb
berauscht in die Versammlung kommen, da-
mit ihm desto mehr Freyheit geziemen, und
vom Socrates selbst gelassen werden könnte.
„Du, spricht er zum Socrates, laß mich
„ausreden. Ich rede die Warheit, und das
„wirst du mir hoffentlich nicht verbieten.
„Wein und Jugend sind beyde freymüthig,
„und lieben die Warheit; — Laß mich nur
„ausreden. u. s. w." Diese Anstalten braucht
Herr W. überall nicht. Die Freunde So-
crates

crates sind ihm Leute, die ihren Lehrer vergöttern, und Socrates selbst, ein Mann, der sich nicht ungerne vergöttern läßt. — Er wollte seinen Vorgängern den Platons und Xenophons nichts zu verdanken haben, und war vielleicht eigensinnig genug, nicht einmal die Charaktere der Hauptpersonen von ihnen zu borgen.

D.

Hundert und sechzehnter Brief.

„Die Sprache des Socrates, sagt Alcibiades beym Plato, gleichet vollkommen „einem holen Satyr, der dem Bilde einer „Gottheit zur Schale dienet. Wer ihn das „erste mal reden höret, dem möchte er lächerlich scheinen, denn alle seine Worte und „Reden sind wie in dem Felle eines plumpen Satyrs eingehüllet. Er redet von „niedrigen und gemeinen Dingen, und seine „Beyspiele sind alle aus den Werkstäten verächtlicher Künstler, also, daß Leute, die „ihn nicht recht verstehen, über ihn lachen „müssen. Wer aber durch die Schale hindurch,

„durch, bis auf den Kern bringet, der wird „einen grossen Sinn, eine innere Seele ge= „war; der findet das Göttliche darinnen, „welches vortrefliche Tugend lehren, und „höchstnüzliche Vorschriften des Guten und „schönen enthält." Unser deutscher Plato oder Herr W. giebt seinem Socrates eine blühmigte und stolzzierende Sprache, die den plumpen Satyr von aussen ganz verleug= net, aber von innen nur desto mehr ver= räth. Der steife Eigensinn, und der uner= träglichste Stolz, leuchtet aus allen seinen Predigten hervor. Der erhabene Schwäzer mag noch so sehr mit den Worten Tugend und Weisheit um sich werfen; man merkts, daß der Ehrgeiz noch heimlich in seinem Busen lauert, und seine Unwissenheit versäu= met keine Gelegenheit sich zu zeigen, so sehr er sie zu verhüllen gedenkt.

Hier sind einige Proben von der Sprache und zugleich von der Denkungsart unseres Socrates. „Warlich unsere Namen, spricht „er zum Euripides, werden in dem Ver= „zeichniß der Weisen, der guten Sänger von

Athen

„Achen stehen, wenn die Titel unserer mäch-
„tigen Spötter unter dem Schutt ihrer präch-
„tigen Palläste einmal verscharret sind. Alle
„Gewalt, alle unsinnige Gewalt der Tyran-
„nen ist, mit Ströhmen Blut, die sie ver-
„giesset, nicht fähig, den Namen eines ein-
„zigen Weisen aus den Büchern der Unsterb-
„lichen zu löschen. Die Tugend aber, wel-
„che ihm diese Vorrechte verleihet, ist noch
„unendlich mächtiger. Sie gebietet der Zeit,
„und lenkt alle Gemüther. Ein Wink von
„derselben gilt mehr, als alle Befehle ihres
„stärksten Feinde. Wir haben Freunde und
„Schüler, die niemals aufhören werden, die
„geheiligten Rechte der Tugend mit einer gött-
„lichen Beredsamkeit und einem noch göttli-
„chem Leben zu vertheidigen. Die Tugend,
„welche sie durch ihre weisen Uebungen sel-
„ber ernähren, wird zu riesenmäßiger Stärke
„anwachsen. Sie wird mit ihren Macht-
„sprüchen alle niederträchtige Gewalt neben
„sich zu Boden schlagen. Die Sachwalter
„des Lasters werden verstummen; und der
„falsche, der boshafte Witz wird aus Ver-
zwei-

„Verstellung seine freche Stirne in den Schleyer „der abergläubischen Andacht, oder in die „Mine eines ausgelassenen Zottenreissers ver„stecken müssen.“ Schön gedacht! Die Tugend wird zu riesenmäßiger Stärke anwachsen, wird das Laster zu Boden schlagen, und keinen falschen Witz neben sich dulden, als denjenigen, welcher entweder heuchelt, oder Zotten reißt. Welcher Triumph für die Tugend!

In einer Monologe deklamirt Socrates: „O unschätzbares Kleinod meines Lebens, „göttliche Tugend! Wie unwidertreiblich ist „deine Gewalt! Die Verspottung ist wie der „Stich einer Natter, deren *Gift alle Ner„ven durchdringt*, (nicht doch! die Nerven „eines Socrates sind gegen Verspottung ganz unempfindlich. Die Liebe zur Weisheit vergleichet er beym Plato mit einem Natterstiche, denn sie durchdringet das Innerste des Menschen, und läßt ihm keine Ruhe,) „und dennoch vermag sie nicht, den „Weisen zu einer einigen niederträchtigen „That zu bewegen: Sehet, ihr Bezwinger der

„der Städte, und zeiget eine Standhaftig-
„keit, die einer solchen gleiche. Ihr gebraucht
„zehn tausend Hände, und noch so viel Rüst-
„zeuge, eine schwache Mauer niederzureissen.
„Der Tugendhafte aber bedarf nur sich
„selbst, nur die Kräfte seines Verstandes und
„Gemüths, und seine Seele, das unverän-
„derlichste unter allen Geschöpfen, um das
„Laster, die scheußlichste unter allen Bestien
„zu bezämen.“ Und was meinen Sie, von
welcher göttlichen That itzt Socrates zurück
kömmt, daß er sich ein solches Triumphlied
singt? Er hat sich mit dem Aristophanes
gezankt, der Comödienschreiber hat gespottet,
und der Weltweise geschimpft. — Doch ich
bin Ihnen von dieser Unterredung des So-
crates mit dem Aristophanes eine aus-
führlichere Nachricht schuldig.

Der Beschluß künftig.

Briefe,
die neueste Litteratur betreffend.

II. Den 10. Julius. 1760.

Beschluß des hundert und sechszehenten Briefes.

Wem der feine ironische Geist des Socrates nicht unbekannt ist, der wird allezeit vermuthen, Aristophanes selbst würde gegen ihn in einem Wortkampf den Kürzern ziehen. Anfangs würde zwar das laute Gelächter auf der Seite des Comödianten seyn, und Socrates würde nachgeben. Zuletzt aber müßte sich der lustige Aristophanes so in die Enge getrieben sehen, daß er entweder beschämt da stehen, oder die Laune verändern, und böse werden müßte. Diesen Ausgang hätte ich mir vor der Unterredung des Socrates mit dem Aristophanes versprochen. Allein, was für eine elende Figur läßt Herr W. seinen Socrates machen! Sein Aristopha-

nes ist zwar ein ziemlich schaler Spötter, dem weder Witz, noch Einfall zu Dienste sind; allein sein Socrates ist noch weit abgeschmackter. Hier ist ein Auszug aus dem Gespräche.

Aristophanes.

„Ist es einem geringen Dichter erlaubt, „von dem König der Athenienſischen Weisen „eine Verhör zu empfangen, so wollest du, „Socrates! mir eine Bitte gewähren, die „ich schon lange bey dir abzulegen im Sinne „hatte. Ich möchte gern in meiner Kunst „vollkommen seyn, und ich weiß zu dieser „Absicht kein eigenthümlicheres Muster, als „deine Person und ganzes Betragen auszu„wehlen. — Ich würde mein ganzes Thea„ter um eine Person geben, die mit einem „Angesicht, wie das Deinige ist, ein solches „steifes Wesen, eine solche ernsthafte Gravitet „zu verbinden wüßte. Das Lächerliche giebt „niemals mehr Belustigung, als wenn es „neben dem übertriebenen Stolze stehet, oder „solcher selber ist.“

Wie

Wie armselig! Socrates mußte mit einem so unwitzigen Lustigmacher nothwendig Mitleiden haben, oder über ihn lachen; allein Herr W. läßt ihn steif und gravitetisch antworten:

„Es ist wahr, Aristophanes, du weißt „deine Kunst noch nicht aus dem Grunde, „weil du sie an dem unrechten Ort anwendest, „wo die gemeine Anständigkeit der Sitten dir „dieses Spiel verbietet."

Aristophanes.

„Verzeihe mir, Socrates, daß ich mich bey „deinem Antlitz ein wenig geirret habe; ich „glaubte einen Mimum zu sehen, (diß paßt vortreflich auf der Antwort des Socrates. Herr W. *dialogirt meisterhaft.*) „Man muß „selber einen Dämon besitzen, wenn einem die „Tugend dabey zu Sinne kommen soll. Wenn „die Weisheit in einer solchen Gestalt erschiene, „so müßte man einen dichten Schleyer über „sie werfen, damit solche niemand an statt ei„nes Hermas oder Priapus aufstellen möchte."

Konnte der griechische Socrates über diese Demüthigung sich entrüsten? Gewiß nicht!

 Sein

Sein Geliebter und Lehrjünger hat ihm sehr oft gesagt, „du siehest der Bildung nach, völlig „so aus, wie der Satyr Marsias.“ Er selbst hat einem Gesichtsdeuter eingestanden, daß er eine unglückliche Physionomie habe, und seiner Gesichtsbildung nach für den niederträchtigsten Menschen zu halten sey. Doch Herr W. läßt seinen Weisen alle Contenance verlieren. Wie ungebärdig er sich stellet!

Socrates.

„Die Schönheit des Körpers, o Aristo-„phanes, ist ein zweydeutiges Kennzeichen „der Tugend und Weisheit. Die Seele „hat Schönheiten, die ihr eigenthümlich sind, „und nur von denen gesehen werden, welche „durch die schwarzen Wolken der sichtbaren „Dinge bis in das Heiligthum der Götter „hindurch schauen. Ein solches Gesicht aber „verleihen dieselben keinem, der durch einen „liederlichen Leichtsinn sich ihres seligen „Umgangs unwürdig macht.“ ——

Nach einem langen Wortwechsel über die Pflicht des comischen Dichters, der von der einen Seite mit Bitterkeit, und von der andern

mit

mit Niederträchtigkeit geführet wird, fähret endlich Socrates fort;

„Die schöne Tugend, welche einem jeden Wei„sen Ruhe und sanfte Bewußtheit seiner guten „Thaten zuwinkt, wird unter dem wilden Ge„tümmel der gröbern Leidenschaften gänzlich „aus den Augen verlohren. Wie unersetzlich „aber ist dieser Verlust! Welch ein unendlicher „Unterschied der frohen Ehrlichkeit, mit leisen, „aber sichern Schritten in seinem ganzen Leben „zu folgen, oder sich in den Netzen seiner eige„nen Schalkheiten und Verstellungen zu ver„stricken! Ueber wen meinest du, Dichter, daß „die Götter mit mehrerer Verachtung herab„schauen; über eine Welt, da das Gute sich zu „dem Bösen nach dem genauesten Ebenmaaß „verhält; oder über einen taumelnden, dessen „Leichtsinn grösser denn alle Ungereimtheiten „der Welt ist?“ — Verstehen Sie dieses prächtige Geschwätze? Ich nicht, und Aristophanes muß es eben so wenig verstanden haben, denn er versetzet darauf;

Aristophanes.

„Ich glaube, daß ein philosophischer Schwär-

 mer,

„mer, nach dem Urtheil des Minos selbst, in „dem Quartier der glückseeligen Thoren den „obersten Platz verdiene." Eine Antwort, die sich auf dem vorhergehenden so wenig zu passen scheinet, daß Socrates wohl thut, eben so mal a propos zu erwiedern;

Socrates.

„Du redest, als wenn die Rachgöttinnen dich „schon hier auf Erden zu ihrem Geheimschrei„ber erwehlet hätten; ich glaube aber gewiß „nicht, daß sich ein Comicus zu diesem Berufe „schickte."

Aristophanes.

„Ich vermag vielleicht, ohne diese Stelle zu „haben, manchen Aufgeblasenen mit leichter „Mühe vor mir zittern zu machen."

Socrates.

„Die Stralen, welche aus einem comischen „Theater hervor brechen, können die Gedanken „desjenigen nur nicht zerstreuen, der bey des „Jupiters seinen unbeweglich stehet." Abentheurlicher konnte ihm Aristophanes in den Wolken selbst nicht sprechen lassen!

Sie

Sie setzen ihre Unterredung fort, ich aber will hier abbrechen, und Ihnen nur noch den Schluß dieses seltsamen Auftritts hersetzen.

Aristophanes.

„Mein größter Fehler, o Socrates, ist, daß „ich aus einem unbesonnenen Mitleiden gegen „unglückliche Thoren dieselbe bey gegebenen „Anlässen nicht derbe genug durchziehe. Ich „verspreche dir, daß ich gewiß das nächste mal „nicht in diesen Fehler fallen werde.“

Socrates.

„Du wirst einen gesetzten Muth vor dir fin„den, an dem dein ganzer lasterhafter Witz „stranden wird.

Aristophanes.

„Das Urtheil der Menge wird es ausma„chen, wie wohl oder übel er angebracht ist.“ Er tritt ab, und Socrates hält seiner Standhaftigkeit einer Lobrede, die ihr desto schmeichelhafter seyn muß, je weniger sie dismal Lob verdienet. — Sie haben diese Monologe bereits gelesen.

D.

Hundert und siebenzehnter Brief.

Hat Herr W. seine Gespräche nicht für die Schaubühne zurichten können; Warum suchte er nicht wenigstens die grosse Manier im Dialogiren, zu erreichen, die wir an den Alten bewundern? Sie wußten einen Discurs mit vieler Geschicklichkeit, aber doch natürlich, herbeyzuführen, die Materie unter die unterredende Personen glücklich zu vertheilen, jede Person charaktergemäß denken, und gelegentlich sprechen zu lassen, und gleichwohl war ihr Augenmerk auf das Ganze mit gerichtet. Die Einheit des Endzweckes fügte die mannigfaltige Theile so glücklich an einander, daß man dem Faden der Unterredung ohne Verwirrung folgen, und den Weg, den man zurück gelegt, ganz übersehen konnte. — Socrates hatte seine eigene Weise. Er wußte seinen Gegner durch geschickte Umwege dahin zu locken, wo er ihn haben wollte, und wenn ein Mißtrauen entstand; so erlaubte er ihm zurück zu kehren, um, wenn er es nöthig findet, sich besser vorzusehen. Seine größte Kunst aber setzte er

daran,

daran, die wichtigen Lehren, davon er überzeugen wollte, in ihre Elementtheile aufzulösen, so, wie man die harten Speisen zerhackt, um sie für schwächliche Magen etwas verdaulicher zu machen. Er fieng sodann von dem bekanntesten an, das sein Gegner einzuräumen nicht umhin konnte, lockte ihm ein Geständniß nach dem andern ab, und ganz unvermerkt befand er sich am Ziele.

Es gehöret freylich kein gemeines Talent dazu sich diese Manier zu eigen zu machen, und da sie einem Cicero nicht sonderlich gelungen; so stehet es einem Neuern weit weniger zu verdenken, wenn er unglücklich darinn ist. Allein ein Verfasser socratischer Gespräche, muß wissen, was sein Gegenstand von ihm fordert, und was für Vorgänger er gehabt, mit welchen man ihn nothwendig vergleichen muß. Hat Herr W. aber die Gefahr dieser Vergleichung eingesehen; so verdienet seine Nachlässigkeit im Dialogiren nicht die geringste Nachsicht.— Doch, was rede ich von Nachlässigkeit? Herr W. scheinet von der Kunst zu dialogiren nicht den mindesten Begrif zu haben.

Sie finden in seinen zwey und dreyßig Gesprächen nicht nur keine Spur von der feinen socratischen Manier; sondern sie werden die gemeinsten dialogischen Tugenden vermissen, ohne welche ein Gespräch weit langweiliger wird, als der langweiligste Discurs. Alle Personen unseres Verfassers lehren aus einem Tone, die Charaktere sind ohne Leben, die Gesinnungen ohne Warheit, und der Ausdruck ohne Natur. Zum Unglück hat er seine so schon ungelenkige Sprache, durch eine Menge poetischer Blühmchen noch weit unnatürlicher gemacht.

Sie wissen doch, was ich hier unter poetischen Blumen verstehe? Nicht die feurige Sprache eines Weltweisen, den die Warheit begeistert hat; nicht die strömende Beredsamkeit die aus dem Herzen quillt, und sich ins Herz ergießt. — Ich müßte weder den Plato noch den Schaftesbury kennen, wenn ich diese tadeln wollte. — Ich rede von dem schwerfälligen, neumodischen Styl, durch welchen sich unsere Prosaschreiber ein Ansehen zu geben glauben, von der seltsamen Gewohnheit

die

die gemeinsten Gedanken in einem Schwall von prächtigen Worten gleichsam zu ersticken, um den Leser weiß zu machen, er habe was wichtiges gelesen; diese Schreibart ist, um mich mit Dr. Young auszudrücken, für alle übrige Arten von Prosa eine böse Krankheit, für das Gespräch aber, der völlige Tod.

Sie haben in meinen vorigen Briefen einige Proben von der Schreibart und vom Dialogischen des Herrn W. gesehen. Reichen diese nicht zu, meine Critik zu rechtfertigen? Hier sind noch einige! Gleich im ersten Gespräche, sagt Antisthenes zu seinem Lehrmeister: „Du allein, „o Socrates, hast mich zum Menschen ge„macht; daß mein Gemüth, wie ein diaman„ner Fels, allen Wellen des Unglücks [illegible] „bietet, bin ich nicht meinem leiblichen [illegible], „sondern dir und deiner wunderbaren Kunst „allein schuldig, die das härteste Gemüth und „meinen eisernen Sinn deiner göttlichen Ge„walt unterworfen. Du hast meine Seele mit „Standhaftigkeit als mit einem Panzer von „geschliffenen Stahl gegen alle Anfälle des „Unglücks ausgerüstet. Ich bin ein Held und „ein

„ein Ueberwinder meiner selbst, und aller wi-
„drigen Sorgen, unter deiner Anführung ge-
„worden.“ Was für Tautologien! dia-
mantner Fels, härteste Gemüth, eiserner
Sinn, Panzer von geschliffenem Stahl,
wunderbare Kunst, göttliche Gewalt,
Wellen des Unglücks, Anfälle des Un-
glücks, ein Held, ein Ueberwinder u. s. w.
Ich öfne die mit Schnörkel gezierte Schale
um die innere Gottheit zu suchen; allein wie
klein, wie unansehnlich ist diese! der ganze
Gedanke ist; Von dir, o Socrates, habe
ich gelernet, das Unglück geduldig er-
tragen. Kann der Contrast lächerlicher
seyn? — Doch Antisthenes hat ausgeredet,
und Aristippus fängt an:

„Und ich wäre in die Pfützen der Wollust,
„in diese unergründlichen Moräste, unabheblich
„versunken, wenn nicht dein starker, dein
„durchdringender Ruf zur Weisheit, mich
„annoch auf den Pfäden, einer gewissen Mäs-
„sigung erhielten. Oft thut meine Seele, noch
„jezt vergebliche Versuche auf dem Scheidweg
„der Sitten, die Vorschrift der Weisheit zu
„erwäh-

„erwählen. Wenn das Laster mit einem
„Sirenengesang mich durch die feinern Lüste
„der Sinnen zur Wollust verführet, so glitsche
„ich oft auf die Wege dieser Ergötzlichkeiten,
„und falle durch die schlipfrige Exempel der
„Grossen." — Auch Aristippus hat aus-
geredet, und Euclides von Megara hebt an:

„Unsere Waffen sind gegen die schlauen So-
„phisten unüberwindlich geworden, seitdem
„wir dieselben nach deiner Anleitung, o So-
„crates, bestritten. Sie schiessen ihre spitzi-
„gen Pfeile vergebens gegen uns los, wenn
„wir deine bewährte Lehrart denselben als ei-
„nen Schild der Minerva entgegen halten.
„Alle Sophisten versuchen umsonst ihre Kräfte
„an dieser göttlichen Weisheit, und ihre ganze
„Redekunst wird darüber zu schanden."

Sie sehen! diese Herren sind blutarm an
Gedanken, allein sie wissen zu wirthschaften.
Sie wärmen denselben Kohl zu verschiedenen
malen auf, um ihr Gehirn nicht in neue Kosten
zu setzen. Diese Kunst haben sie vermuthlich
von der göttlichen Rednerin Aspasia gelernt,
die des Socrates Lehrmeisterin in der Bered-

samkeit

samkeit gewesen; denn diese weiß mit ihrem kleinen Gedankenvorrath noch sparsamer umzugehen. Lesen Sie, wenn Ihre Geduld noch nicht ermüdet ist, und zehlen Sie, wie viel mal derselbe Gedanke wiederholt wird! — Sie redet mit dem Aristophanes; „Socrates „Geist, spricht die beredte Dame, machet der „menschlichen Natur Ehre. Er ist bis zu der „Quell aller Schönheit, bis zu dem erhaben„sten Begrif der Vollkommenheit gedrungen. „Weil er seine Begriffe in gewisse allgemeine „Classen oder Regeln zu setzen gewußt; (1) so „hat er nicht die bunte Mannigfaltigkeit „eines Wizlings. (2) Nicht eine blosse, „sinnliche und flüchtige Schönheit giebt „bey ihm den Ausschlag über das wahr„hafte Schöne. Er ruhet in seinen Unter„nehmungen nicht, bis er die absolute Noth„wendigkeit desselben eingesehen. (Was will die Frau hiermit sagen?) „(3) Sein Wiz „ist keine Cokette, welche von einem Vor„wurf zu dem andern schwärmet. (4) Er „gleichet keinem Schmetterlinge, welcher „nun auf kurzer Zeit eine Gestalt an„nimmt,

„nimmt, und sie denn wiederum verläßt.
„(5) Genien, welche solchen vielfarbigten
„Mücken gleichen, flattern nur auf den
„Bluhmen, und verkennen die grössern
„Schönheiten der Natur. Sein Witz ist von
„einer höhern und bessern Art. Er verbindet
„nehmlich die Lilien und Rosen der lächelnden
„Jugend mit allem Anstand des reifern Alters.
„Nur Genien, welche (6) mit einer bestän-
„digen Unruhe herumflattern, verken-
„nen die vollkommenere Schönheiten
u. s. w. Die ewige Schwätzerin! will sie hier
Exercitia machen, daß sie einen elenden Ge-
danken so ofte variiret?

Doch Schade für die Pedanten! *hier ist ein Mann, der zu leben weiß.* Charicles ein athenienſischer Vorsteher, redet den Socrates an:

„Da ich wegen Geschäften dieses Quartier
„der Stadt besuchen mußte, konnte ich nicht
„umhin, unsern berühmten Socrates zu be-
„suchen, um seiner Gesundheit Nachfrage zu
„halten.“ Sehen Sie? der ist höflich. Er
grüßt; Guten Morgen, Herr Socrates!

Wie

Wie befinden Sie sich? Allein, als ein Athenienser, weiß er dem Complimente eine Wendung zu geben. Seiner Gesundheit Nachfrage zu halten, ist weit edler, als: wie befinden Sie sich? — Der gute Socrates muß dergleichen Complimente niemahls gehört haben, denn er wird ungehalten, und antwortet: "Du hast, o Edler, weit grössere Bemühungen, als daß du dich im Ernst um einen gemeinen Bürger bekümmertest, der seine „Ehre stets und allein in eine verachtete Tugend gesetzet." Das heißt vielleicht, du bist, „o Edler, ein Vorsteher zu Athen, und es ist „deines Amts gar nicht, dich nach Gesundheiten zu erkundigen. Doch wenn du auch ein „Arzt oder Apothecker wärest; so wisse, daß „ich ein armer Bürger bin, der die Visite „nicht bezahlen kann, denn ich setze meine Ehre „und mein Vermögen in eine verachtete Tugend, und damit dürfte den Arzt wohl nicht „gedient seyn.„ So möchte man die Antwort des Socrates auslegen. —

Der Beschluß künftig.

Briefe,
die neueste Litteratur betreffend.

III. Den 17. Julius. 1760.

Beschluß des 117ten Briefes.

In der Folge geräth sowohl der Vorsteher als der Weltweise in Hitze; allein ich glaube, Sie werden den Herrn W. von der solennen tragischen Seite nun zur Gnüge kennen. Ich habe kaum so viel Platz, Ihnen noch eine Probe von dem comischen Genie dieses Schriftstellers mitzutheilen, und zwar aus einer *Unterredung des Socrates mit seinem Hauskreuze, der Xantippe.*

Xantippe.

„So hat einmal, du alter Tollkopf, Athen „dich nach Verdienst belohnt, und dir deinen „eigensinnigen Stolz stark genug gebrochen. „— — — Ich kann einen solchen nichts„werthen, verschmäheten Mann nicht mehr „vor mir sehen. (Sie stößt ihn von sich weg.)

Socrates.

„O Weib! Es kann niemahls eine wahre
„Schande von der Tugend entspringen u. s. w.

Xantippe.

„— — Du kannst meinetwegen in alles
„Unglück hineinrennen; es ist für deinen ei-
„gensinnigen Kopf kein Schade. Nur dein
„armes Weib und Kinder sind zu bedauren,
„die du, liederlicher Mann! durch dein alber-
„nes Geschwatz u. s. w. — Bey allen Göt-
„tern! Du bist der ärgste Bösewicht!

Socrates mit Lachen.

„Es scheinet, die Athenienser haben dich be-
„stellet, eine Furie zu agiren.

Xantippe.

„Warte nur, du aberwitziger Alter. Sie
„werden dich bald etwas anders lehren. Ich
„weiß schon, was ich von meiner Nachbarin
„gehört habe. — —

Socrates.

„Es wäre mir dabey bange, wenn ich Xan-
„tippe wäre.“ Dieser Zank dauert so lange,
bis sich Plato mit in den Handel mischet, und
seinem Lehrer beystehen will. Als sie dieses
hört,

hört, stößt sie ihren Mann mit seinen Schülern zum Hause hinaus, und spricht; „Ich „kenne euch alle genug; ich weiß, daß ihr „alberne Schüler eines alten, unerträglichen „Thoren seyd. Packt euch alle zusammen „hinaus!“ Antisthenes wundert sich, daß Socrates mit diesem Weibe so viel Geduld haben kann, und Socrates erwiedert; „Gedult, Sanftmuth, Mäßigung, o meine „Freunde! wären nichts als leere Worte der „Sophisten, wenn sie nicht bey wichtigen „Anlässen gebraucht werden könnten. Nun „ein Sieg macht einen Prinzen berühmt, wenn „er unverschuldete und unerbittliche Feinde „hat. Kein Feind aber ist so heftig, als der „Ursprung aller Feindschaft, nehmlich eine un„ordentliche Gemüthsbewegung des andern. „Sie richtet auch so gewiß eine ähnliche Zer„rüttung in einem unbereiteten Gemüthe an, „als der Apfel der Eris solches vorzeiten ge„than hat. Der weise also —“ O! lassen Sie die Xantippe wieder kommen; der Mann plaudert zu unerträglich.

D.

Hundert und achtzehnter Brief.

Ich habe mich tiefer hinein gewagt, und die Schutzrede gelesen, die Herr W. seinen Socrates halten läßt. O hätte ich lieber nicht gelesen! Hat es den nordischen Aufseher verdrossen, seine Freunde schlecht in Kupfer gestochen zu sehen; so können Sie sich leicht vorstellen, wie es mich gekränkt haben muß, den Charakter dieses ehrlichen Alten so schändlich verhunzt zu sehen. Ich gestehe Ihnen frey, einen so unbändigen, stolzen Mann, hätte ich selbst nicht losgesprochen. Der Giftbecher war freylich etwas zu arg; allein zu einem ewigen Gefängnisse hätte ich ihn gewiß mit verdammt, und gleichwohl fühle ich es, daß ich mich für den wahren Socrates vielleicht aufgeopfert haben würde. So entgegen gesetzt sind die Begriffe, die Herr W. und Ihr Freund sich von der Unschuld machen!

Herr W. scheinet irgendwo gelesen zu haben, Socrates habe sich mit so viel Muth und Erhabenheit vertheidiget, daß man ihn

eher

eher für einen Richter, als für einen Beklagten hätte ansehen sollen, und er gieng hin, und schilderte einen übermüthigen, hochtrabenden Mann, der vorsetzlicher Weise die Gemüther durch seinen Ungestüm noch mehr erbittert; der alle Achtung für seine Richter, für die Vaterstadt, für die Gesetze, und für ihre Verweser, aus den Augen setzet, und durch seine Aufführung einen grossen Theil der Beschuldigungen rechtfertiget, die seine Feinde wider ihn angeschrieben? Wie sanftmüthig und gelassen müssen die Richter seyn, die einen Beklagten, er sey wer er wolle, können sagen hören:

„Findet ihr es *nicht höchst unbillig*, o ihr „Bürger, daß ich, der ich zu euerm größten „Besten alle meine sittliche Kräfte angestrenget habe, deswegen den Tod leiden sollte, „daß ich euere unbändigen Leidenschaften nicht zu verbessern, und zu besänftigen „vermögend gewesen. Wäre ich so glücklich gewesen, euch mit der Tugend unaufhörlich zu verbinden, so würdet ihr „mir den ersten Platz unter euern Vor-

 „stehern

„Rebern einräumen. Nun aber, da
„euere Leidenschaften unendlich stärker,
„als alle meine sittliche Bemühungen
„sind, so bestrafet ihn die Grösse euerer
„Halsstarrigkeit an mir, euerem Lehrer
„und Anführer."

Was dünkt Ihnen? Wenn Sie Richter
wären, liessen Sie den aufgeblasenen Narren
weiter sprechen? — Beynahe sollte man
glauben, Herr W. habe eine Satyre auf den
Socrates machen wollen. — Androcles
sagt ihm, die Richter würden jetzt ein Urtheil
über ihn fällen, und er spricht zu den Her-
umstehenden: „Dieser Streit der Leiden-
„schaften mit der Tugend wird bald entschie-
„den seyn. Denn da die Rechtschaffenheit
„keine andere Waffen, als ihre eigene Un-
„schuld hat; so darf sie also durch alle ihre
„Beharrlichkeit in dem sittlichen Guten nichts
„anders als den Grimm der Bösen erwar-
„ten. Athen kündiget in meiner Person al-
„len guten Sitten einen ewigen Krieg an."
Alle gute Sitten! zehlet Herr W. der
Menschenliebe, Sanftmuth und Bescheiden-
heit

heit nicht mit zu den guten Sitten? Oder fehlet er Menschenverstand nicht zu den Eigenschaften, die ein Socrates besitzen muß? — Welche unwürdige Gesinnungen! Hören Sie, wie Plato seinen Lehrer von dem unbilligen Urtheil denken läßt, das wider ihn gefällt worden. Crito hat die Wache bestochen, und räth seinem Freund, sich der Gelegenheit zu Nutze zu machen, und zu entweichen. „Wie, antwortete dieser, mein „lieber Crito? Wozu willstu mich verleiten? „Wenn ich itzt im Begriffe wäre, davon zu „lauffen, und die Republick samt ihren Ge„setzen erschienen, um mich zu fragen; sprich, „Socrates! was bist du Willens zu thun? „Bedenkst du nicht, daß dieses uns, den Ge„setzen und dem gesammten Staate, so viel „an dir liegt, den Untergang bereiten heißt? „Oder glaubest du, daß ein Staat Bestand habe, „und nicht nothwendig zerrüttet werden „müsse, in welchen die Rechtsurtheile keine „Kraft haben, und von jeder Privatperson „vereitelt werden können? Was kann ich „hierauf antworten? mein Werther. — Etwa,

„daß mir Unrecht geschehen, und ich das
„Urtheil nicht verdienet, das wider mich ge-
„sprochen worden? Soll ich dieß antwor-
„ten? — Crit. Beym Jupiter, ja, o Socra-
„tes! — Socr. Wenn aber die Gesetze er-
„wiederten; Wie Socrates, hast du dich gegen
„uns nicht anheischig gemacht, alle Rechts-
„sprüche der Republick zu genehmigen? —
„Ich würde über diesen Antrag stutzen; allein,
„sie würden fortfahren; Laß dich dieses nicht
„befremden, Socrates; sondern antworte
„nur; du bist ja sonst ein Freund von Fragen
„und Antworten; Sag an, was misfällt dir
„an uns und an der Republick, daß du uns
„zu Grunde richten willst? Misfallen dir
„etwa die Gesetze der Ehe, durch welche dein
„Vater deine Mutter geheyrathet, und dich
„zur Welt gebracht; misfallen dir diese? —
„Keinesweges, würde ich antworten. So
„misbilligst du etwa unsere Weise die Kinder
„zu erziehen, und zu unterrichten? Ist die
„Einrichtung nicht löblich, die wir zu diesem
„Behuf gemacht, und die deinem Vater ver-
„anlasset, dich in der Musik und Gymnastik

„unter-

„unterrichten zu lassen? — Sehr löblich,
„müßte ich antworten. — Du gestehest also,
„daß du uns deine Geburth, deine Aufer̃zie-
„hung, und deine Unterweisung zu verdanken
„hast, und folglich können wir dich sowohl,
„als jeden von deinen Vorfahren als unsern
„Sohn und Untergebenen betrachten. Ist
„dem aber also, so fragen wir; kömmt dir
„mit uns ein gleiches Recht zu? und bist du
„befugt, uns alles, was wir dir thun, mit
„gleicher Münze zu bezahlen? du wirst dir
„kein gleiches Recht mit deinem Vater an-
„maassen, kein gleiches Recht mit deinem
„Gebieter, wenn du einen hast, sie alles,
„was du von ihnen leidest, wieder empfinden
„zu lassen, dich mit Worten oder Thaten wi-
„der sie zu vergehen, wenn sie dir etwa zu
„nahe treten; und mit dem Vaterlande, und
„mit den Gesetzen willst du gleiches Recht ha-
„ben? Gegen uns willst du dich für befugt
„halten, so bald wir etwas wider dich be-
„schlossen, dich wider uns aufzulehnen; den
„Gesetzen, dem Vaterlande, so viel bey dir
„stehet, den Untergang anzurichten? Und du

 „glaubst

„glaubst rechtschaffen zu handeln? du, der
„du dich im Ernst der Tugend befleißigen
„willst? Stehet es so um deine Weisheit,
„daß du nicht einmal einsiehest, daß Vater,
„Mutter und Vorfahren, lange nicht so ehr-
„würdig, nicht so hoch zu schätzen, nicht so
„heilig sind, bey den Göttern sowohl, als bey
„allen Menschen, die bey Verstande sind, in
„keinem solchen Ansehen stehen, als das Va-
„terland?" Sie fahren in diesem Tone fort,
und setzen endlich hinzu: „Bedenke, So-
„crates! ob du nicht unbillig gegen uns ver-
„fährst? Wir haben dich gezeugt, erzogen,
„und unterrichtet, wir haben dich und jeden
„athheniensischen Bürger, so viel bey uns ge-
„standen, aller Wohlthaten, theilhaftig ge-
„macht, das gesellschaftliche Leben gewähren
„kann, und gleichwohl haben wir dir und
„jedweden, der sich zu Athen niedergelassen,
„die Erlaubniß gegeben, wenn ihm unsere
„Staatsverfassung nach einer hinlänglichen
„Prüfung nicht ansteht, mit den Seinigen
„davon zu gehen, und sich, wohin er will, zu
„begeben. Die Thore von Athen stehen einem
„jeden

„jeden offen, dem es in der Stadt nicht ge-
„fällt, und er kann das Seinige ungehindert
„mitnehmen. Wer aber gesehen, wie es bey
„uns zugehet, und wie wir Recht und Ge-
„rechtigkeit handhaben, und dennoch bey uns
„geblieben, der ist stillschweigend einen Ver-
„trag eingegangen, sich alles gefallen zu las-
„sen, was wir ihm befehlen, und wenn er
„ungehorsam ist; so begehet er eine dreyfache
„Ungerechtigkeit. Er ist ungehorsam gegen
„seinen Eltern, ungehorsam gegen seine Zucht-
„und Lehrmeister, und er übertritt den Ver-
„trag, den er mit uns eingegangen." —
Wo gerathe ich hin? die vortrefliche Stelle
hat mich so bezaubert, daß ich aufzuhören
vergaß. Wie verdrießlich muß es auch
seyn, vom Plato auf Herrn W. zurück zu
fallen!

Sehen Sie, mein Herr W., so war Socrates gesinnt, und so hätten sie ihn schildern müssen, wenn wir ihn im Bilde hätten erkennen sollen. Die Aehnlichkeit, der Geist, die Grazie, alles ist unter ihren Händen verschwunden. Haben Sie zum Unglück den

Plato

Plato niemals gelesen; so hätten Sie wenigstens vom Diderot lernen können, wie schwer es ist, diesen Charakter in seiner ganzen Würde auf die Bühne zu bringen. „Welche Beredsamkeit, spricht dieser in seiner Abhandlung „von der dramatischen Dichtkunst, welche „Beredsamkeit wird dazu erfordert! Welche „tiefe Einsicht in die Weltweisheit! Welch „Naturell! Welche Wahrheit! Man fasse „den festen, einfältigen, ruhigen, heitern, „und erhabenen Charakter des Philosophen „nur recht, und man wird bald merken, wie „schwer er zu schildern ist. Alle Augenblicke „werden sich die Lippen zum Lächeln verziehen, und die Augen voll Thränen stehen! „Ich würde vergnügt sterben, wenn ich dieses Werk so ausgeführet hätte, als ich mir „es vorstelle." — Wer so lebhaft von seinem Vorwurfe durchdrungen, und so gründlich vor den Schwierigkeiten desselben unterrichtet ist, der kann unmöglich etwas ganz schlechtes hervorbringen.

D.

Hundert

Hundert und neunzehnter Brief.

Ich bekomme Lust Ihnen den Plan mitzutheilen, den Diderot zu einem Trauerspiel über den Tod des Socrates entworfen. Zum Glücke haben wir eine vortrefliche Uebersetzung von dem Theater dieses philosophischen Kopfes, die meiner Bequemlichkeit sehr zu statten kömmt. Diderot ist ein einsichtsvoller Kunstrichter, dem es weder an Genie, noch an Geschmack, fehlt. Und der Herzhaftigkeit genug besitzet, den betretenen Weg zu verlassen, der öfters mehr von dem Vorurtheil, als von der Vernunft gebahnet worden. „Ich „möchte wohl sagen, spricht der Uebersetzer in „der Vorrede, daß sich nach dem Aristoteles, „kein philosophischerer Geist mit dem Thea„ter abgegeben hat, als Er. Daher sieht er „auch die Bühne seiner Nation bey weitem „auf die Stufe der Vollkommenheit nicht, „auf welchem sie unter uns die schalen Köpfe „erblicken." — Was von seinen theatralischen Stücken zu halten sey, müssen Sie ja von den Verfassern der Bibliothek der schönen

Wissen=

Wissenschaften * ja nicht auf Glauben annehmen, ob sich gleich die Herren darauf beziehen, das zu Paris eben so geurtheilet worden. Sie wissen, wie viel Pariser die Encicloplädie mit scheelen Augen ansehen, und Herr Diderot ist einer der vornehmsten Mitarbeiter an diesem grossen Werke. Aber dieses können sie dem Verfasser der Bibliothek sicherer glauben, daß die Schriften des Herrn Diderot „an vielen Orten schwehr zu verste„hen, und annoch mehrern schwehr, ja fast „gar nicht zu übersetzen sind„ — Desto rühmlicher ist es für den unbekannten Uebersetzer, daß er alle Schwierigkeiten überstanden, und eine fast unverbesserliche Uebersetzung geliefert hat. — Vielleicht habe ich zu einer andern Zeit Gelegenheit, mich mit Ihnen von dem Theater des Herrn Diderot weitläufiger zu unterhalten. Jtzt habe ich es blos mit seinem Plane von dem Tode Socrates zu thun.

„Es giebt eine Art von Schauspielen, (heißt es in der bereits angeführten Abhandlung von der

* 5ten Bandes 2tes Stück.

der dramatischen Dichtkunst) „wo man die
„Moral gerade zu, und doch glücklich vortra-
„gen könnte. Hier ist ein Beyspiel. Man
„gebe wohl darauf Achtung, was unsere Rich-
„ter davon sagen werden, und wenn es ihnen
„frostig vorkömmt, so glaube man nur gewiß,
„daß es ihnen an Energie der Seele, an der
„Idee der wahren Beredsamkeit, an Gefühl
„und Empfindlichkeit fehle. Ich wenigstens
„halte dafür, wenn sich ein Genie dieses Stof-
„fes bemächtigte, es würde unsern Augen
„nicht Zeit lassen, trocken zu werden, und wir
„würden ihm das allerrührendste Schauspiel,
„die allerlehrreichste und angenehmste Schrift,
„die man nur lesen kann, zu danken haben.
„*Ich meyne den Tod des Socrates.*

„Die Scene ist im Gefängnisse. Man
„erblickt den Philosophen in Ketten und auf
„Stroh liegend. Er schläft. Seine Freunde
„haben die Wache bestochen, und kommen mit
„anbrechendem Tage, ihm seine Befreyung
„anzukündigen.

„Ganz Athen ist in Aufruhr, aber der Ge-
„rechte schläft. Von einem unschuldigen Leben.

„Wie

„Wie süß es ist, wohl gelebt zu haben, wenn „man nun sterben soll! Erster Auftritt. „Socrates erwacht; er erblickt seine Freunde, „und wundert sich, sie so früh zu sehen.

„Der Traum des Socrates.

„Sie hinterbringen ihm, was sie ausgerich„tet haben. Er untersuchet mit ihnen, was „sich für ihn zu thun schicke.

„Von der Achtung, die man sich selber „schuldig ist, und von der Heiligkeit der „Gesetze.

Die Fortsetzung künftig.

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

IV. Den 24. Julius. 1760.

Beschluß des 119ten Briefes.

Das wäre also der zweyte Auftritt. — Der Stof zu diesen beyden Auftritten ist, wie Sie sehen, aus dem platonischen Gespräche Crito; Allein er hat durch den Zwang der theatralischen Regeln schon sehr gelitten. Beym Plato schläft der bereits verurtheilte Gerechte, indem die Partheyen für und wider ihn ganz Athen in Aufruhr setzen, und er streitet, gleichsam im Angesichte des Todes, für die Heiligkeit der Gesetze. Diderot aber sahe sich genöthiget, um die Einheit der Zeit zu beobachten, alles dieses vor der Verdammung hergehen zu lassen, zu einer Zeit, da der Weltweise noch Hofnung hatte, von seinen Richtern selbst losgesprochen zu werden. Dieser Umstand benimmt den Stof einen ziem-

 lichen

lichen Theil von seiner Erhabenheit. — Leute, die auf das Costume halten, dürfte vielleicht auch dieses befremden, daß Diderot den Socrates gleich nach der Anschreibung in Fessel legen läßt, da doch aus der Geschichte bekannt ist, das dieses nicht eher als nach der Verurtheilung zu geschehen pflegte. So viel ist zwar gewiß, ohne die Bürgschaft des Crito, wäre Socrates vielleicht gleich nach der Anschreibung in Verh[illegible] gezogen worden; denn als ihn Crito fragt; wie er nach seinem Tode bestattet seyn wollte? kehrte er sich zu den andern Weltweisen, und spricht: „Ich kann „diesen Freund, wie ich sehe, gar nicht über„zeugen. Er meynet immer noch, ich würde „nach meinem Tode noch hier im Gefängnisse „bleiben, und fragt, wie er mit mir verfahren „soll. Er hat den Richtern Bürgschaft „leisten müssen, daß ich da bleiben werde; „seyd so gut und verbürgt nun wieder bey „ihm das Gegentheil; daß ich nehmlich sobald „der Gift gewürkt haben wird, nicht mehr „hier bleiben, sondern mich davon machen „werde." — Aber, daß die Athenienser einen

anges

angeschriebenen Bürger, bevor noch Zeugen wider ihn verhört worden, sollten haben fesseln lassen, scheinet fast unglaublich. Doch dieß sind Kleinigkeiten, die man einem Dichter nicht aufmutzen kann! Diderot fährt fort:

„Die Wache kömmt; man nimmt ihm seine „Ketten ab.

„Die Fabel von Schmerz und Lust.

„Die Richter treten herein; mit ihnen zu„gleich die Ankläger des Socrates und eine „Menge Volks. Er wird angeklagt, und ver„theidiget sich.

„Die Schutzrede. Dritter Auftritt.

„Man muß sich hier nach den griechischen „Sitten richten; die Klagen müssen gelesen „werden; Socrates muß sich bald an seine „Richter, bald an seine Ankläger, bald an „das Volk wenden; er muß in sie dringen; „er muß sie fragen; er muß ihnen antwor„ten. Man muß die Sache zeigen, wie sie „wirklich vorgefallen ist; und das Schauspiel „wird um so viel wahrer, um so viel in „die Augen fallender, um so viel schöner „werden.“

Recht gut! das ist alles nach den griechischen Sitten; aber nach welchen Sitten ist es, daß die Richter, die Ankläger, und das Volk zu dem Beklagten ins Gefängniß kommen, ihn zu richten? Gewiß nach den Sitten des französischen Theaters, das lieber ganz Athen ins Gefängniß schicket, ehe es die Bühne verändern leidet. — Der Dichter, der dieses Schauspiel versuchen will, folge meines Erachtens, nur immer der Geschichte. Plato sagt, der Gerichtssaal, in welchem Socrates verurtheilt worden, sey dichte neben dem Gefängnisse gewesen. Diesen Umstand mache er sich zu Nutze; er ziehe einen innern Vorhang auf, und zeige mir die Richter in stiller Erwartung, die Trabanten, die Ankläger in heimlicher Bewegung, und das Volk, das von allen Seiten hinzu läuft. Diese lärmende Scene wird mit der Stille des Gefängnisses vortreflich abstechen. Er lasse den angeklagten Greis, von der Wache und von seinen Freunden umgeben, etwas entkräftet, aber unerschrocken hinzutreten. Was für ein Gemählde! was für schöne Züge hätte Diderot,

rot, dieser Freund von theatralischen Gemälden, nicht hier anbringen können! Er, der sonst aus dem alten Herkommen einer Regel nicht viel zu machen pflegt. Doch die genaue Einheit des Orts ist ihm, ich weiß nicht warum, noch einiger massen heilig. —

„Die Richter treten ab; die Freunde des „Socrates bleiben, die Verdammung hat „ihnen geahnet, Socrates unterhält sie und „tröstet sie.

„Von der Unsterblichkeit der Seele. Vier„ter Auftritt. Er ist verurtheilt. Man kün„diget ihm den Tod an. Er spricht seine „Frau und seine Kinder. Man bringt den „Giftbecher. Er stirbt. Fünfter Auftritt.

„Es ist ein einziger Aufzug, setzt Diderot „hinzu, der aber, wenn er wohl ausgearbeitet „würde, die Länge eines Stückes haben „dürfte.“

Er scheinet indessen selbst gemerkt zu haben, daß Socrates nach diesem Plane, allzuspät von seiner Verurtheilung benachrichtiget wird, und daß es besser sey, dem Zuschauer, nicht den Angeklagten, sondern so bald als

möglich, den sterbenden Socrates vorzustellen. Denn in der Folge derselben Abhandlung entwirft er die letzten Stunden Socrates etwas ausführlicher, aber nicht nach diesem Plane, sondern völlig nach der Geschichte. „Die Freunde treten zu ihm herein, „da man ihn eben losgebunden hatte. Xan„tippe sitzt neben ihm, und hat eines von „ihren Kindern in den Armen.

„Der Philosoph spricht wenig mit seiner „Frau. Aber wie viel zärtliches hatte nicht „ein weiser Mann, dem das Leben gleichgül„tig war, über sein Kind zu sagen!

„Die Philosophen treten herein. Kaum „erblickt sie Xantippe, als sie zu schreyen und „sich untröstlich zu stellen anfängt, so wie die „Gewohnheit der Weiber in dergleichen Fällen „ist. Socrates, schreyet sie, heute sprechen „dich deine Freunde zum letzten male. Zum „letzten male umarmst du itzt deine Frau; „zum letzten male dein Kind.

„Socrates kehret sich gegen den Crito „und saget: Freund, laß diese Frau nach „Hause bringen. Und das geschiehet. Man

ziehet

„ziehet Xantippen fort; Sie will mit Ge-
„walt noch einmal auf den Socrates zu,
„reicht ihm den Arm, ruft ihn, zerreißt sich
„das Gesicht mit ihren Händen, und erfüllet
„das Gefängniß mit ihrem Geschrey. Unter-
„dessen sagt Socrates noch ein Wort über
„sein Kind; man trägt es weg.

„Nunmehr nimmt der Philosoph ein heite-
„res Gesicht an, setzet sich auf sein Bette, zie-
„het den Fuß an sich, von dem man ihm die
„Fessel abgenommen hatte, reibet ihn sanft,
„und sagt: Wie nahe grenzen Schmerz
„und Vergnügen an einander! Wenn
„Aesop daran gedacht hätte, welche schö-
„ne Fabel hätte er davon machen kön-
„nen! — Die Athenienser wollen, ich
„soll abgehen, und ich gehe ab. —
„Sagt dem Evenus, wenn er weise ist,
„soll er mir folgen.

„Dieses Wort giebt Gelegenheit zu der
„Scene über die Unsterblichkeit der Seele.
„Wer will, versuche diese Scene. Ich eile
„zu meinem Zwecke."

Wie nun? Warum macht Herr Diderot sich hier aus dem Staube? Warum sagt er nicht wenigstens, wie man diese Scene für die Schaubühne zurichten müsse? Ich fürchte, ich fürchte, er hat hier selbst nicht zu rathen gewußt. In der That sind hier zwo Klippen, denen fast nicht auszuweichen ist. Ueberzeugt Socrates seine Schüler durch philosophische Gründe; so gähnet der größte Theil der Zuschauer. Rührt er die Zuschauer durch seine Beredtsamkeit; so bleiben die Philosophen unbefriediget. Ich sage auch, wie Diderot: Wer will, versuche diese Scene. Ich eile zu meinem Zwecke.

„So wie ein Vater mitten unter seinen „Kindern stirbt, so war das Ende des So„crates mitten unter den Weltweisen seinen „Schülern.

„Als er aufhöret zu reden, bleibt es einen „Augenblick still, und Crito sagt zu ihm:

Crito.

„Was hast du uns noch zu be„fehlen?

Socra-

Socrates.

„Daß ihr euch bestrebet, so viel als „möglich, den Göttern gleich zu wer„den, und alles andere ihrer Vorsorge „überlasset.

Warum hat Diderot hier sein Muster verlassen? Crito spricht beym Plato: Was hast du uns sonst wegen deiner Kinder oder häußlichen Angelegenheiten zu hinterlassen? Womit können wir dir zu Dank leben? Und Socrates antwortet: Wenn ihr so lebet, wie ich euch längst empfohlen habe. Ich habe nichts neues hinzu zu thun. Wenn ihr für euch selbst Achtung habet; so werdet ihr zugleich mir, den *Meinigen*, und euch zu Gefallen leben, und wenn ihr es auch nicht versprechet. Vernachläßiget ihr aber euch selbst; so werden die heiligsten Versprechungen nichts helfen. So weit Plato.

Crito.

„Wie soll man nach deinem Tode mit „dir verfahren?

Socrates.

„Crito, wie ihr wollt; wenn ihr mich „anders habt.

Hierauf blickt er lächelnd auf die Philosophen, und setzt hinzu:

„Ich mag machen, was ich will, ich „werde unsern Freund doch nie überreden, den Socrates von seiner Hülle zu „unterscheiden.

„Indem tritt der Trabante der Eilfmänner „herein, und nahet sich ihm ohne zu reden. „Socrates fragt ihn:

Socrates.

„Was willst du?

Der Trabante.

„Dich auf Befehl der Obrigkeit er„innern. — —

Socrates.

„Daß es Zeit ist, zu sterben. Mein „Freund, wenn das Gift bereitet ist, so bring es her, und sey willkommen.

Der

Der Trabante.

(indem er sich umkehret, und weinet.)

„Andere fluchen mir, und dieser segnet „mich.

Crito.

„Die Sonne glänzet noch auf den „Bergen.

Socrates.

„Der mag zaudern, der mit dem Leben „alles zu verlieren glaubt. Ich hoffe „zu gewinnen.

Nach Platons Erzählung wurden allhier die drey Kinder des Socrates herein geführet, zwey kleine und ein erwachsenes. Es kamen auch einige von seinen Hausweibern, vermuthlich um nach alter Gewohnheit, wenn er gestorben seyn würde, den Leichnam zu waschen. Socrates redete mit seinen Kindern, sagte ihnen, was er noch zu sagen hatte, und schickte sie mit den Weibern weg. Doch Diderot hat vermuthlich nicht für gut befunden, diesen Umstand zu gebrauchen.

„Nunmehr tritt der Sclave mit dem Gift„becher herein. Socrates nim̃t ihn, und sagt;

Socra-

Socrates.

„Guter Mann, was muß ich thun?
Du wirst das wissen.

Der Sclave.

„Trinken, und auf und niedergehen,
„bis du fühlest, daß dir die Beine schwer
„werden.

Socrates.

„Dürfte ich nicht einige Tropfen, als
„ein Dankopfer für die Götter, ver-
„giessen?

Der Sclave.

„Es ist gleich so viel, als nöthig.

Socrates.

„So mag es bleiben. — Aber ein
„Gebet kann ich doch an sie richten.
„Er hält den Becher in der einen Hand,
„richtet die Augen gen Himmel, und sagt:

„Die ihr mich rufet, o Götter, ver-
„leihet mir eine glückliche Reise. Hier-
„auf schwieg er, und trank.

„Bishieher waren seine Freunde stark genug
„gewesen ihren Schmerz zu verbergen; aber
wenn

„wenn er den Becher an den Mund setzet, „können sie sich länger nicht halten. Ei„nige verhüllen sich in ihre Mäntel. Crito „ist aufgestanden, irret in dem Gefängniße „hin und her, und schreyet. Andere stehen „unbeweglich, betrachten finster und schwei„gend den Socrates, und Thränen rollen „ihre Wangen herab. Apollodorus hat „sich an dem Fusse des Bettes niedergesetzet, „den Rücken gegen den Socrates gekehret, „und den Mund in die Hand, sich des „Schluchzens zu erwehren.

„Mittlerweile gehet Socrates auf und „nieder, so wie der Sclave gerathen hat, „und in den Herumgehen wendet er sich an „jeden von ihnen, und tröstet sie alle. Zu „dem einen sagt er; Wo bleibt die „Standhaftigkeit? die Weisheit? die Tu„gend? — Zu dem andern; deswegen „schickte ich die Weiber weg. (Dieser Umstand beziehet sich beym Plato auf die Weiber, die zuletzt mit den Kindern des Socrates gekommen und weggeschickt worden sind. Diderot muß entweder die Xan-

tippe

Lippe darunter verstehen, oder vergessen haben, daß er zuletzt keine Weiber hat kommen lassen.) „Zu allen: Was haben mir „nun Anytus und Melitus Böses thun „können? — Wir werden uns wieder „sehen meine Freunde. — Wenn ihr „euch so betrübt, so müßt ihr daran „zweifeln.

„Unterdeß werden ihm die Beine schwer, „und er legt sich auf das Bette nieder. Dar„auf empfiehlt er seinen Freunden sein An„denken, und sagt mit schwachwerdender „Stimme:

Socrates.

„Bald werde ich nicht mehr seyn. — „Nach euch werden sie mich richten. — „Werfet meinen Tod den Atheniensern „nicht anders vor, als durch die Heilig„keit eures Lebens.

„Seine Freunde wollen ihm antworten; „aber sie können nicht; sie weinen und „schweigen. — Der Sclave, der unten an „dem Bette stehet, fasset seine Füsse, und

drucket

„drucket sie. Socrates sieht ihn an, und
„sagt:

„Ich fühle sie nicht mehr. Einen Au-
„genblick darauf faßt er ihn an die Schen-
„kel, und drückt sie. Socrates sieht ihn
„an, und sagt;

„Ich fühle sie nicht mehr. Nunmehr
„fangen seine Augen an zu verlöschen, seine
„Lippen und Naselöcher sich einzuziehen,
„seine Glieder zu erstarren. Der Schatten
„des Todes liegt auf ihn verbreitet u. s. w. —
„Zuletzt erfolgen Zuckungen, von denen er
mit einem tiefen Seufzer wieder zu sich
kömmt. „Er ruft dem Crito. Crito beugt
„sich gegen ihm nieder, und Socrates sagt
„zu ihm: (*welches seine letzten Worte sind.*)

„Crito — bringe dem Gott der Ge-
„sundheit ein Opfer. Ich genese.

„Auf den Cebes, der dem Socrates
„gegen über saß, blieben seine letzten Blicke
„hangen; und Crito drückte ihm den Mund
„und die Augen zu."

Alle diese Umstände sind mit den Aus-
drückungen aus dem Plato. „Man brau-
che

„che sie, sagt Diderot, wie man will, aber „man brauche sie. Denn alle andere, die „man an ihre Stelle setzen wollte, werden „falsch und ohne Würkung seyn.“

Tompson hat einen Socrates hinterlassen, in welchen von allen diesen Umständen, nichts gebraucht worden. Ich weiß nicht, ob das Englische nunmehr heraus seyn mag, denn ich habe nur die französische Uebersetzung * von den Herrn Fatema gelesen. Einige genie verrathende Züge ausgenommen, scheinet mir das Stück weder des Verfassers, noch des Uebersetzers würdig zu seyn.

D.

* Socrate, ouvrage dramatique, traduit de l'Anglois de feu Mr. Tompson. Amsterd. 1749.

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

V. Den 31. Julius. 1760.

Hundert und zwanzigster Brief.

Ich habe neulich eine kleine Sammlung mit Vergnügen durchgeblättert, und ich muß Ihnen davon Rechenschaft geben. Sie schlägt in die Naturgeschichte der schalichten Thiere ein; Ich erinnere mich zwar noch wohl, daß Sie sich auf unserer Reise nach *** über diejenigen, die Cabinetter hievon, und von andern Seltenheiten sammlen, ziemlich lustig gemacht haben. Herr B** gab uns Gelegenheit darzu, der ein Grundstück zu verkaufen Lust hatte, um sein Cabinet mit einem höchstraren Oberadmiral zu vermehren. Aber ich weiß auch wohl, wie weit Sie ihre Satyre hierüber ausdehnen. Leute die Zeit und Geld, welches sie nützlicher anwenden könnten, auf Cabinetter und Raritätensammlungen verwenden, und darüber nöthigere und nützlichere Geschäfte

verabsäumen, geben freylich der Satyre einen gar freygebigen Stoff, und Sie sind doppelt lächerlich, wenn Sie, wie Herr B** von demjenigen, was sie sammlen, keine Kenner sind, und sich daher von gewinnsüchtigen Raritätenkrämern alles durcheinander aufheften lassen. Wann ein solcher halbgelehrter Virtuoso vor seinen Schränken stehet, und den Zuschauern mit einer wichtigen Mine seine Schätze auskramet, so kann man sich freylich kaum des Lachens enthalten, wann er nach seiner seichten Kentniß die Eigenschaften verschiedener Stücke vermengt, oder offenbare Werke der Kunst für Spiele der Natur ausgiebt. Aber um destomehr ist ein wahrer Kenner der Naturgeschichte zwiefacher Ehren wehrt, der mit Verstande sammlet, und mit Einsicht beurtheilet.

Ich weiß also wohl, daß Sie der Naturgeschichte und den zu derselben Behuf angelegten Cabinettern gar nicht feind sind, sondern auch, in meiner Gesellschaft einige wohlangelegte mit Vergnügen beschauet haben. Ich will also nur eilen, Ihnen von meiner Lectüre Rechenschaft zu geben.

Der

Der Titel des Buchs stehet am Rande.* Der Verfasser ist, wie man in dem Buche selber siehet, Herr J. H. Chemnitz, Königl. Dänischen Gesandschaftsprediger zu Wien. Es bestehet aus fünf Briefen, deren jeder an eine namentlich genannte Person gerichtet ist, ausser diesen aber ist noch das ganze Werkgen in lapidarischer Schreibart dem Herrn Bischof Pontoppidan, und dem Herrn D. Hauber zugeeignet, daß man also auf diesen achtzehntehalb Bogen, (so stark ist diese Schrift), nicht weniger als sechs oder sieben Dedicationen antrift.

Die beyden ersten Briefe sind an den Herrn Prof. Joh. Joach. Langen gerichtet, und handeln nach einigen sehr höflichen Einleitungscomplimenten, von den Bemühungen des Herrn C. die innere Bauart der Schnecken

 zu

* Kleine Beyträge zur Testaceotheologie, oder zur Erkenntniß Gottes aus den Conchylien, in einigen Sendschreiben herausgegeben. Nebst einem Anhange von den berühmtesten Naturalien, sonderlich Conchyliensammlungen zu Wien. Frankf. und Leipzig 1760. gr. Quart.

zu erfahren. Der Nutzen dieser Bemühung ist wirklich wichtig, ich will Ihnen nur nach dem Herrn V. das vornehmste davon anführen. Ausser daß man inwendig öfters die vortreflichste Farben, und ein noch prächtiger Schmelzwerk als auf der äusserlichen Schale befindlich ist, entdecket, so würde man 1) dadurch vielleicht anf eine leichte und glückliche Eintheilung der Schnecken kommen können. 2) Würde man den Streit entscheiden können, ob die Schnecken schon von ihrer ersten Kindheit an, alle ihre Kammern in Kleinem hätten, die sich hernach bey zunehmendem Alter mehr und mehr entwickelten. 3) Man würde durch die Untersuchung des innern Baues dieser Geschöpfe, vielleicht erörtern können, wie es mit ihrem Wachsthum zugehe, ob dabey eine weitere Ausdehnung ihres Gehäuses, oder eine jährliche Verwechselung und neuer Anwachs der Kammern vorgehe. 4) Man kann die falsche Meynung widerlegen, als ob die Krebse Bewohner mancher Schnecken wären. Der Herr V. hat vermittelst des Durchschleifens zuweilen in der letztern Kammer, den vertrockneten Einwohner des Schneckenhauses gefunden,

den, in dessen erstern sich ein Krebs einge=schlichen hatte.

Diese und mehrere Vortheile würden erwach=sen, wenn man sich nicht, wie bis hieher, mit der blossen äusserlichen Angaffung der Schnecken=häuser abgeben, sondern auch derselben inner=lichen wunderbaren Bau, ferner untersuchen wollte. Herr Chemnitz dringet wirklich mit Recht hierauf, und offenbahret zugleich allen Liebhabern dieser Arbeit, die Mittel deren er sich dabey zu bedienen pflegt. Das erste ist das Durchsägen, dieses geschiehet bey grossen, breiten und dicken Schnecken, vermittelst einer feinen Säge die am besten von einer stählernen Uhrfeder gemacht werden kann. Dieses alten Kunstgrifs haben sich die mehresten bedienet, die noch eine oder die andere aufgeschnittene Schnecke in ihren Sammlungen zeigen können. Der zweyte und beste Kunstgriff bestehet im Auf= und Durchschleifen, obgleich allemahl da=bey eine Hälfte verlohren gehet. Beym Durch=sägen werden zwar alle beyde Hälften beybe=halten, aber es ist allemahl eine mißliche und ungewisse Arbeit, die sich noch dazu, wo eine zarte Spitze ist, wie bey Bohrern und Schrau=

 ben=

benschnecken, und wo ganz dünne Kammern sind, wie bey Voluten, Walzen und Oliven nicht gar wohl anbringen lässet. Der Herr V. verfiel also aufs Abschleifen, vermittelst des Schmergels und gebraucht sich hiezu eine Machine, so fast einer Glasschleifermachine ähnlich ist, nur daß die Scheiben nicht erhoben, oder vertieft, sondern bloß wassergleich seyn. Man kann sich auch dazu eines blossen gemeinen glatten Sandsteines bedienen. Der Herr V. lehnet zwar S. 33. das Lob, daß er der Erfinder dieser Art die innern Geheimnisse der Schnecken aufzudecken, zu nennen sey, auf eine bescheidene Weise von sich ab. Aber es gebühret ihm dennoch unstreitig, und jeder Liebhaber der Naturgeschichte, wird ihm diese zu derselben Erweiterung sehr nützliche Erfindung verdanken.

Er bedienet sich endlich auch der Feile, um die innere Einrichtung mancher Schnecken kennen zu lernen; vermittelst derselben werden die äussere Bedeckungen der Kammern weggefeilet, so daß nur der Hauptpfeiler und die Hauptsäule des Gebäudes stehen bleiben.

Der Herr V. wirft noch ein paar Fragen

auf,

auf, die mir merkwürdig geschienen haben. Remlich, woher wol die innere grosse Reinlichkeit komme? „In den mehresten aufgeschliffe„nen Stücken, sagt er, habe ich nicht die geringste „Spur gefunden, daß jemals ein nasser Ein„wohner diese Zimmer bewohnet, und ver„muthlich auch darinn sein Begräbniß gefun„den. Soll man etwa daher vermuthen, daß „Schnecken ihre Häuser, nach Art der Krebse, „in gewissen Stufenjahren abwerfen, und „grössere Behältnisse bauen? Alsdann wäre „nicht schwer zu begreifen, woher die fast „unendliche Menge leerer Schneckenhäuser, „ja ganzer Berge von Schalen, an den „Ufern des Meeres, sonderlich nach einem „Sturme angetroffen werden könne?“ Dann der Einfall des Herrn Prof. Denso, daß die Fische im Stande wären durchs blosse Athemholen eine Schnecke aus allen ihren Wendungen herauszusaugen, hat wirklich nicht die geringste Wahrscheinlichkeit vor sich.

Die andere fast noch merkwürdigere Frage will ich Ihnen mit des Herrn D. eigenen Worten vortragen, damit Sie auch eine Probe von seiner Schreibart haben:

„Wer bewundert nicht mit mir die feinste
„Emailarbeit sowol an der äussern als innern
„glänzenden Schale. Wie ists doch möglich,
„daß diese unnachahmliche Mahlerey in den
„tiefen Abgründen des Oceans ausgemahlet
„werden kann? Das Feuermahlen und Email-
„liren erfordert die grösseste Hitze, und eine
„Entfernung von aller Nässe und Feuchtigkeit.
„Bey einer Schnecke ist eigentlich alles email-
„lirt, aber im Wasser, aber in den kältesten
„Schlünden des Weltmeers, fern von den
„Strahlen der erwärmenden Sonne. Noch
„mehr der Fisch, das Thier so ein Schnecken-
„gebäude bewohnet, ist seiner Natur nach eins
„der allerkältesten, welches fast aller natürli-
„chen Wärme zu ermangeln scheint. Und wer
„bewundert nicht die Bestandtheile eines
„Schneckengebäudes? Zum Emailliren und
„zur Zubereitung der Porcellains wird, wie
„bekannt, hauptsächlich feiner Staub, Asche,
„Salz und der feinste Sand, welcher im Feuer
„sogleich vitrescirет oder zu Glaß wird, erfor-
„dert. Aber die Schalen der Schnecken beste-
„hen aus lauter kalkartigen Theilen, wie man
„es sogleich durch die Probe mit Scheidewas-
„ser

„ter sehen und noch besser durchs Feuer versu-
„chen kann. Daher ja auch in Holland, und
„an andern Orten, der beste Kalck aus Schne-
„cken und Muschelschalen zubereitet wird.
„Wie ists doch nun möglich, daß aus solchen
„kalkartigen Theilen, die sich gar zum Email-
„liren und zu Porcellainarbeiten nicht zu schi-
„cken scheinen, noch dazu ohne Wärme, die
„feinste Porcellain- und unnachahmlichste
„Emailarbeit verfertigt werden kann? vielleicht
„wenn man dieser Spur des grössesten Künst-
„lers und allervollkommensten Werckmeisters
„nachdächte, auch nachahmte, nachprobirte,
„erfände man eine weit weniger kostbare und
„mißliche aber ungleich leichtere Methode der-
„gleichen Arbeiten ohne Feuer wohl gar durch
„Hülfe des Wassers zu Stande zu bringen.

Der dritte Brief an den Papa des Herrn
V. den Herrn J. G. Chemnitz, Inspectorn
zu Neuruppin wird für Sie so wenig interes-
sant seyn, als er für mich gewesen ist. Der
Herr Vater des Herrn V. hatte eine Besorgniß
geäussert, daß desselben Beschäftigungen mit
der Naturgeschichte, sich zu seinem geistlichen
Amte nicht schicken möchten, diesen Vorwurf

würden wir beyde aber, ihn gewiß nicht gemacht haben. Inzwischen sucht er denselben hier dadurch zu widerlegen, daß er zeiget wie man die Schnecken erbaulich anwenden könne, und vertheidiget die unschuldige Ergötzung die aus der Beschauung derselben fliesset. Eine Nachricht die ich hierbey von ungefähr finde, ist, daß der Herr Hofprediger Cramer der Verfasser der Einleitung zu dem berühmten Regensußischen Werke ist.

Der vierte Brief ist an die Jungfer Margaretha Barbara Bürkmannin Käyserl. gekrönte Poetin und Ehrenmitglied der deutschen Gesellschaften zu Helmstädt und Altorf, gerichtet. Der Herr V. handelt darinn von den Hülfsmitteln zu einiger Kentniß in der Conchyliologie zu gelangen. Er nennet von Büchern des Rumphius Amboinische Raritenten Kammer, des Bonannus Museum Kircheriarum, Gualtieri Indicem Testarum, Kleins Tentamen Methodi Ostracologicae. Dargenville Conchyliologie. Gevens Monathliche Belustigungen, Leßers Testaceotheologie, Knorrs Vorstellung der Muscheln. Adanson Histoire naturelle des Coquillages du Sene-

Senegall. Regensuß Sammlung auserlesenen Schnecken und Muscheln, und endlich Martin Listers Testacea. * Er zeiget was in jedem dieser Wercke enthalten sey, beurtheilt sie und zeiget an, was ihm noch daran, noch zu mangeln scheine, und wie er überhaupt die Gabe hat, einen Gegenstand nicht eher zu verlassen, als bis nichts mehr davon zu sagen ist; so führet er sogar die Preise dieser Bücher an.

Das Schlußcompliment dieses Briefes hat mir sehr seltsam geschienen. Ich hätte es wahrlich in einem Briefe der von der Conchyliologie handelt, nicht gesucht. Hier ist es:

„Der Herr wolle bey Ihnen und andern die „Erweiterung der Erkänntniß und des Vergnü„gens an der Conchyliologie, auch durch diese „geringsten Beyträge befördert, und seinen Na„men über diese herrliche Creaturen mehr ge„heiligt werden lassen. Fahren sonderlich Ew. „Hoch=

* Des Herrn von Bergen Classes Conclusiorum worinn alle verschiedene Eintheilungen vom Aristoteles an bis auf unsere itzige Zeiten vorgestellet werden, hat der Herr V. dazumahl vermuthlich noch nicht gekannt.

„Hochedeln getrost und immer getroster fort,
„ihren Gott und Heiland aus mehrern Ge-
„sichtspuncten als den Schönsten zu betrachten,
„zu bewundern und zu besingen. Suchen Sie
„immerdar unter die obgleich kleine, doch se-
„ligste Anzahl der klugen und auserkohrnen
„Jungfrauen zu gehören, von deren theils
„schon gegenwärtigen, theils künftigen Seligkeit
„die Offenbahrung Johannis, oder vielmehr
„Jesu Christi, sagt: Sie sind Jungfrauen und
„folgen dem Lamme nach wo es hingehet.
„Diese sind erkauft aus den Menschen zu Erst-
„lingen Gott und dem Lamme, und in ihrem
„Munde ist kein Falsches funden, denn sie sind
„unsträflich vor dem Stuhl Gottes. Sie
„singen ein neu Lied, und ihre Stimme ist
„wie der Harfenspieler, die auf ihren Harfen
„spielen.

„Mißbrauchen andere die edle Gabe der
„Dichtkunst — singen andere nur von Wein
„und von der Liebe, so müsse Dero Herz und
„Dero Lied von dem erklingen, dessen Augen
„röthlicher wie Wein, der sein Kleid in Wein
„gewaschen und seinen Mantel am Oelberge in
„Wein-

„Weinbeerblut, — so müsse Dero Liebe gegen
„ihn seyn wie eine Glut, wie eine Flamme des
„Herrn, daß auch viel Wasser der Anfechtun-
„gen, nicht mögen diese Liebe auslöschen, noch
„Ströme von Versuchungen sie ersäufen.
„Lassen Sie Dero Sinn von der Liebe dessen,
„der sich zu Tode geliebet, mehr wie durch alle
„neun Musen begeistert, und von der Liebe
„Christi gedrungen werden, in geistlichen liebli-
„chen Liedern, in Psalmen und Lobgesängen,
„von ihm, von dem schönsten unter den Men-
„schenkindern, den Auserkohrnen unter allen
„Tausenden, immer mehr überzufliessen. Be-
„zeugen Sie meine Hochachtung und vermel-
„den Sie meinen herzlichen Segenswunsch
„dem *treuen Knechte Gottes*, Ihrem theure-
„sten Herrn Papa.

Sie werden es selbst schon aus der obigen Probe gemerket haben, daß die Schreibart des Herrn C. nicht die beste ist. Sie ist wirklich weder ordentlich noch angenehm, er kommt zuweilen auf eine sonderbare Art, von einem aufs andere, er macht Complimente, die nach dem köstlichen (precieux) und erbauliche Anwendun-

gen

gen die nach dem Schematismus schmecken. Ich will die in der ebenangeführten Stelle enthaltene gute Wünsche gern in ihrem Werthe lassen, aber so viel ist ausgemachet, daß ein Prediger, der in Gesellschaften oder in vertraulichen Briefen sich eines gewissen feyerlichen paranätischen Tones nicht entschlagen will, wenigstens eben so sehr wider das πρέπον handelt, als wann er an heiliger Stäte, den gesellschaftlichen und gleichgültigen Ton brauchen wollte, der ihm in jenen Fällen wirklich sehr wohl anstehet.

Doch wieder zur Sache zu kommen, so ist der fünfte Brief an Herrn Lorenz Spengler Königl. Dänischen Hofkunstdreher gericht, und giebt eine kurze Nachricht von den vornehmsten Naturalien, sonderlich Conchyliensammlungen in Wien. Zuvörderst verdienet das Kayserliche Naturalienkabinet Aufmerksamkeit. Es ist unter der Aufsicht des Herrn Baillou; und der Herr V. macht hier Hoffnung, daß eine Beschreibung desselben in einigen Foliobänden ans Licht treten wird. Herr Wiedon, Kayserl. Kammermaler besitzt die

besten

besten raresten und ausgesuchtesten Conchylien in ganz Wien, welche auch sehr wohl geordnet sind. Herr B. Stefani, Secretair beym Herrn Reichsvicekanzler Grafen von Colloredo, besitzt ein ausgesuchtes Naturalienkabinet und auch viel schöne Conchylien. In dem Closter der Minoriten hat der P. Alexander eine schöne Sammlung von Seltenheiten, und unter andern auch von Conchylien zusammen gebracht. Insbesondere aber hat es mich aufmerksam gemacht, daß dieser geschickte Geistliche über zwanzigtausend Kupferstiche in der Absicht gesammlet hat, um den Wachsthum der Kunst von den ersten Anfängen an, bis auf jetzige Zeiten zu zeigen. Wie sehr würde eine solche Sammlung nicht einen Schriftsteller zu statten kommen, der die bisher noch immer vergeblich gewünschte Historie der Kupferstecherey schreiben wollte. Der Holstein-Gottorpische und Braunschweig-Wolfenbüttelsche Geheime Legations-Rath, Herr von Moll besetzt, ausser einer grossen und mit vielen zur Naturhistorie gehörigen Werken versehenen Bibliothek, ein vortrefliches Naturalienkabinet. Er hat wie der Herr V. berichtet, von seinen Conchylien ein Verzeichniß verfertiget, bey einem jeden Stücke die verschiedenen Namen angeführet, und zugleich alle Schriftsteller, wo man weiter etwas davon nachlesen kann, aufs genaueste bemerket. Ein mühsames aber desto nützlicheres Unternehmen. Des Herr Reichshofraths-Agent von Moll, ein Bruder des vorigen, hat ein ansehnliches Cabinet von Mineralien, Versteinerungen und Seegewächsen.

wächsen. Der Herr Reichshofrath von Gärtner besitzt auch ein wichtiges Naturalienkabinet. Der Pater Tobias, Bibliothekarius im Kloster der Augustiner Barfüsser, besitzt eine ansehnliche Sammlung von Seltenheiten der Natur und Kunst. Der Herr Graf von Thurn besitzt auch ein schön Cabinet, sonderlich eine zahlreiche Anzahl ausgestopfter Vögel, und wohl aufbehaltener Zwiefalter. Man findet auch in dem Kloster der Camalduenser Eremiten auf dem Kaltenberge, ein kleines Kabinet bey einem Einsiedler, Namens P. Norbert. Endlich giebt der Herr V. einige Nachricht von seiner eigenen ansehnlichen Sammlung.

Dergleichen Nachrichten zeigen von einem lobenswürdigen Eifer zur Beförderung der Naturgeschichte, der in Wien herrschet. Sie werden insbesondere gelehrten Reisenden angenehm seyn, die gern allenthalben die merkwürdigsten Dinge in Augenschein nehmen. Vielleicht besehen Sie auch noch einmal diese verschiedene Cabinetter, wann es einst wieder heissen sollte, so, wie unser Grenadier ehemals sang:

Jzt folgen wir dem Menschenfreund,
Den Blick gekehrt nach Wien!

Re.

Briefe,
die neueste Litteratur betreffend.

VI. Den 7. Augustus. 1760.

Hundert und ein und zwanzigster Brief.

Sie haben sich sonst über mich gewundert, wann ich zuweilen die schlechtesten deutschen Bücher laß: Sie haben sich wohl gar geärgert, wann Sie mich haben sagen hören, daß ich einen Stoppe oder Picander nicht gern ganz verwerfen möchte. Meine Gründe haben Sie vielleicht, damals nicht überzeuget, aber ich werde alle Tage in der Meynung immer mehr bevestiget, daß einige unter den recht schlechten deutschen Schriftstellern, in gewisser Absicht noch weit eher erträglich sind, als die gröste Menge der mittelmäßigen Schriftsteller, selbst derjenigen (dann auch in der Mittelmäßigkeit giebt es Stufen) die unter den mittel-

mäßigen, gut genennet zu werden pflegen. Diese sind mir gerade am allerunerträglichsten, dann nichts verdreußt mich mehr, als wann ich sehe, daß der Schriftsteller, so zu sagen, am Rande des guten Geschmacks stehet, und daß ihm vielleicht nur ein wenig Geist, oder ein wenig Beurtheilungskraft gefehlet hat, um den Namen eines guten Verfassers zu verdienen. Lieber will ich einen ganz schlechten haben, der mir aber unter seinem wilden Geschmiere hin und wieder etwas gutes, und wohl gar Züge von Genie zu entdecket. Es ist wahr, dieser gleichet einem Bauer, der mir mit seinem treuherzigem Händedrücken vielleicht die Hand zerquetschet, jener aber kützelt mich zu Tode. Was ist besser!

Ich lese weit eher Stoppens Fabeln, als Helks oder Meiers Fabeln, eher hin und wieder einige Stücke aus den Romanen des Dreßdnischen Thürmers, als die Geschichte des Königs Psammitichus, eher Pikanders Scherzgedichte, als unsere neuere zweyquerfingerbreite Anakreontiker, eher das Gespräch

des

des Buchbinders, als die Geschichte des Herrn Nase. * Wann ich nachdenke, warum ich lieber jenes als dieses thue, so finde ich haupt sächlich, daß ein ganz schlechter Schriftsteller öfters eine gewisse Gattung von Originalwesen hat; aus Unwissenheit, oder aus Stolz, denkt er vielleicht nicht daran, bessere Leute nachzuahmen, sondern er entwickelt seinen ganzen eigenen Geist, und wann er sonst einen offenen Kopf hat, so schleichen Funken von bon sens unter, die dem Leser nicht ganz mißfallen. Ein mittelmäßiger Schriftsteller hingegen, hat vor sich, was andere grosse Geister bereits gelüstet haben. Er suchet auch dahin zu gelangen, aus Mangel an Genie aber, kann er nicht, er hält sich inzwischen immer an seine Vorgänger, und sucht sie nachzuahmen. Daher kommt die ekelhafte Einförmigkeit, die unschmackhafte Gleichheit, das wässerige Wesen, der unerträgliche Gernwitz, kurz, daher kommt es, daß jedermann von einem solchem Buche sagt, es sey abgeschmackt, ohne daß man recht

 weiß,

* S. Justi satyrische Schriften.

weiß, wie man es beweisen soll. Dis ist gewiß der Fall bey den meisten mittelmäßigen Schriftstellern in Deutschland, allenthalben ist bey diesen Leuten ein Original ihr Ziel, das suchen sie nicht zu überschreiten, und gelangen auch niemals dahin. Ich weiß nicht, was für ein besonderes Unglück über Deutschland verhänget ist, daß fast kein Deutscher selbst denken, sondern immer nur sich nach andern richten will. Daher kommt es, daß mit wenig Mühe, und sogar ohne viel Genie, oder Geschicklichkeit, zu besitzen, jemand der sich nur ein wenig von andern unterscheidet, oft die ganze Nation umkehren kann. Als Menantes vor ein Original paßirte, affectirte ganz Deutschland, und redete halb gebrochen Französisch, Gottsched lehrte ganz Deutschland in kurzer Zeit, reines Deutsch reden, so rein, wie klar Wasser. Die Schweizer führten bald die Mode ein, auf Gottscheden zu schimpfen, und auf andere Art, so schlecht zu schreiben, als er. Klopstock führte, ohne seine Schuld, Hexameters und Unsinn, Gleini und Gellert eben=

ebenfalls, ohne ihre Schuld, abgeschmackte verliebte Gedichte, und eine fade Art zu erzählen, bey der ganzen Nation ein. Man darf daher, sobald man eine Schrift siehet, die etwas originales an sich hat, nur ganz gewiß sagen, daß es ihr gewiß nicht an schlechten Nachahmern fehlen werde. Das waren auch meine Gedanken, als ich Leßings Fabeln zum erstenmahl durchgeblättert hatte. Nun dachte ich, diese Art zu erzählen, wird unsern Schriftstellern sehr bequem seyn, die gern geschwind ein Buch machen wollen, und siehe da, meine Muthmassung ist in aller Geschwindigkeit eingetroffen, das Buch ist fix und fertig, ja, den Bogen nach, noch stärker als Leßings Fabeln.* Was ich davon denke? Ei nu es ist ein Buch — von dem ich sechszehn tödtliche Seiten durchgelesen habe. Der Verfasser muß es wirklich so geschwind, als möglich haben wollen fertig haben, dann er hat seiner Erfindungskraft dabey gar zu sehr wenig Unkosten.

* Fabeln aus dem Alterthume, in vier Büchern, Breßlau bey Meier, 11 Bogen, in 8.

kosten gemacht, er hat in der Eil ein Schock Fabeln aus den Phädrus, und andern schlechtern lateinischen Fabulisten, trocken oder wässerig, wie es kommt, übersetzt, oder wie er es in der Vorrede auf eine bescheidene Weise herumbringt, „nach seiner eigenen Art „erzählet, und dem Phädrus Faernus ꝛc. „nur einige gute Wendungen und Ausdrücke „abgeborgt." Gerade, als ob die ganze Erfindung mit allen Umständen abborgen, heissen könnte, einige Wendungen borgen. Im übrigen tadelt er in der Vorrede Herrn Gellert mit etwas wenigem Recht, und mit mehrerem Unrecht. (Und in der That, ein Schriftsteller, der den Schreibekützel fühlet, kann nicht näher zu seinem Zwecke kommen, als wann er einen guten Schriftsteller tadelt, und den andern schlecht nachahmet.) Endlich führt er eine Fabel aus dem P. Abraham a Sancta Clara an, von der er selbst am besten wissen mag, wie sie dahin kommt.

Um Ihnen zu zeigen, wie viel unser Verfasser mit den lateinischen Schriftstellern, die

er

er nicht übersetzt, sondern Ihnen nur einige Wendungen abgeborget haben will, gemein hat, will ich Ihnen ein Paar Fabeln aus dem Phädrus, nebst den deutschen Fabeln hersetzen.

Cervus & Boves.

Cervus nembrosis excitatus Latibulis
Ut venatorum fugeret instantem necem
Caeco timore proximam villam petit
Et opportuno se bubuli condidit.
Hic bos latenti: Quidnam voluisti tibi,
Infelix, ultro qui ad necem cucurreris,
Hominumque tecto spiritum commiseris?
At ille supplex. Vos modo inquit parcite,
Occasione rursus erumpam data.
Spatium diei noctis excipiunt vices.
Frondum bubulus adfert nec ideo videt:
Eunt subinde & redeunt omnes rustici,
Nemo animadvertit: transit etiam villicus,
Nec ille quidquam sentit. Tum gaudens ferus
Bobus quietis agere coepit gratias,
Hospitiem adverso quod praestiterint tempore.

 Respon-

Respondit vnus. saluum te cupimus quidem;
Sed ille qui oculos centum habet si venerit,
Magno in periclo vita vertetur tua.
Haec inter, ipse Dominus a coena redit,
Et, quia corruptos uiderat nuper boues,
Accedit ad praesepe: Cur frondis parum est?
Stramenta desunt? tollere haec aranea
Quantum est laboris? Dum scrutatur singula,
Cervi quoque alta est conspicutus cornua.
Quem convocata iubet occidi familia,
Praedamque tollit. Haec significat fabula,
Dominum videre plurimum in rebus suis.

Der Hirsch im Ochsenstall.

„Ein Hirsch ward aus seinem buschigtem Auf-
„enthalt verscheucht, und flohe aus blinder
„Furcht in den nächsten Bauerhof, um dem
„Bogen der verfolgenden Jäger zu entkom-
„men. Hier versteckte er sich in einen Och-
„senstall, den er noch zu rechter Zeit fand.

„Armseeliger, rief ihm ein Ochse zu, wie
„schlecht hast du dich vorgesehn! Du laufst ja
„von

„von freyen Stücken in den Tod! Du willst
„dein Leben unter einem Dache in Sicherheit
„setzen, das dem Menschen gehöret!

„O, bat der Hirsch flehentlich, verrathet ihr
„mich nur nicht, ich will schon meine Gele-
„genheit finden — Es wird Abend — Der
„Hirte bringt frisches Heu und sieht nichts.
„Es gehen verschiedene Bauern vom Hofe hin
„und wieder, keiner merkt das geringste. Der
„Pachter kommt auch herein! Auch der wird
„nichts gewahr!

„Wie dankte nicht der Hirsch den Ochsen,
„daß sie ihn in so betrübten Umständen beher-
„bergt hätten! Wie froh war er nun! —
„Aber, sagte einer von den Ochsen: Wir wün-
„schen dir alles Gutes, aber wenn nur der erst
„kommt, der hundert Augen hat, so wird es
„gefährlich genug um dein Leben aussehen.

„Kaum hatte er es gesagt, als der Herr
„selbst vom Abendessen zurück kam, und weil er
„vor kurzem gefunden hatte, daß seine Ochsen
„abnähmen, trat er an die Krippe. „Warum
„ist so wenig Heu da? Die Streu fehlt auch!

 „Kann

„Kann ich wohl die Spinneweben los wer„den? —„ Kurz, er besieht eines nach dem „andern, und erblickt auch das hohe Geweih „des Hirsches! Er ruft seine Leute zusammen, „läßt ihn todt schlagen, und freut sich über seine „Beute.„

Des Besitzers Augen sehn das Ihrige am besten.

Hier hat wohl der V. dem Phädrus keine gute Wendung abgeborgt, Phädrus hat vielmehr von dem V. ein Paar schlechte Wendungen annehmen müssen.

Die letzte Fabel des Phädrus ist bey dem V. die 24te im dritten Buche.

Venator & Canis.

Adversus omnes fortis ueloces feras
Canis cum Domino semper fecisset satis,
Languere coepit annis ingrauantibus.
Aliquando objectus hispidi pugnae suis,
Adripuit aurem: sed cariosis dentibus

Praedam

Praedam dimisit. Hic tum venator dolens
Canem obiurgabat. Cui latrans contra senex:
Non te destituit animus sed vires meae
Quod fuimus laudas; iam damnas quod non
sumus.

Hoc cur Philete scripserim pulcre vides.

Der V. hat diese Fabel nach seiner Art folgendermassen erzählet:

Der Jäger und der alte Hund.

„Ein Jäger war sehr mit seinem muthigen „Hunde zufrieden, weil er ihm so leicht kein „Wild entkommen ließ.„

„Aber das Alter kam endlich heran und der „Hund fing an schwächer zu werden. Noch „ergrif er einstens auf der Jagd das Ohr eines „Hauers, muste aber der stumpfen Zähne „wegen, auch gleich wieder die Beute fahren „lassen. Da fing der Jäger an zu schmälen, „und sich zu beklagen — O, sprach der Alte: „Der Muth fehlet mir noch lange nicht, „aber

„aber die Kräfte. Was ich gewesen bin, war
„dir lieb, und nun bist du böse, daß ich es
„nicht mehr bin.„

Der V. war sich vermuthlich bewußt, daß er
zwar zu seinem Lese: sagen könnte: jam damnas
quod non sumus,* aber keinesweges quod
fuimus laudas. Daher hat er den letzten Vers
worinn Phädrus die Fabel auf sich anwen=
det, aus Unpartheilichkeit ganz weggelassen.

Unser V. unterschreibt sich unter der Vor=
rede J. F. R. Ich wußte nicht was diese
Buchstaben bedeuteten, weil ich mich ohnedem
wenig um die Namen der Schriftsteller und
am wenigsten der schlechten Schriftsteller
bekümmere. Aber unser beyderseitiger Freund
der Herr v. G*** hat es mir neulich ent=
decket. „Der V. sagt er, heißt Johann
„Friedrich Reupsch und ist eben derselbe der
„neulich vermischte Probstücke in gebun=
„dener und ungebundener Schreibart,
„wor=

* Auch die Verbesserung des Barthius und Bur=
manns: jam damnas quod sumus wäre hier zu
gebrauchen.

„worinn auch eine Menge Fabeln sind, heraus„gegeben hat. Nichts ist unstreitiger, fuhr „er fort, dann nicht allein die Anfangsbuch„staben verrathen es, sondern die Schreibart „ist sich auch so ähnlich, als ein Ey dem andern. „Eben das Geschwätze in der Vorrede! eben „das elende Zeug in dem Buche selbst! bloß „in der einen Schrift hat der Verfasser in „seinem eigenem Namen ein Original seyn „wollen, und in der andern hat er seinen „Namen nicht nennen wollen, weil er darinn „ein blosser Abschreiber ist. Bey der einen „fällt mir Aesops Esel ein, der seinen Herrn „liebkosen wollte, und bey der andern Leßings „wilder Apfelbaum.„

Ich weiß nicht, ob der Herr v. G*** recht hat, aber damit Sie doch urtheilen können, ob seine Anspielung auf die Fabel des Aesops richtig ist, so will ich Ihnen, eine Fabel aus des Herrn Reupsch Werke hersetzen, so viel werden sie auch daraus sehen, daß es nicht unter die mittelmäßigen Schriften gehöret, sondern unter die schlech-

ten,

ten, aber wirklich nicht unter diejenige Art, von der ich oben gesagt habe, daß ich sie zuweilen gern lese.

Käte vom Dorfe.

Kauft Käß und Butter ein, rief Michel Grolmsems Käte,
Die solch' im Ueberfluß vom Dorfe in die Städte,
Zum Wochenmarkte trug. Sie rief den ganzen Tag
Den Leuten die sie sah, mit heisrer Stimme nach.
So viel sie aber rief, (wen reizt dis nicht zum Eifer,)
So wenig fanden sich der Käß- und Butterkäufer
Bey ihrem Korbe ein. Die meisten wann im Nahn
Sie der Gefässe Schmutz, des Weibes Anzug sahn,
Entfernten sich sogleich. Sogar des Korbes Decke
Ein alt zerlumptes Tuch war voller Flohenflecke.
Nein, sprach man, laßt das Weib vom billgen Preise schreyn.
Wenn ich was kaufen soll, so muß es reinlich seyn.

Es ist schon ausgemacht: Ob ich auch sinnlos schreibe,
Daß Butter Butter bleibt, und Wahrheit Wahrheit bleibe,
Rief Rauchbart schäumend aus, als man sein geistlich Buch,
Dem es an Käufern fehlt, zu einem Krämer trug.
Ich widersprech ihm nicht. Ich fürchte seine Krallen;
Doch würd uns nicht sein Werk so gut als ihm gefallen?
Trüg (unter uns gesagt) der eigensinnige Thor
Die reine Wahrheit auch in saubern Kleide vor.

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

VII. Den 14. Augustus. 1760.

Hundert und zwey und zwanzigster Brief.

So bald der erste Theil von der Rabeschen Uebersetzung der Mischna* zu bekommen war, schickte ich meinem Rabbi, mit welchem ich zu F.. Bekanntschaft gemacht habe,** ein Exemplar davon, und bat mir bey Gelegenheit

* Mischna, oder der Text des Talmuds, d. i. Sammlung der Aufsätze der Aeltesten, und mündlichen Ueberlieferungen oder Traditionen, als der Grund des heutigen pharisäischen Judenthums. Erster Theil, Seraim. Von den Rechten und Satzungen dessen, was gesäet und gepflanzt wird. Aus dem Hebräischen übersetzt, umschrieben und mit Anmerkungen erläutert von Johann Jacob Rabe, Stadt-Caplan zu Onolzbach. Onolzbach bey Jacob Christoph Posch. 1760.

** S. den 35sten Brief.

heit seine Meynung darüber aus. Gestern besuchte ich ihn, um mich mit ihm darüber zu besprechen. Er schien mit der Arbeit des Herrn Caplans sehr zufrieden zu seyn. Ich habe vor der Hand, sprach er, nicht mehr als einige Maßichthoth mit critischen Augen betrachten können. Ich finde hier und da zwar Unrichtigkeiten; allein die Anzahl derselben ist in Betrachtung der zu übersteigenden Schwierigkeiten, immer noch sehr geringe. Ich bewundere den Fleiß des Herrn Rabe, und muß gestehen, daß er die Erwartung übertroffen, die man von ihren Gelehrten, in Ansehung einer Wissenschaft, die sie so wenig angehet, haben konnte. Sie wissen, daß ich bey unserer ersten Unterredung zu F.. an der Möglichkeit einer guten Uebersetzung der Mischna zweifelte. In der That schien es fast unglaublich, daß jemand aus blosser Neubegierde, dasjenige für eine Wissenschaft thun werde, was wir aus Religion zu thun gewohnt sind. Ich sehe aber, daß die Wißbegierde ihrer Gelehrten weiter gehet, als ich geglaubt habe, und ich freue mich, daß die Uebersetzung dieses uns

so

so schätzbaren Werks, in gute Hände gerathen ist. — Sie waren damals begierig, setzte er hinzu, von unserm Talmud einigen Begrif zu haben, und ich war nicht im Stande, Ihnen in einer mündlichen Unterredung genug zu thun. Herr Rabe scheinet in seiner Vorrede, den Juden insgemein, die Gabe der Deutlichkeit abzusprechen. Verstehet er dieses von den Juden, welche die Marktplätze besuchen, und vermuthlich in einer ganz andern Absicht zu ihm kommen, als sich über Stellen aus dem Talmud befragen zu lassen; so habe ich nichts dawider. Daß er aber von diesen, nicht aufs Allgemeine schliesse! Wer deutliche Einsichten hat, wird sich auch verständlich erklären können. Nur daß der Ort, die Zeit und die Gelegenheit solches nicht immer zulassen, wie zum Theil der Fall ist, worinn wir uns zu F.. befanden. Nunmehr werden Sie selbst lesen, und sich unserer Art zu studiren, so viel sich solche aus der Mischna abnehmen läßt, bekannt machen können.

Ich gestand ihm, daß ich schon verschiedenemalen zu lesen angefangen, aber niemals sehr

weit habe fortrücken können. Ich setzte hinzu, man sehe zwar, daß dieses Studium so futil nicht sey, als man insgemein zu glauben pflegt; allein sehr unangenehm liesse sich das Werck doch immer lesen.

So geduldigen Sie Sich denn, versetzte er, bis der dritte Theil, welcher von den bürgerlichen Rechten handelt, heraus seyn wird. Der Stof zu den ersten beyden Theilen, sind heilige Gesetze, davon Sie Sich, vermöge Ihrer Religion, völlig befreyet zu seyn glauben; daher kann eine genaue und weitläufige Untersuchung derselben, die für uns die heiligste und würdigste Beschäftigung ist, Sie sehr wenig intereßiren. Ich stelle mir vor, die gewissenhafte Genauigkeit, mit welcher unsere Rabbinen z. B. von Cillajim, oder von Dingen verschiedener Art, die man nicht vermischen darf, handeln, kann Ihnen nach Ihren Grundsätzen, nicht anders als langweilig, und zum Theil lächerlich scheinen. Denn ob sich gleich diese Satzungen auf bewährte Schriftstellen gründen, so muß Ihnen dennoch unsere fromme Sorgfalt, alle mögliche

Fälle so genau zu erwegen, allzusehr ins Kleine zu fallen scheinen. Es hält schwer, in dergleichen Fällen seine Grundsätze zu verläugnen, und sich in die Denkungsart eines andern zu versetzen. — Verschieben Sie also Ihr Urtheil, bis der dritte Theil zum Vorschein kömmt. Mich dünkt, die Grundsätze unseres bürgerlichen Rechts, müßten Ihnen nothwendig gefallen. Wenigstens scheinet mir schon dieses ein unläugbarer Vorzug an unseren Rechten, daß sie sich durchgehends entweder auf Schriftstellen, oder auf mündliche Traditionen gründen, und dadurch genauer mit unserer Religion verbunden sind. Sie, die Religion, die in dem, was gut und böse, heilig und unheilig ist, unser Urtheil so eigenmächtig lenket, warum soll sie nicht auch Recht und Unrecht unterscheiden lehren? — Ich fragte ihn, ob er mir nicht die Anmerkungen mittheilen wollte, die er über die Rabische Uebersetzung gemacht hat? — Was ich in der allgemeinen Einleitung, und in einigen Tractaten, die ich aufmerksam durchgelesen, zu erinnern gefunden, versetzte er, habe ich auf ein Blatt

 gesetzt,

gesetzt, und war Willens Ihnen solches nicht eher zu zuschicken, bis ich das ganze Werk würde durchgegangen seyn. Da ich aber nicht wissen kann, wie lange solches noch anstehen möchte; so nehmen Sie indessen diese wenige Anmerkungen, und machen Sie den beliebigen Gebrauch davon. Bescheidene Erinnerungen, hoffe ich, werden dem Herrn R. nicht zuwider seyn, da er selbst in seiner Vorrede, jeden Liebhaber der Wahrheit dazu einladet. —

Soll ich Ihnen die Anmerkungen des Rabbi hersetzen? — Wenn ich es thue, so geschiehet es blos dem Herrn Rabe zu gefallen, dem sie vielleicht nützlich seyn können. Sie mögen immer hier aufhören zu lesen! Das Folgende ist weder von mir, noch an Sie, sondern von einem jüdischen Gelehrten, an den Herrn Caplan Rabe, Uebersetzer der Mischna.

In der allgemeinen Einleitung S. 7. heißt es: „das vierte Seder, Nesikin, von „den Schadenklagen und andern gerichtli„chen Dingen u. s. w. hat in beyderley Talmud

„eine

„tige Gemara, ausgenommen im siebenten „und zehenten Buche; so fehlet auch die„selbe im dritten Cap. des Tractats Mac„coth.„ Ich vermuthe hier einen Druckfehler, denn das dritte Capitel des Tractats Maccoth hat im Babylonischen Talmud eine weitläufige Gemara, und sie fehlet nur in den Hierosolymithanischen Talmud.

Eben das. S. 11.

Unter den verschiedenen Ausgaben des hierosolymitanischen Talmuds hätte das berühmte Werk unseres hiesigen Rabbi Fränkels vorzüglich erwehnet werden sollen. Es ist bekannt, daß dieser Rabbi den ganzen H. T. mit seinem eigenen Commentario und weitläufigen Noten, auf eigene Kosten drucken läßt. Weil das erste Seder bereits 1710 zu Amsterdam mit Noten heraus gekommen; so hat er mit dem zweyten Seder den Anfang gemacht, welches 1743. zu Dessau heraus gekommen ist. Das dritte ist 1757 zu Berlin gedruckt worden, und das vierte wird nächstens die Presse verlassen. Das ganze Werk führet den Titel: Korban

 Haedah,

Zaedah, und ist der äusserlichen Einrichtung dem B. T. vollkommen ähnlich.

So ist auch auf eben der Seite, die zehnte Auflage des babylonischen Talmuds vergessen worden, welche 1737, eben so wie die achte, zu Berlin und Frankfurt an der Oder heraus gekommen ist. — So viel von der Einleitung. —

Tractat II. Peah.

C. 3. M. 7. Die Schenkung eines auf dem Krankenbette liegenden, sagt Herr R. werde für gültig erkannt, wenn sie gehörig im Besitz genommen worden. Diese Bedingung ist unnöhtig. Die Schenkung ist gültig, wenn sie auch gar nicht im Besitz genommen, und dem Kranken nur der Manteltkauf abgenommen werden, worinn alle unsere Ausleger übereinkommen.

C. 5. M. 3. Begehet Herr R. einen unverzeihlichen Fehler. Topheach heißt nicht eine Handbreit, wie es der Uebersetzer giebt, sondern anfeuchtend. Maschke Topheach, ein anfeuchtendes Naß. Eine Handbreit aber heißt Tephach.

C. 6. M. 1. Niemals hat sich die Schule Schammai träumen lassen, zu behaupten, was man Preiß gegeben, gehöre nur für die Armen. Der wahre Sinn ist dieser; die Schule Schammai sagt, was man nur den Armen Preiß gegeben, sey eben so gut zehndfrey, als wenn es für jedermann Preiß gegeben worden wäre. Herr R. hätte dieses aus der entgegengesetzten Meynung der Schule Hillels abnehmen können, die er sehr richtig giebt. „Man kann nicht sagen, „daß etwas Preiß gegeben sey, wenn nicht „auch die Reichen solches nehmen dürfen.“

M. 3. Heißt es in der Uebersetzung: „Eine Garbe, davon die *Muthmassung ist*, „*daß man sie in die Stadt bringen wollen*, „ist nicht als eine vergessene Garbe anzusehen.“ Von der Muthmassung ist hier die Rede nicht. Der Sinn ist dieser; Eine Garbe, die man aufgehoben, um sie in die Stadt zu tragen, und hernach auf dem Felde vergessen u.s.w. S. Rabbi Schimschon. Die Worte schehechesik bo können unmöglich verdeutscht werden, davon die Muthmassung ist, son-

dern müssen nothwendig heissen, die man ergriffen, aufgehoben.

C. 8. M. 3. „Sie (die Armen) sind beglaubt, „wegen Gersten, so lang sie noch in Hülsen ist (a. Aehren von Reiß.)“ Wie kömmt Herr X. auf Gersten? Im Texte stehet, Gersten von Reiß. Darunter verstehen einige Ausleger, Reiß, so lange er noch in Hülsen ist, und andere, Aehren von Reiß. Gersten aber kann hier unmöglich verstanden werden.

M. 7. Die Armen-Casse, sagt Herr X. werde alle Freytag Abends ausgetheilt. — Nicht doch! das hiesse ja, die Armencasse am Schabbath austheilen! — Solte Herr X. nicht wissen, daß Ereb Schabbath eigentlich Freytag, aber nicht Freytag Abends heisse?

M. 8. „Wenn jemand zweyhundert Sus „im Vermögen hat; soll er nichts nehmen „von der Nachlese, Schicheha, Peah, „oder dem Armenzehenden. Fehlet ihm aber „auch nur Ein Denarius daran, wenn auch „tausend Personen auf einmal ihm denselben geben, und die Zahl voll machen „woll-

„wollten, darf er sich des alles bedienen.“ Ist unrichtig, und soll heissen; wenn man ihm auch für tausend Denarien Nachlese u.s.w. auf einmal geben will, darf er solche annehmen. Hierinn liegt der ganze Nachdruck des Satzes, daß ihm erlaubt ist, auf einmal mehr anzunehmen, als ihm zu zweyhundert Sus fehlet.

Tractat VII. Maaßroth.

Cap. 3. M. 8. „Wann jemand auf den „Baum hinauf steigt, darf man seinen „Geren mit Früchten anfüllen, und frey „davon essen, (nur daß man nicht herab in „den Hof steige.)„ — Der ganze Satz ist unverständlich, und soll heissen: „Wenn je„mand auf den Baum hinauf steigt, darf er „seinen Geren mit Früchten anfüllen, und oben „frey davon essen, (aber nichts herunter in den Hof mitnehmen.)“

C. 5. M. 2. „Wenn man Zwiebeln mit den „Blättern ausgerissen, daß die Erde darinn „sie gestanden, daran hangen bleibt, bleiben „sie rein, daß sie nicht können verunreiniget „werden.“ Wie unrichtig Herr R. hier gele-

sen,

sen; wird er bey einiger Ueberlegung sehr leicht einsehen. Es ist offenbar, er hat bealehen gelesen, wo er balijah hätte lesen sollen. Der Sinn ist dieser: „Wenn Zwiebel auf einem „Fruchtboden liegen, und (in dem allda befind„lichen Schutt) von neuem Wurzel fassen; so „können sie nicht mehr verunreiniget werden.“ Ein einziges Wort, das er unrichtig punktiret, hat ihn so weit von der Wahrheit abgeführt.

M. 3. „Sind unter dem, was man verkauf„fen will, Erstlinge, so nehme man dieselbe „zuvörderst heraus, und verkaufe sodann das „übrige.„ Erstlinge heissen sonst die Biccurim, wie sie auch Herr R. nicht anders nennet. Hier aber ist die Rede nicht von den Biccurim; sondern von reifen und zehndbaren Früchten. In der mehrern Zahl heissen sie Bechoroth, Früchte, die früher reif geworden sind, um sie von der eigentlichen Biccurim zu unterscheiden.

Tractat VIII. Maasser Sheni.

Cap. 1. M. 1. Es ist nicht erlaubt, den zweyten Zehenden zu verschenken, sagt Hr. R. weil Schenken die Natur eines Kaufs

hat.

hat. — Schenken hat sonst keinesweges die Rechte eines Kaufs, indem es die Früchte nicht einmal zehndbar macht, (S. R. Jom Tob). Nur hier in diesem Falle, heißt es, soll man das Eigenthum Gottes so wenig verschenken, als verkaufen.

M. 5. „Wenn jemand (auf dem Lande) um „das Zehendengeld aus Irrthum Früchte ge„kauft, muß der Verkäufer die Früchte wieder „zurück nehmen, und jenem sein Geld wieder„geben. Ist es aber mit Vorsatz wissentlich „geschehen; so muß man sie hinauf tragen, „und an dem Orte, den der Herr erwählt „hat, essen. Wenn man sie aber nicht auf „diese Weise geheiliget, muß man sie ver„faulen lassen.„ Abermals fehlerhaft punktirt! Hr. R. ließt statt Mikdasch, mekadesch, und übersetzt; wenn man sie aber nicht auf diese Weise geheiliget, da es doch heissen muß; wenn aber kein Mikdasch, oder Tempel vorhanden ist, daß man also zu Jerusalem keinen zweyten Zehenden essen kann. — Derselbe Fehler kömmt M. 6. abermals vor.

C. 2. M. 3. „Die Schule Hillels sagt, „alles was man damit (mit den Tiltan vom „zweiten Zehenden) vornehme, dörfe in Unrei„nigkeit geschehen, ausgenommen, wenn man „denselben gefeuchtet habe.„ Ist falsch, und soll heissen; ausgenommen das Einweichen, oder Anfeuchten, welches mit unreinen Händen zu thun verbothen.

M. 6. „Wenn ein Sela (zwey Seckelstück „von Silber) der von dem zweiten Zehenden „ist, mit einem gemeinen Sela verwechselt „worden, daß man nicht weiß, welches der „Zehenden Sela ist, (und man will diesen „wieder von Jerusalem hinaus tragen.„) Dieser Zusatz ist von R. Bartenora, soll aber eigentlich heissen: und man will diesen ausserhalb Jerusalem ausgeben. Die Verwechselung des Zehendengeldes mit dem gemeinen Gelde, kann sowohl auf dem Lande, als in Jerusalem vorkommen, und es ist dem Besitzer in beyden Fällen daran gelegen, sie von einander zu unterscheiden, damit er das gemeine Geld zu Hause verzehren könne. Herr R. hat das Wort Lehozie unrecht verstanden.

C. 4.

„C. 4. M. 13. „Die Schule Schammai
„lehrt, wenn jemand, nachdem er die Krüge
„zugemacht, von einem auf alle die Hebe
„geben wolle, müsse er sie alle aufmachen, und
„in die Kelter ausleeren; die Schule Hillels
„aber sagt, es sey genug, wenn man nur
„einen aufmache u. s. w.„ Ist unrichtig.
Die Schule Hilles gestehet, daß man sie alle
aufmachen müsse, und gehet blos in Ansehung
des Ausleerens von der Schule Schammai
ab, welches Herr R. aus der vorgehenden
Mischna hätte abnehmen können, da es aus-
drücklich heißt; wenn die Fässer zugeschla-
gen sind, muß man die Hebe von jedem
besonders nehmen, worinn die beyden Schu-
len überein kommen. — Uebrigens hat Herr
R. diese überaus schwehre Mischna glücklich
übersetzt, nur wünschte ich, daß er zuletzt, bey
der Lehre R. Schimeons der Auslegung des
H. T. gefolgt wäre, so wie R. Schinschon
und R. Bartenura gethan.

C. 5. M. 1. „Ein Weinberg des vierten
„Jahrs wird mit einem Erdhügel von rother
„Erde bezeichnet.„ Daß die Erde eben roth
seyn

seyn müsse, finde ich bey keinem von unsern Auslegern. Das Wort Aedamah kann zwar seinem Ursprunge nach eine röthliche Erde bedeuten, allein in den mehresten Fällen bedeutet es auch jede andere Erde.

Man siehet hieraus, daß Herr R. noch nicht Sorgfalt genug auf seine Uebersetzung gewendet. Er meynet zwar in der Vorrede, man würde in seinem Werke keine Vergehungen finden, wo er nicht wenigstens einen jüdischen Ausleger dabey zum Fürsprecher möchte aufbringen können. Ich zweifele aber sehr, ob er bey einer von den hier getadelten Stellen die geringste Autorität für sich finden würde. Ich habe keine lateinische Uebersetzung der Mischna zur Hand, und kann also nicht sagen, in wie weit diese mögen richtiger oder unrichtiger seyn. So viel ich mich aber erinnere zu einer andern Zeit davon gelesen zu haben, dünkt mich die Uebersetzung des Herrn R. noch die richtigste, und verständlichste unter allen. Die deutsche Sprache ist überhaupt ihrer Biegsamkeit halber, geschickter zu Uebersetzungen, als die lateinische, und Herr R. hat auch die Sache genug verstanden, um sich mehr an den Sinn, als an die Worte zu binden.

So weit der Rabbi. — Ich werde ihn öfter besuchen, um ihn, wo möglich, zur Beurtheilung der übrigen Tractate, oder Masichtoth, wie sie der Hebräer nennet, anzuhalten.

D.

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

VIII. Den 21. Augustus. 1760.

Hundert und drey und zwanzigster Brief.

Clementina von Porreta, ein Trauerspiel von dem Verfasser der Lady Johanna Gray, sahe ich bey meinem Buchhändler auf dem Tische liegen, und schämte mich, daß ein anderer einen Plan ausgeführt, den ich längst überdacht, und angefangen, aber nicht habe zu Stande bringen können. Itzt, da mir Herr Wieland zuvor gekommen, will ich Ihnen die Schwierigkeiten entdecken, die mich von der Bearbeitung dieses Plans abgeschreckt haben. — — Wie vortreflich Herr Richardson die Episode von der Clementina behandelt hat, wissen Sie, weis jedermann, dem die Werke des Genies nicht gleichgültig sind, und wer einiges Gefühl hat, muß wün-

schen, diese neue Situation auf der Bühne vorgestellt zu sehen. Dem ersten Anblicke nach, sollte nichts leichter scheinen, als die Verwandelung einer rührenden Episode in ein bürgerliches Trauerspiel, und der Vortrag des Herrn Richardson kömmt hier diesem Betruge sehr zu Statten. Denn da er so natürlich dialogirt, und so sorgfältig die Gebehrden seiner unterredenden Personen beschreibet, so wird man verführt zu glauben, er habe nicht nur die Erfindung, sondern auch den größten Theil der theatralischen Ausführung, bis auf die Pantomime so gar, die der Schauspieler zu beobachten hat, über sich genommen. — Dieses glaubte ich, und fing an den Plan zu entwerfen. Allein ich ward gar bald inne, daß die Dichtungsarten sich so schwehr, als die Arten der Natur, eine in die andere umschmelzen lassen. Jede hat ihre wesentliche Bestandtheile, die gleichsam in Rauch aufgehen, so bald man eine gewaltsame Verwandelung mit ihnen vornimmt. — Ich will mich erklähren, und die Schwierigkeiten stückweise herzehlen, die mir aufgestoßen

gestossen sind, als ich meinen Vorwurf näher zu betrachten anfing.

Erstlich, der Charakter des Carl Grandsons ist für den Roman unverbesserlich, aber sehr unpoetisch, wenigstens fürs Theater höchst unbequehm. Ich habe Ihnen schon vor einiger Zeit meine Gedanken über die vollkommen tugendhaften Charaktere eröfnet, und, wie ich glaube, nicht ohne Grund behauptet, daß die Idealschönheit der Dichtkunst nicht nur von der vollkommenen Tugend unterschieden, sondern auch mit derselben schwehrlich zu verbinden sey. Damahls führte ich meine eigene Gründe an, itzt mag der Graf Schaftesbury, dieser grosse Kenner der Idealschönheiten, für mich reden. „Man „wird vielleicht fragen, spricht der Lord, * „wie kömmt es, daß der Dichter (Homer) „in seinen beyden Heldengedichten, nir„gend ein Einziges Muster der Tugend, „einen vollkommenen Charakter schil„dert? — Ich antworte, als Dichter hat

* Characteristiis. Vol. III. Misc. V. ch. I. not.

„er dieses nicht thun können, ohne verkehrt
„und falsch zu denken. Nicht das Mögliche,
„sondern das Wahrscheinliche, das Ver-
„muthliche muß sich der Dichter zum Leit-
„faden wählen. So und nicht anders gewin-
„net er die Aufmerksamkeit, und bemeistert
„sich des innern Gefühls des Lesers oder Zu-
„schauers, die aus eigener Erfahrung, und
„aus dem, was in ihren Herzen vorgehet, am
„besten urtheilen können. Die vollkommene
„Tugend ist eine Wirkung der Kunst, der
„Selbsterziehung, des Zwanges, und der Ge-
„walt gleichsam, die man der Natur anthut.
„Gemeine Leser und Zuschauer aber, die bloß
„Vergnügen suchen, und gerne ihre Leiden-
„schaft durch den Anblick anderer Leidenschaf-
„ten und Gemüthsbewegungen wollen erregen
„lassen, verstehen sehr wenig von der Bezäh-
„mung, Milderung und Verbesserung, da-
„durch dieses neue Kunstgeschöpf hervor-
„gebracht wird. Der wahre Tugendhafte
„ist würklich nichts anders; denn seine Kunst
„mag an und für sich selbst noch so natürlich,
„oder noch so sehr in Natur und Vernunft

„gegrün-

„gegründet seyn; so ist sie doch allezeit eine „Verbesserung, die das gemeine Gepräge der „Natur, den bekannten Charakter des mensch-„lichen Geschlechtes, weit hinter sich zurück „läßt. Daher sind die höchsttugendhaften und „vollkommenen Charaktere unpoetisch und „falsch. Man muß keine Wirkung zeigen, „derer Ursache unbekannt und unbegreiflich „bleiben muß.“

Daß sich aber die Vertheidiger der vollkommen tugendhaften Charaktere ja nicht mit der Ausflucht schützen, man könne auch für Leser und Zuschauer aus einer höhern Sphäre dichten, denen diese Verbesserung der Natur kein Geheimnis ist, und die bey dem Dichter etwas mehr suchen, als sich zu vergnügen! Lord Schaftesbury ist diesem Irrthume zuvor gekommen. Er hat die Unzulänglichkeit seines ersten Grundes selbst eingesehen, und führet in der Folge andere Gründe an, die den Punkt besser zu treffen scheinen. — Die Stelle ist gar zu merkwürdig, als daß ich sie Ihnen nicht ganz hersetzen sollte. Lassen Sie mich immer von meinem Wege etwas abkom-

men, ich werde schon wieder einlenken. —
„Ein Held ohne Leidenschaft, spricht der
„Lord, ist so ungereimt, als ein Held ohne
„Leben, ohne Handlung. Giebt man ihm
„aber Leidenschaft, so müssen auch leiden=
„schaftliche Handlungen daraus entsprin=
„gen. Dasselbe heroische Genie, dieselbe an=
„scheinende Seelengrösse, die uns entzücket,
„wenn wir sie sehen, die entzücket natürlicher
„Weise auch in dem Leben und in den Sitten
„der Grossen, die man uns beschreibet.
„Der geschickte Zeichner also, der zum Behuf
„der Wahrheit dichtet, und seine Charaktere
„nach den Regeln der Sittenlehre schildert,
„bemerkt diesen Hang der Natur, und läßt
„jeder hohen Gesinnung, den ihr eigenen
„Ueberschwung, oder die Neigung in dem
„Tone, oder in der Art von Leidenschaft, die
„den hervorstechenden und scheinbaren Theil
„eines jeden poetischen Charakters ausmacht,
„zu weit zu gehen. Die Leidenschaft des
„Achilles strebt nach solchen Ruhm, den man
„durch Waffen und persönliche Tapferkeit er=
„wirbt. Diesem Charakter zu Gefallen, ver=
„ziehen

„zeihen wir dem edelmüthigen Jünglinge seine
„allzugrosse Hitze auf dem Schlachtfelde, und
„seinen Jachzorn in dem Rathe, oder gegen
„seinen Bundesgenossen, wenn er beleidiget
„und aufgebracht wird. Die Leidenschaft des
„*Ulysses* strebt nach solchen Ruhm, den man
„durch *Klugheit, Weisheit*, und geschickte
„Unterhandlungen erwirbt. Daher verzeihen
„wir ihm sein feines, listiges und betrügeri-
„sches Wesen. Der Intrigengeist, das über-
„kluge Wesen, und die allzufein gekünstelte
„Politik, sind dem versuchten Staats-
„manne, der lauter Staatsmann ist, so na-
„türlich, als der Jachzorn, ein unüberlegtes
„und rasches Betragen, dem offenen Cha-
„rakter eines kriegerischen Jünglings, der
„selten weitaussehende Absichten hat. Die
„riesenmäßige Stärke des Ajax, und seine
„trefliche Kriegesarbeit würde weder so
„glaublich, noch so einnehmend seyn, wenn
„ihnen der Dichter nicht zugleich die redlichste
„Einfalt, und etwas plumpe Gemüthsgaben
„zugesellet hätte. — Wir bewundern den
„Agamemnon als einen weisen und edel-

„müthigen Heerführer, aber es gefällt uns
„ungemein, daß der Dichter den fürstlichen
„Stolz, das steife und herrische Wesen, das
„diesem Charakter eigen zu seyn pflegt, in sei-
„ner Person vorgestellt, und die übelen Fol-
„gen desselben nicht unbemerkt gelassen. Und
„hierdurch wird das Uebertriebene der Cha-
„raktere eigentlich wieder zu Rechte gesetzt.
„Denn indem das Unglück gezeigt wird, das
„aus jeder Uebertreibung zu entspringen
„pflegt; so werden unsere heftig erregten Lei-
„denschaften, auf die heilsamste und würk-
„samste Weise, gebessert und gereiniget. Wer
„sich nach einem einzigen Muster, oder Ori-
„ginal bildet, und wenn es auch noch so voll-
„kommen ist, so bleibet er doch nichts mehr
„als eine blosse Copey. Wer sich aber Züge
„aus verschiedenen Mustern wählet, der wird
„selbst original, natürlich und ungezwun-
„gen. Wir bemerken täglich in Ansehung
„der äusserlichen Aufführung, wie lächerlich
„der wird, der einem andern, und wenn es
„auch der artigste Mann wäre, beständig
„nachahmet. Das müssen kleine Geister seyn,
„die

„die nichts als copiren wollen. Nichts ist „angenehm, nichts ist natürlich, als was ori„ginal ist. Unsere Sitten sowohl, als unsere „Gesichter müssen, wenn sie noch so schön „sind, in der Schönheit selbst eine Verschie„denheit haben. Eine allzugrosse Regelmäs„sigkeit kömmt der Häßlichkeit nahe, und in „einem Gedicht, (es sey episch oder dramatisch) „ist ein vollkommener Charakter das „größte Ungeheuer; und unter allen poeti„schen Erdichtungen nicht nur am wenigsten „einnehmend, sondern auch am wenigsten „moralisch, und am wenigsten bequehm, die „Sitten zu verbessern. In a poem (whether „epick or dramatick) a compleat and perfect „character *is the greatest Monster*, and of all „poetick fictions not only the least *engaging*, but „the least *moral* and *improving*."

Sehen Sie! So strenge ist Schaftesbury gegen die vollkommen tugendhaften Charaktere in der Poesie. Wer hätte das geglaubt? Schaftesbury! der unsern süssen Schwätzern allezeit die Gewähr leisten muß, wenn sie uns erweisen wollen, daß sie das sittliche Ideal

besser zu treffen wissen, als Homer, weil ihre Helden tugendhafter sind, als die Helden der Iliade oder der Odyssee, weil ihre Achilles gelassener, ihre Agamemnons demüthiger, und ihre Ulysses aufrichtiger sind.

Was für ein Geschrey erheben die schweizerischen Kunstrichter nicht wider den Charakter des Philotas, dieses heldenmüthigen Kindes, das von überschwenglicher Ruhmbegierde entflammt, im Gefechte verwegen, und in der Gefangenschaft verzweifelungsvoll ist? Sie haben ganze Bücher geschrieben, zu beweisen, daß dieser Ehrgeitz übertrieben, und der Charakter des Philotas unmoralisch wäre. Sie haben ihm einen harmosen Polytimet entgegen gesetzt, der im Gefechte behutsamer, in der Gefangenschaft geduldiger ist, und den Ausgang der Sache mit Gelassenheit abwartet. — Die seltsamen Moralisten! Ich mag die Vertheidigung des Trauerspiels Philotas nicht über mich nehmen, und hier ist auch der Ort dazu nicht; aber soviel ist gewiß, was sie an dem Charakter des Kindes bessern wollen, ist höchst ungereimt. Schaftesbury würde

ihnen

ihnen antworten; Es ist wahr, meine Herren! Ihr Polytimet macht seinem Vater so viel Kummer nicht, als Philotas dem Seinigen. Wenn ich König wäre, und mein Prinz würde gefangen; so wünschte ich freylich lieber, daß er dem Polytimet als dem Philotas nachahme. Aber vom Theater lassen Sie mir das altkluge Kind weg. Es ist eine siebenzigjährige Seele in einem achtjährigem Leibe, ein poetisches Ungeheuer, das mir das beste Stück verderben könnte. — Philotas hat von dem Ehrgeize etwas zu viel? Lassen Sie ihm dieses Etwas zuviel, das seinem Charakter, Natur, Leben und poetische Wahrheit giebt. Ich sage noch mehr; vielleicht würde ich von einem so feurigen Kinde als Philotas, nur desto grössere Hofnung schöpfen, als von einem Polytimet, dessen philosophische Gleichmüthigkeit ich für einen Temperamentsfehler halten würde, weil sie der reifern Ueberlegung, Erfahrung und anhaltenden Uebung zuvorgekommen ist. Wenigstens hat Xenophon so gedacht, da er seinen Cyrus als Kind, weit feuriger und wilder in die Gefahr rennen läßt,

als

als sie dem Philotas zu thun, erlauben wollen. — Doch genug vom Philotas!

Als ich vor einiger Zeit, ohne die Stelle im Schaftesbury bemerkt zu haben, blos auf Veranlassung einiger Zeilen, die Herr G. aus dem Plutarch angeführet hatte,* mich wider die vollkommene Charaktere erklärte, war ich mit dem Grunde, daß keine vollkommene Tugend in der Natur anzutreffen wäre, nicht zufrieden. Ich hielt damals die Einförmigkeit, Unfruchtbarkeit der Erfindung und den Mangel an Handlung für die wahren Ursachen, warum die höchste Tugend in der Dichtkunst misfiele. Was für Ursachen aber man auch annimt; so ist an der Warheit des Satzes selbst doch nicht zu zweifeln, daß die höchsttugendhaften Charaktere in der Dichtkunst monströse Hirngeburten sind. Einige Kunstrichter haben sogar bemerkt, Homer habe den Nireus, den er als den schönsten, und den Thersites, den er als den häßlichsten Menschen geschildert hat, in seinem ganzen Gedichte nicht mehr als ein

* Siehe den 66ten Brief.

ein einziges mal vorkommen lassen. Nec denique, sagt Clarke, ad artificium poematis, nihil est, quod hic annotarunt nonnulli; utique unum omnium formosissimum *Nirea*, itidemque omnium maximè deformem *Thersiten* semel depictos, nunquam deinceps in toto poemate memoratos. So sehr hat dieser grosse Dichter alles Einzige in seiner Art gescheuet!

Ich weiß nur Einen Fall, da die vollkommene Charaktere auf der Bühne erträglich sind. Dieser ist, wenn die tugendhafte Personen unglücklich werden, wenn sie durch ihre Tugend selbst ein Raub des Neides und der Verfolgung abgeben, und mit ihrem Schicksale in einem beständigen Kampfe leben müssen. Alsdenn erregen sie unser Mitleid, und schlagen desto tiefere Wunden in unser Gemüth, je mehr Liebe, Hochachtung und Bewunderung sie sich durch ihre moralische Vollkommenheit erworben. So bald der Tugendhafte aber das Unglück überkömmt; so wird er gleichgültig. Bewunderung ohne Mitleiden, ohne Schrecken, ist für die Dichtkunst

kunst überhaupt, und um so viel mehr fürs Theater, ein gar zu kalter Affect.

Ich komme von meiner weitläufigen Digreßion zurück. Bey solchen Gesinnungen konnte ich unmöglich einen Charakter wie Carl Grandisons für theatralisch gut halten. In der Episode von der Clementina schien er mir dieses um so viel weniger, je unthätiger er bey dieser ganzen Begebenheit bleiben muß. Er muß sich völlig leidend verhalten, wenn er die Hofnung, der Besitzer der Clementina zu werden, nicht verscherzen, und zugleich ihrer Familie nicht verdächtig werden will, als hätte er aus hinterlistigen Absichten sich die Schwachheit der jungen Gräfinn zu Nutze gebracht. — Richardson fand in seinem Roman noch immer Mittel, den Charakter des Grandisons, der hier ausser Action ist, durch Nebenzüge zu erheben; allein für den theatralischen Dichter sind alle diese Mittel unbrauchbar. Was für eine leblose, gleichgültige Rolle muß er also seinen Grandison spielen lassen!

Die

Die zwote Schwierigkeit war, die Clementina selbst. Richardson hat in seinem Roman Zeit und Raum genug, ihren Gemüthszustand eine völlige Revolution hindurch, zu führen. Sie ist Anfangs bey heitern Gemüthskräften, der Stolz ihrer Familie, ein Muster der Tugend und der Frömmigkeit; aber sie besitzet einen edlen Hochmuth, der einen kleinen Ueberschwung hat, und dieser ist die Quelle ihres Unglücks. Sie liebet den Grandison, den ihn ihre Religion als einen Ketzer, und der Adel ihres Hauses, als einen Menschen von geringerm Stande betrachten heißt. Religion und Stolz gerathen in einen Kampf mit Liebe und Zärtlichkeit, und ihre Vernunft ist das Opfer dieses schwehren Kampfes. Sie wird trübsinnig, geräth in eine liebenswürdige Schwärmerey, die der englische Schriftsteller mit so meisterhaften Zügen zu schildern weis. Sie wird wild, rasend, und durch die Strenge, mit welcher ihr die grausame Laurana mit spielet, wird ihre Raserey ganz natürlich in die hartnäckigste Melancolie verwandelt. Nun ist ihre Vernunft völlig dahin, und die

Familie

Familie verzweifelt an ihrer Genesung. Indessen entziehet man sie der unmenschlichen Aufsicht der Laurana, begegnet ihr gelinder, läßt den Grandison nach Bologna kommen, gebraucht Arzeneymittel, und ihr Gemüth heitert sich allmälig wieder auf. Sie wird wieder Meister von ihrer Vernunft, und, welches das Wunderbare der Erdichtung ist, zugleich auch Meister von ihrer Leidenschaft. Die Religion siegt, zum größten Erstaunen Grandisons und ihrer Anverwandten, und ihre Liebe verwandelt sich in eine zärtliche Freundschaft. — Dieses ist der Auszug von der Geschichte der Clementina, die uns in dem englischen Roman ganze Ströme von Thränen auspreßt. Der Charakter ist neu, die Glücksveränderung schrecklich, und der Ausdruck des Herrn Richardson so pathetisch, so voller Natur, daß er das Innerste unseres Gemüths durchwühlt, und die geheimsten Sayten der Empfindung sicher zu treffen weiß.

Der Beschluß künftig.

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

IX. Den 28. Augustus. 1760.

Beschluß des hundert und drey und zwanzigsten Briefes.

Aber wie soll der dramatische Dichter, dessen Zeit und Raum, wenn er sich auch noch viel Freyheiten erlaubt, in Vergleichung gegen des Romanenschreibers, so sehr eingeschränkt sind, wie soll dieser die Clementina auf die Schaubühne bringen, ohne den Zuschauer betauern zu lassen, daß er nicht lieber zu Hause den Richardson liest? Soll er die Begebenheiten häuffen, zusammenpressen, und also den ganzen Zirkel von Veränderungen vorstellen, die das Gemüth der jungen Gräfin erlitten hat? Soll er sie in der Blüthe des Wohlstandes aufführen, und vor den Augen des Zuschauers verwirrt, sinnlos und zuletzt wieder heiter werden lassen? — Ich wußte, daß dieses

nicht unmöglich sey, und erinnerte mich des grossen Meisters, der einen ähnlichen Plan vortreflich ausgeführt. Shakespear läßt den König Lear im Anfange des Trauerspiels, das diesen Namen führt, sein Reich seinen beyden ältesten Töchtern abtreten, und die Jüngste verstossen; in der Folge ihr selbst von den beyden ältesten Töchtern verstossen werden, des Nachts in Sturm und Wetter, von niemanden als von seinem Hofnarren begleitet, in einer Einöde herumirren, und aus Verzweifelung seinen Verstand verlieren. Der verstossenen Tochter, die einen französischen Prinzen geheyrathet, kömmt das Unglück ihres Vaters zu Ohren, sie sucht ihn in dieser Einöde auf, sie findet ihn, nimmt ihn in ihrem Schutz, und bringet ihn durch gute Pflege und erquickende Tröstungen wieder zu sich selbst. — Die Einheit der Zeit hat unter der Menge von Begebenheiten etwas gelitten, aber wer achtet dieser, wenn das Gemüth ernsthafter beschäftiget, und in beständigen Leidenschaften herumgetrieben wird? Ich gieng also zum Shakespear, um mich Raths zu erholen; allein aller

Muth

Muth sank mir, als ich dieses vortrefliche Trauerspiel noch einmal las. Was hilft mir der Bogen des Ulysses, wenn ich ihn nicht spannen kann? — Shakespear ist der einzige dramatische Dichter, der es wagen kann, in dem Othello die Eifersucht, und indem Lear die Raserey, in dem Angesichte, des Zuschauers entstehen, wachsen, und bis auf den Gipfel gedeihen zu lassen, ohne sich sogar der Zwischenscenen zu bedienen, um dem Fortgange des Affects einen Ruck zu geben, dem der Zuschauer nicht mit den Augen folgen kann. Wer ist aber kühn genug einem Herkules seine Keule, oder einem Shakespear seine dramatische Kunstgriffe zu entwenden?

Um sich also nach den gemeinen Regeln des Theaters zu bequehmen, müßte der Dichter da anfangen, wo die Melancolie der Clementina am hartnäckigsten ist, und die Familie den Grandison wieder nach Bologna kommen läßt. Er hat immer noch Materie genug fünf Aufzüge damit anzufüllen, das gestehe ich; allein von der Clementina wird er uns in diesem Falle kaum den Schatten zeigen

können. Wie viel vortrefliche Züge wird er ungebraucht lassen müssen, die den grossen Charakter der Gräfin in ihrem Gesundheitszustande, und ihre reiner, und durch keine Gedanken befleckte Unschuld in der verliebten Raserey selbst, so unvergleichlich bezeichnen? Und wie stehet es um die liebenswürdigen Phantasien der Clementina, um die unschätzbare Grillen ihrer allzulebhaften Einbildungskraft, um deren Willen allein man das Stück auf dem Theater zu sehen wünscht? Der Dichter wird einen grossen Theil derselben schlechterdinges weglassen müssen, da der Zustand, in welchem er die Clementine nimmt, nicht mehr schwatzhafte Raserey, sondern tiefe Schwermuth seyn soll. — Das heißt, er wird uns von der schönen Bildseule des Herrn Richardsons, auf dem Theater, nur einen verstümmelten Dorso zeigen können: und dieser soll Leidenschaften erregen?

Sagen Sie mir doch, ob es möglich ist, daß man sich für eine rasende Person intereßire, die man nie in ihrem heitern Gemüthszustande gekannt, und geliebt, oder hochgeachtet hat?

Ich

Ich folge dem Hemlet, der Lear auf allen ihren phantastischen Abwegen, weil mich der Dichter sie hat kennen, hochachten, und ihre unerhörte Begegnisse mit empfinden lassen. Derselbe nagende Gedanke, der sich so tief in ihrer Seele eingegraben, daß er die Empfindungen selbst in seine eigene Bilder verwandelt, der hat auch uns gleichsam mit angesteckt, und unserer Einbildungskraft den Hang mitgetheilt, alles auf diese beständige lieblingsidee zurück zu schicken. Wie kann ich aber an der Sinnlosigkeit einer Person theil nehmen, die ich nur vom Hörensagen kenne, und das erste mal, daß ich sie sehe, ohne Vernunft und Sinnen antreffe? — Ich glaube also nicht einmal, daß die Situation der Clementina sehr rührend werden kann, wenn man sie gleich Anfangs, da sie die Bühne betritt, aller Vernunft beraubt seyn läßt. Der Zuschauer muß natürlicher weise zweifeln, ob sie nicht mehr dum, oder halsstarrig, als melancholisch seyn mag. —

Endlich stand mir auch der Charakter des Jeronymo im Wege. Er ist eine nothwendige

 dige

dige Person in dieser ganzen Episode, aber der dramatische Dichter kann ihn unmöglich in den Umständen lassen, in welche ihn Herr Richardson versetzt hat. Da er ein elendes und gequähltes Leben führet, und beständig in Gefahr ist, unter den Händen der Wundärzte seinen Geist aufzugeben; so wird das Mitleiden des Zuschauers zwischen ihm und der Clementina getheilt, und die Einheit der Theilnehmung zerstört. — Doch diesem Uebel liesse sich allenfalls noch abhelfen!

Aber wie sollte der Ausgang des Stückes seyn? das Schicksal der Clementina kann auf der Schaubähne nicht so unbestimmt bleiben, als es der Romanendichter gelassen. Dieses hat auch Herr Wieland in seiner Vorrede bemerkt. Der Zuschauer ist auf den Ausgang allzubegierig gemacht worden, und er ist gar nicht befriediget, wenn ihm noch der geringste Zweifel übrig bleibt. Ein Episode ist ein angebrachter Nebenzierrath, dessen Anfang und Ende nicht absetzen, sondern dem Ganzen gleichsam einverleibt werden müssen. Ein dramatisches Stück aber ist ein für sich

beste-

bestehendes Ganze, dessen Enden hervorragen und in die Sinne fallen sollen. — Was soll also am Ende aus der Heldin werden? Ihr Wahnwitz hat sich verloren, ihre Leidenschaft hat sich in das Joch der Religion geschmieget, allein welcher Zuschauer besorgt nicht einen noch gefährlichern Rückfall? — Soll man sie ins Kloster schicken? dazu können sie unmöglich rathen. Der Einfall ist zu alltäglich, als daß er nicht ausgezischt werden sollte. Ich weiß nur einen einzigen Rath, man müßte sie von der wütenden Lady Olivia aus Eifersucht hinrichten lassen. Der Tod des Helden ist allezeit die rührendste Entwickelung, denn er läßt einen Stachel in dem Gemüthe des Zuschauers zurück, der anhaltende Schmerzen verursachet. — Diesen Anschlag hatte ich gefaßt, und war nur darauf bedacht, die Olivia mit in das Hauptinteresse des Stückes zu verwickeln, und eine ihr anständige Rolle spielen zu lassen. Allein Sie sehen, daß dieser Umstand allein schon die ganze Anlage verändert, und daß ich mehr hätte erfinden, als nachahmen müssen. Ich weiß nicht, ob ich

meinen Kräften zu wenig zugetrauet, oder meiner Bequehmlichkeit zu viel nachgesehen habe. Genug, mein letzter Entschluß war, weder nachzuahmen, noch zu erfinden, sondern den ganzen Anschlag fahren zu lassen.

D.

Hundert und vier und zwanzigster Brief.

Wie glücklich ist Herr Wieland nicht! Ueber alle Schwierigkeiten, die ich mir gemacht habe, ist er weit hinweg. Er nimmt die Umstände alle so, wie sie ihm Richardson in die Hände liefert, übersetzt die wichtigsten Scenen Wort zu Wort aus dem Englischen, setzt einige gleichgültige hinzu, um den Vorhang fünf mal aufziehen zu lassen, und siehe! es entstehet ein Ding, daß Herr Wieland ein Trauerspiel nennet. Ob es auf der Bühne gefallen, oder nicht gefallen werde, das gehet ihm nun weiter nichts an. Genug, er hat das Seinige gethan, und Scenen und Aufzüge überschrieben. Wenn er das Glück hat Zuschauer

schauer zu finden, die niemals die Geschichte beym Richardson gelesen, so kann er vielleicht auch Beyfall hoffen.

Ich begreife nicht, wie ein Wieland, der sich in verschiedenen von seinen Ausarbeitungen als einen denkenden Kopf gezeigt, bis zu einer so sclavischen Nachahmung herab sinken kann! Er sagt in seiner Vorrede, der Charakter der Clementina habe „für den Dichter so besondere Schwierigkeiten, daß es unbillig wäre, „von dem ersten die sich an denselbigen wagt, „etwas vollkommenes zu fordern.“ Ganz recht! Wer wird etwas vollkommenes fordern? aber ich möchte wissen, welche Schwierigkeiten denn Herr Wieland so glücklich überstanden, daß er sich für die übrige Nachsicht verspricht? Meines Erachtens, keine Einzige. Nehmen Sie die triviale Entwicklung, die Entfernung der Gräfin von der Welt, aus, die würklich von des Herrn W. Hinzuthun ist; so ist im übrigen alles so geblieben, wie man es in der ersten unüberlegten Hitze, nehmen zu können glaubt. Ich mag mich in kein verdrießliches Detail einlassen, denn das würde

mich zu weit führen. Ich begnüge mich, die Hauptcharaktere mit wenigem zu berühren.

Sein Carl Grandison ist auf der Bühne, wie ich es vermuthet hatte, eine tugendhafte, aber höchst unthätige Person geblieben. Seine Figur spielt zwar in diesem Stücke eine wichtige Rolle, aber blos durch ihre stumme Anwesenheit, denn was sie thut, oder spricht, sind mehrentheils Verbeugungen oder Complimente. Gegen den Grafen Belvedera wird er einst feurig, — und macht Rodomontaden. „Nur dieses muß ich ihnen sagen, „wenn ich Ansprüche an die Gräfin Clemen„tina hätte, so sollten weder sie noch eine „ganze dräuende Welt mich abschrecken kön„nen, sie zu behaupten. Ein rechtschaffener „Mann fürchtet nichts. Oder wen soll der „fürchten, der vor dem Himmel selbst nicht „erzittern muß?“ Ein seltsamer Trotz! Weder ein Graf Belvedera, noch eine ganze drohende Welt sollten ihn abschrecken, an ein Frauenzimmer Ansprüche zu machen. Müssen denn die Ansprüche gemacht seyn? Warum soll sie ein tugendhafter Grandison,

nicht

nicht einer ganzen drohenden Welt zu gefallen fahren lassen? — Ein rechtschaffener Mann fürchtet nichts. Wen soll der fürchten, der vor dem Himmel selbst nicht erzittern muß? Diese Sprache verräth den Verfasser der socratischen Gespräche, so ungern ich auch den Herrn Wieland dafür erkennen möchte. „Die Stralen, spricht So„crates dort, die Stralen, welche aus einem „comischen Theater hervor brechen, können „die Gedanken desjenigen nur nicht zerstreuen, „der bey des Jupiters seinen unbeweglich bleibt." Socrates redet wie Grandison, und Grandison wie Socrates, und vielleicht beyde, wie Herr Wieland, denn warum würde er zwey so verschiedene Muster der Tugend dieselbe Sprache führen lassen, wenn er sie nicht für die wahre und angemessene Sprache der Rechtschaffenheit hielte? —

Die Clementina erscheinet in dem achten Auftritte des zweyten Aufzuges zum ersten male. Die Markgräfin, Grandison, der Bischof und Jeronymo befinden sich in dem Zimmer des letztern, und „Clementina nä-

„hert

„hert sich an Camillens Arm gelehnt, mit klei-
„nen Schritten und auf dem Boden gehefteten
„Blicken. In der Mitte des Zimmers bleibt
„sie einige Augenblicke stehen, ohne darauf
„Acht zu haben, daß jemand gegenwärtig sey,
„darauf macht sie eine Bewegung, als ob sie
„wieder zurück gehen wollte; aber Camille
„zeigt ihr einen Stuhl zwischen ihrer Mutter,
„und dem Bischof, und spricht: Hier, gnä-
„dige Gräfin! hier! Clementina setzt sich,
„ohne die Augen aufzuheben u. s. w." Diese
ganze Scene ist mehr Pantomime als Reden.
Herr W. hat sie von Wort zu Wort dem
Richardson nachgeschrieben. Ich gestehe
es; am rechten Orte würde sie die vortref-
lichste Wirkung thun, aber der Zuschauer
muß mit grosser Kunst dazu vorbereitet seyn.
Wenn ich meine Empfindung trauen darf, so
muß dieses stumme Spiel der Clementina,
in dem Trauerspiel des Herrn W. mehr
Widerwillen als Mitleiden erregen. Carl
Grandison schreibt irgendwo, what, my
dear Dr. Bartelet, can be more affecting, than
these absences, these reveries, of a mind once
so

so sound and so sensible! Man muß aber wissen, wie gesund, wie verständig eine Seele vorher gewesen, wenn man durch ihre Abwesenheit so gerührt werden soll. Herr W. hat aus die Seele der Clementina noch gar zu wenig kennen lassen. Wir sind noch immer in Zweifel, ob die junge Gräfin verzogen, und tückisch, oder würklich wahnwitzig ist.

Zum Unglücke hat Herr W. die Ausschweifungen der Einbildungskraft, die glücklichen Rasereyen der Clementina, alle weggelassen, die uns den innern Zustand ihrer Seele so treulich abschildern. In den Stellen selbst, die er Wort zu Wort aus dem Englischen übersetzt, hat er die wenigen Züge von dieser Art, die ihm nach der Anlage des Stückes noch zu Dienste gestanden, wie mit Fleiß, aus der Mitte gerissen, und verworfen. Hat er sie irgend nicht für theatralisch gehalten? O wir hätten ihm gern einige schwatzhafte Monologen dafür geschenkt!

Lassen Sie sich einige von diesen Unterlassungssünden erzählen. — Im fünften Auf-

tritte

mitte des ersten Aufzuges kömmt Camille gelauffen. „O Herr Grandison! — Ein „Engel ist mit Ihnen in dieses Haus gekommen! Welch eine freudige Zeitung bringe „ich Ihnen! Clementina — — meine theuere „junge Gräfin — hat diesen Augenblick wieder geredet.“ Diese Veränderung gehet bey dem Herrn W. mit Wunder zu. Nun hören Sie, was für eine vortrefliche Scene er sich hat entgehen lassen.

„Man nennete den Grandison, erzehlt „der Engländer, in ihrer Gegenwart, und „sie sahe sich schnell, wie nach jemand, um. „Laura, ihr Mädchen, ward von Ungefähr „gerufen. — Sie fuhr in sich, warf ihre „Arme, wie erschrocken, um die Camille, und „sahe wild aus. Camille glaubet ganz ge„wiß, der Name Laura habe sie auf die Ge„danken von Laurana gebracht, die sie so „sehr fürchtet. Als sie mit ihrer Camilla al„lein gelassen ward, fing sie an zu reden;

„Hat nicht jemand den Ritter Grandison „da genennet? fragte sie.

„Ja, Madame!

„Ge-

„Geschwind! ehe ich ihn noch einmal nenne,
„sehe sie nach der Thüre, ob meine grausame
„Muhme nicht horcht?

„Ihre grausame Muhme, Madame, ist
„wie viel Meilen von ihnen entfernet.

„Das hilft nichts, sie kann doch hören.

„Theuerste Lady! Sie kann nicht hören.
„Sie soll ihnen niemahls wieder vor Augen
„kommen.

„So spricht sie wohl, Camille!

„Habe ich sie denn jemahls hintergangen,
„gnädige Gräfin!

„Ich kann mich nicht mehr besinnen. Mein
„Gedächtniß ist weg, ganz weg Camille. —
„Sie sahe hierauf die Camille starr an, und
„schrie voller Entsetzen.

„Was fehlt ihnen, theuerste Gräfin?

„Indem sie wieder zu sich kömmt. —
„Ach, meine eigene Camille! Sie ist es.
„Ich dachte warlich, sie wäre Laurana ge-
„worden, als sie mich so wunderlich an-
„blickte — keinen solchen Blick mehr! thue sie
„es nicht mehr, Camille!

„Camille fühlte in ihren Blicken eben nichts
„besonders. — „Ist

„Ist meine Mutter drinnen?

„Ja!

„Wer noch?

„Der Chevalier, Madame.

„Welcher Chevalier?

„Grandison.

„Unmöglich! Der ist ja in seinem stolzen „Engeland.

„Er ist herüber gekommen, Madame. — — „Wünschten sie wahl ihn zu sehen?

„Zu sehen? Wen?

„Den Chevalier Grandison?

„Einst wünschte ich es sehr. (seufzet)

„Und nun nicht mehr, Madame?

„Nein; Ich habe alles vergessen, was ich „ihm zu sagen hatte. Doch nach England „möchte ich wohl reisen. Wir armes Frauen„zimmer sollen durchaus nirgend hinkommen, „und die — —

„Hier hielt sie inne, und Camille konnte „kein Wort mehr von ihr heraus bringen.“

Der Beschluß künftig.

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

X. Den 4. Septembr. 1760.

Beschluß des hundert und vier und zwanzigsten Briefes.

Was sagen Sie zu dieser Scene, und was zu Herrn W., der einen solchen Schatz vernachläßiget? — Ich versichere Sie, in seinem ganzen Stücke hat er keine einzige, die dieser an Erheblichkeit beykäme.

In der pantomimischen Scene, davon ich oben geredet, übergehet er muthwillig den allererhabensten und schrecklichsten Zug des ganzen Auftritts. — „Clementina setzt sich, „ohne die Augen aufzuheben. Alle Personen, „ausser ihr, drücken ihre Betrübniß auf verschiedene Art aus. Die Markgräfin nimmt „sie bey der Hand, und spricht:

„Schaue doch auf, meine liebe! = = = „Siehe deinen Jeronymo = = Er weint. —

„Clementina bleibt noch immer in der vori„gen Stellung, ohne sich zu bewegen." So weit Herr Wieland. Der Engländer fährt fort: „Ihr Bruder bat; theuerste Schwester, „siehe uns alle an. Verachte uns nicht, gönne „uns einen Blick. Siehe, Vater, Mutter, „Bruder, Schwester, und jedermann in Thrä„nen. Wenn du uns liebest; so lächle uns „freundlich an. — Sie hub die Augen zu „ihm auf, und gab sich, aus Gefälligkeit, alle „Mühe zu lächeln. Allein eine trübe Ernst„haftigkeit hatte sich ihrer Gesichtszüge so be„meistert, daß sie nichts mehr, als durch „das Anstrengen, ihre Ergebenheit bezeugen „konnte. — Der Vater sprang vom Stuhl „auf, mit einem Tuche vor den Augen. Lie„bes Kind! sprach er, niemals, niemals laß „mich dieses schreckliche Lächeln wieder sehen." — Herr W. hebt da wieder an, wo die Unterredung gleichgültiger wird.

Im dreyzehnten Auftritte des zweyten Aufzuges läßt ihr Herr W. Verstand und Sprache wieder kommen, aber auf einmahl ist alles wieder da. Sie redet so verständig, so ordentlich,

lich, als Grandison selbst. Wie wenig hat er die Wahrheit und Nothwendigkeit der kleinen Rückfälle eingesehen, die sie Herr Richardson noch immer ausstehen läßt! Ihre Mutter spricht beym Wieland; „kennest du „den dankbaren Grandison nicht mehr, den „deine ganze Familie mit ihrer Achtung beehrt.

Clementina.

„O ja! ja! = = = Ich kenne ihn = = = „Aber wo sind sie diese ganze Zeit gewesen?

Grandison.

„In England, gnädige Gräfin, und ich bin „erst kürzlich gekommen, Sie und ihren Je„ronymo zu besuchen.

Clementina.

„Der gute Jeronymo! Ich habe ihn lange „nicht gesehen. Und sie lieben ihn? u. s. w.„

Richardson läßt sie hier schwärmen. Sie spricht: „Jeronymo! Indem sie die „eine Hand in die Höhe hebt. Armer „Jeronymo.

„Ihr Jeronymo, Madame! und mein „Jeronymo ist auf gutem Wege zur Besse„rung. Lieben Sie den Jeronymo?

„Ob ich ihn! — Was sagten Sie vom „Jeronymo? Ich verstehe sie nicht. —

„Jeronymo wird, da Sie sich nun wohl „befinden, auch bald wieder hergestellt seyn.

„Befinde ich mich denn wohl? — Ach „Sie! — Retten Sie mich, Grandison, „retten Sie mich! schrie Sie mit etwas schwa= „cher Stimme, indem Sie sich voller Furcht „und Entsetzen umsah.

„Ich will Sie retten. Wir wollen alle Sie „retten. Was fürchten Sie denn so sehr?

„O du grausame, grausame Laurana! „u. s. w.

Dergleichen phanatische Schrecken wan= deln ihr beym Engländer in derselben Scene zu verschiedenen malen wieder an, und Herr Wieland hat sie, ich weiß nicht aus welchem Eigensinne, alle in der Uebersetzung weggelassen. Z. E. Clementina spricht im Deutschen;

„Sie müssen wissen, Herr Grandison, = = = „Was wollte ich doch sagen? = = Ach mein „Kopf! (Sie legt die Hand auf die Stirne.) „Wol! = = = Aber Sie müssen mich jetzt

„ver=

„verlassen. ⸗ ⸗ ⸗ Es ist etwas nicht recht *.
„— — Verlassen Sie mich, ich kenne mich
„selbst nicht mehr." Das Original setzet
meisterhaft hinzu:

„Mit schreckenvollen Angesicht sah Sie ihn
„hierauf an — Sie sind der Mann nicht
„*mehr, mit dem ich so eben geredet* — *Wer*
„*sind Sie, Herr? u. s. w.*"

Ein einziges mal wagt es Herr W. sie
etwas verwirrt sprechen zu lassen, und dieses
einzige mal mislingt ihm. ⸗ ⸗ ⸗ „Er, (Gran⸗
„dison) wußte, wie unglücklich ich war, er
„wußte wie grausam *Laurana* mit mir
„umgieng, er sah es, und wollte mich nicht
„retten. — — *Die unbarmherzige Lau⸗*
„*rana! Sie hassete mich.* — Aber jetzt —
„— Arme Unglückliche! Sie ist dahin, und
„ich bete für ihre Seele." Schön! aber nur
alsdenn erst, wenn man weis, daß es eine
Grille ist, die sie sich in den Kopf gesetzt,
und *Laurana* in der That noch lebet. Der

 Englän⸗

* Herr W. übersetzt öfters gar zu sclavisch. Wer verstehet dieses, wenn er sich nicht sogleich auf das Englische Something is wrong besinnet?

Engländer hat die Vorsichtigkeit gehabt, seine Leser davon zu benachrichtigen. Der Deutsche aber, der dieses nicht thut, muß, wo es nicht aus Unachtsamkeit geschehen, den Werth des unvergleichlichen Zuges selbst nicht eingesehen haben.

D.

Hundert und fünf und zwanzigster Brief.

Was ich von des Herrn von Premontval Preservatif * sage? Alles das Gute was man von dem Unternehmen eines patriotischen Mannes denken und sagen muß, der es nicht ohne die dazu gehörige Geschicklichkeit ausführet, der nicht bloß bey Grillenfängereyen stehen bleibet, sondern herzhaft zugreift, und das Uebel mit der Wurzel heraus zu reissen suchet. Sie wissen, wie gern ich es sehe, wenn man sich nicht scheuet seine Meynung frey her-

* Preservatif contre la Corruption de la Langue Françoise, en France & dans les Pays où elle est le plus en usage, tels que l'Allemagne la Suisse & la Hollande. Ouvrage Periodique. 8. 1756.

heraus zu sagen, urtheilen Sie also, ob mir der Ton des Herrn v. Premontval mißfallen kann. Er ist wirklich frey, ohne die geringste Umschweife, nichts destoweniger ist seine Schreibart sehr unterhaltend, und da er zuweilen viel sonderbares, sowohl in seiner Gedenkungsart, als in seiner Schreibart hat, und die ungemeine Lebhaftigkeit, mit der er sowohl mündlich in Gesellschaften, als auch in seinen Schriften seine Sätze vorzutragen pflegt, nur sehr selten verläugnet, so kann man gar nicht müde werden, sich auf eine von beyden Arten mit ihm zu unterhalten. Zwar sollte es scheinen, daß der Vorwurf, den er sich in dieser Schrift gewählet hat, einen Deutschen nicht sehr intereßiren könnte. In der That könnte es uns vielleicht gleichgültig seyn, ob die französische Sprache verderbt, oder verbessert würde; ja vielleicht könnte es gar scheinen, als ob es uns nützlich seyn möchte, wenn diese fremde Sprache, welche sich zum Nachtheil unserer eigenen bey uns eindringet, mit der Zeit so entstellet würde, daß sie gar keine Anbeter mehr bey uns finden

könnte. Wir können überdem in vielen Fällen, sonderlich in denjenigen, wo es auf ein französisches Ohr ankommt, selten ein zuverläßiges Urtheil über den Herrn v. Premontval und über seine Gegner fällen, wie dann auch, uns die wir die französische Sprache nicht schreiben, oder in gröster Vollkommenheit beurtheilen wollen, der grammatische Theil dieses Werkes wirklich sehr gleichgültig ist. Aber es giebt eine andere viel vortheilhaftere und für uns interessantere Seite dieses Werkes; Er will nicht allein die französische Sprache, sondern auch den guten Geschmack bey seiner Reinigkeit erhalten, er will verhindern, daß man nicht Armseligkeiten für Verstand, falschen Schimmer für Witz und prächtiges Galimathias für Wohlredenheit ansehen soll. Da nun der gröste Theil der Leser in Deutschland französisch lieset, so heißt es dem guten Geschmack der Deutschen einen wichtigen Dienst leisten, wann man den französischen Geschmack vor dem Verderbnisse bewahret. Aber wissen Sie noch mehr, Herr v. P. schreibt eben unserer Liebe zur französischen

schen Sprache den grösten Antheil daran, zu, daß wir bisher es noch nicht weiter in der schönen Gelehrsamkeit gebracht haben, und führet die bittersten Klagen darüber. Mehr Unpartheylichkeit kann man von einem ehrlichem Mann nicht fodern!

Er hat in seinem vierten Stücke, welches ich eben itzt vor mir habe, einen besondern Abschnitt. Contre la Gallicomanie ou le faux Gout François, welcher Ihrer Aufmerksamkeit werth ist, obgleich der Herr v. P. in dem Hauptsatze Unrecht haben mag, denn die Langsamkeit mit der die schönen Wissenschaften, und die deutsche Sprache, in Deutschland sich ihrer Vollkommenheit nähern, hat noch andere, und eben so wichtige Ursachen, als die Zuneigung die ein grosser Theil des französischen Publici zu der französischen Sprache hat.

Er theilet seine Predigt wider den falschen französischen Geschmack in zwey Theile, und handelt 1) woher in Deutschland der französische Geschmack seinen Ursprung hat. Hievon giebt er die bekannten Ursachen an. Er zeigt unter andern: daß die vielen

kleinen und grossen Höfe in Deutschland viel dazu beygetragen haben. Und fähret fort: „Ausser dem Gewicht, das sie (die grossen „Höfe) gegeben haben, seitdem sie selbst den „französischen Geschmack liebgewonnen, und „die französische Sprache auf eine unerhörte „Weise der Deutschen vorgezogen worden, ja „beynahe die einzige Sprache die geworden ist, „deren man sich im artigem Umgange bedie- „net; Ausser diesem Gewichte, sage ich, giebt „es noch eine vorhergehende Ursache, und die „mit dem obenerwähnten, erklären kann, wie „die Sachen so weit gekommen sind."

„Diese Ursach ist die Unbestimmtheit, wo- „rinn eine Sprache nothwendig bleiben muß, „die noch nicht bestimmt ist, und zugleich „an verschiedenen Höfen, und beynahe glei- „chen Landen geredet wird. In diesem Falle „ist gerade die deutsche Sprache die vor „funfzig oder sechzig Jahren wohl nicht sehr „bestimmt war, da sie itzt noch auf tausen- „derley Art unbestimmt ist, indem es ihr noch „an einem genugsam weitläufigem und mit dem „gehörigem Ansehen versehenem Wörterbuche

„fehlet.

„fehlet. Und wo sollte auch wohl ein Wör„terbuch das Ansehen hernehmen, unter so „vielen Dialecten die alle ein gleiches Recht „dazu haben; und wie weitläufig müste es „nicht seyn, um alle diese verschiedene Dia„lecte einzuschliessen. Daher mußte man, und „muß noch in der Unbestimmtheit taumeln. „Aus dieser Unbestimmtheit ist bey sehr vielen „Leuten Gleichgültigkeit und Unlust erwachsen. „Eine Fremde, die mit verschiedenen Vor„theilen begabt war, und die Thür schon offen „fand, hat sich dieses mit Nutzen bedienet. „Sie ist von den Monarchen, von den Grossen, „und beynahe von allen vornehmen Personen, „vorgezogen worden, ob sie gleich vielleicht „weniger innerliches Verdienst hat." An ei„ner andern Stelle sagt der Herr v. Pr. „Die Einrichtung des Deutschen Reichs ist „schuld, daß die deutsche Sprache nicht so „wohl bestimmt hat werden können, als die „Französische, und sie ist es in der That auch „weniger. Wo ist die Hauptstadt, die alle „aufgeklärte Geister der Nation an sich zie„hen und versammeln kann? Wo ist der Hof „wel-

„welcher zum Vereinigungspunkte dienen
„könnte, und dessen Gebrauch und stillschwei-
„gende Entscheidungen die Kraft der Gesetze
„hätten, um die unzähligen Ungewißheiten zu
„entwickeln, zwischen welchen eine Sprache
„wanket, ehe sie ihre gehörige Festigkeit er-
„hält. Sollte es der Dreßdner Hof seyn, wie
„man sagt? Aber ich finde nicht, daß man
„dieses in Berlin zugiebt, zugeschweigen, daß
„selbst am Dreßdnischen Hofe die so hoch ge-
„rühmte Sächsische Sprache der Italiänischen
„und dem Französischen hat weichen müssen.
„Ich zweifle gleichfalls sehr, daß man zu
„Wien, München, oder Mannheim sich ver-
„bunden glaubt, Sächsisch zu reden, wann man
„Deutsch reden will: und wie? hat sich der
„gröste Dichter Deutschlandes, hat sich Haller
„wohl gefürchtet seine Muse schweizerisch
„reden lassen?

Sie werden leicht sehen, daß obgleich einige von diesen Sätzen ihre Richtigkeit haben, dennoch hingegen wieder andere oder wenigstens die daraus gezogene Folgerungen desto falscher sind. Man siehet wohl, daß der Herr von

Pre-

Premontval nicht Kenntniß genug von unserer Sprache hat, und daher vieles aus einem ganz unrechten Augenpunkte ansiehet. Haller hat sich allerdings so sehr gefürchtet seine Muse Schweizerisch reden zu lassen, daß er alle Spuren davon aufs sorgfältigste wegzuwischen gesucht hat, sobald er bey seinem Aufenthalte in Deutschland das Deutsche Ohr erhielt, welches man nothwendig haben muß, um solche Fehler zu empfinden. Er hat diesem Sächsischen Wohlklange einige seiner vortreflichsten Gedanken aufgeopfert und muß sich wegen einiger wenigen Spuren der Schweizerischen Mundart, die er nicht hat tilgen können, noch bis jetzt von den Sächsischen Puristen grob gen..g anklagen lassen. Einige Kunstrichter die nie die Schweiz verlassen haben, haben sich vergebens bemühet die Eitelkeit des Sächsischen Wohlklanges durch Gründe zu beweisen; man hat sie ausgelacht, und sie sind endlich selber gezwungen worden sich der Sächsischen Schreibart zu nähern. Die besten Schriftsteller in der Schweiz, Geßner und Zimmermann ereifern sich, es zu einem hohen

Grade

Grade der Zierlichkeit in der Sächsischen, oder in der eigentlichen hochdeutschen Sprache zu eringen. Die größte Anzahl der besten Köpfe Deutschlandes haben aus Sachsen und Brandenburg und den angränzenden Landen ihren Ursprung genommen. In Sachsen und Brandenburg, und besonders in den Hauptstädten Dresden und Berlin ist ein Zusammenfluß von Gelehrten und insbesondere von Leuten die sich auf die Vollkommenheit der Deutschen Sprache befleißigen. Den Sachsen hat man die erste Deutsche Gesellschaft und viele andere Bemühungen zur Verbesserung unserer Sprache zu danken. Zu Berlin war schon beym Anfange dieses Jahrhundert in der Gesellschaft der Wissenschaften eine Klasse zur Beförderung der Deutschen Sprache. Das einzige Deutsche Wörterbuch, das wir noch haben, hat daselbst seinen Ursprung gehabt. Und wir können uns insbesondere rühmen, eine ziemliche Anzahl berühmter und guter Schriftsteller in unsern Mauren zu sehen, welch ein Wunder also, daß sich die wahre hochdeutsche Sprache blos nach der Sächsischen, und hernach nach

der

der Brandenburgischen Mundart, richtet. Wer in Wien, München und Manheim reden will, ist freylich nicht verbunden Sächsisch zu reden, so wenig als ein Gaskonischer oder Niederbretannischer Einwohner mit seinem Nachbar Parisisch redet. Aber wehe dem Schriftsteller der ein ganz Buch Oesterreichisch, Bayrisch oder Pfälzisch schreiben wollte. Alle Schriften werden in der Sächsischen Mundart geschrieben, und Wörter und Redensarten die in Schriften können gebracht werden heissen hochdeutsch. Daher sind uns dreißig oder vierzig gute Schriftsteller anstatt einer Hauptstadt. Wann wir nur über alle gute Deutschen Schriftsteller solche Register hätten, als wir neulich über den Logau erhalten haben, wie leicht würde es nicht seyn zu einem vollständigem Deutschem Wörterbuche zu gelangen. Wir würden dazu weder den Gebrauch eines Hofes nöthig haben, noch nach des Herrn v. P. ungeheurem Einfalle alle Provincialmundarten in unser Wörterbuch bringen dürfen.

2) Die

2) Die übeln Folgen die aus dem Französischen Geschmacke in Deutschland entstehen, hat Herr v. P. sehr pathetisch ausgeführet. Ich muß mit ihnen nur kurz davon reden, weil mir der Raum fehlet, und Sie diesen Absatz doch gewiß nicht werden ungelesen lassen. Ein Theil der Nation sagt Herr v. P. hat sich aus Unwillen wider den Französischen Geschmack empöret, und hat auch da, wo er Nutzen schaffen könnte, denselben abschaffen wollen. Die meisten aber sind unsinnig, in denselben verliebt, und fallen noch dazu auf den schlechten französischen Geschmack, sie kennen wohl die vortreflichsten Französischen Schriftsteller kaum, und belustigen sich an elenden Pieces du Jour und andern Sächelchen, die man in Frankreich selbst, das Verderben des Geschmacks nennet. Sie vernachläßigen darüber ihre eigene Sprache, vermischen sie auf eine lächerliche Art mit Französischen Ausdrücken u. s. w.

Der Beschluß künftig.

Briefe,
die neueste Litteratur betreffend.

XI. Den 11. Septembr. 1760.

Beschluß des 125sten Briefes.

Ja eine grosse Menge Leute liest blos Französisch und macht sich wol gar eine Ehre daraus, die grösten deutschen Schriftsteller nicht zu kennen oder nicht zu verstehen. Hr. v. P. schildert diese Thorheit, die leider sonderlich unter den Grossen nur allzu gemein ist, auf das lebhafteste und predigt dawider mit einem recht deutschem Eifer: „Ich habe gesehen, „ich habe Deutsche gesehen, rufte er aus, ver„ständige, verdiente Leute, die die besten Französi„schen Bücher in Prose und Versen mit Nutzen „lasen, und sie gestanden mir, daß Sie ihre „eigene Poeten nicht, durchaus nicht verstün„den, und die sich noch dazu einbildeten, daß „die Schuld nicht an ihnen sondern an den „Poeten läge. Diesen habe ich an meinem „Beyspiele zeigen müssen, daß die Schuld dar„an läge, daß Sie sich keine Mühe gäben, und

„sich mit einer erhabnern und nachdrücklichern
„Sprache als die gemeine ist, nicht bekannt
„machen wolten. Einige darunter verwun-
„derten sich und erstaunten über mich,
„als ich ihnen bewies, daß diese Sprache mich
„gar nicht abschreckte, und sie versicherte, daß
„ich darin weniger Schwierigkeiten fände, als
„in der armseligen und wortreichen Prose der
„meisten Zeitungen. Soll ich es wol sagen?
„Mancher war darunter, dem ich erstlich den
„vortreflichen Haller habe müssen kennen ler-
„nen, diesen grossen Dichter, der mich zuerst
„mit Hochachtung gegen eine Sprache erfül-
„let hat, in der man so trefliche Sachen her-
„vorbringen kann. Diese wenige Bekannt-
„schaft mit den Dichtern ihrer Nationen findet
„bey so gar vielen Personen in Deutschland
„statt, daß es ein Wunder ist, daß sich noch
„jemand mit den schönen Wissenschaften ab-
„giebt, wenn man die kleine Anzahl der Leser
„bedenkt auf die man hoffen darf.„

Freilich ist es eine sehr kleine Anzahl von Lesern und hierüber liesse sich überhaupt noch ein fein Kapitelgen schreiben!

Re.

Hundert und sechs und zwanzigster Brief.

Zur Weltweisheit scheinet die Deutsche Sprache mehr als irgend eine vor den lebendigen Sprachen ausgebildet zu seyn. Sie ist bestimmt und reich genug, die feinsten Gedanken des Methaphysikers in ihrer nackten Schönheit vorzutragen, und von der andern Seite nachdrücklich und bilderreich genug, die abgezogensten Lehren durch den Schmuck der Dichtkunst zu beleben. Jenes hat sie Wolfen, und dieses Hallern zu verdanken. Zwey solche Schriftsteller sind genug einer Sprache von einer gewissen Seite die gehörigen Ausbildung zu geben. Die Nation hat ihnen auch so zu sagen, das Münzrecht zugestanden; Denn die mit ihrem Stempel bezeichnete Ausdrücke, sind in dem Gebiete der Weltweisheit nunmehr gänge und gebe worden.

Wenn ich unserer Sprache in Ansehung der Weltweisheit einen Vorzug einräume, so rede ich blos von der allgemeinen betrachtenden Weltweisheit, in welcher sich unsere Schriftsteller so ungemein hervorgethan. Denn in

der besondern ausübenden Sittenlehre möchte der Deutsche noch sehr über Mangel zu klagen haben. Sie erinnern sich noch wohl, wie unzufrieden man mit mir war, als ich dieses einst in einer Gesellschaft behauptete, und gleichwohl konnte mir niemand einen einzigen deutschen Schriftsteller aufweisen, der in Schilderung der Charaktere mehr als mittelmäßiges Glück gehabt haben sollte. Wenn der deutsche Charaktere schildert, so nimmt er entweder seine Zuflucht zu Ausländern, oder er copirt alltägliche Gesichter, die in Schriften noch unerträglicher sind, als im Umgange. Woran es liegen mag? weiß ich nicht eigentlich zu bestimmen. Vielleicht ist der Mangel der Geselligkeit überhaupt, vielleicht auch die Entfernung Schuld, in welcher unsere Bücherschreiber von den grossen Originalcharaktern gehalten werden, und vielleicht haben die Originalcharaktere in Deutschland noch zu wenig Seele, wenn ich mich so ausdrücken kann, einen geistreichen Schriftsteller zum Muster zu dienen. Wem die letzte Vermuthung zu lieblos scheinet, der höre einen

Schrift-

Schriftsteller von weit bewährterer Autorität. Der grosse Kenner des menschlichen Herzens sagt:

L'Allemagne seconde en *plats originaux*.*

Unsere Lehrdichter sind vortreflich, wenn sie die Systeme der Weltweisen vortragen, wenn sie sich in die Höhen des Unermeßlichen emporschwingen, wenn sie den Schöpfer und seine Werke besingen; hingegen sinken sie unter das Mittelmäßige, so bald sie sich zu den Sitten der Länder und der einzelnen Menschen herablassen. Popens Essay on Man möchte man einen Deutschen weit eher zutrauen, als einen Franzosen; aber seine Moral Essays, verrathen eine so feine Kenntnis des menschlichen Herzens, als noch nie ein deutscher Schriftsteller gezeigt. Nicht, daß ich damit eine Gattung der andern vorziehen wollte! Sie wissen, daß mein Geschmack insbesondere, vielmehr den philosophischen Gedichten gewogen ist, die etwas Höheres wagen. Allein, jede Gattung hat ihre Liebhaber, und ich wünschte, daß in meinem Vaterlande auch jeder Liebhaber seine Gattung finden möchte.

 Ausser

* Poesies diverses.

Ausser Hallern haben uns auch Bodmer, Hagedorn, Wieland, Dusch u. a. m. überaus schöne moralische Gedichte geliefert. Niemand aber ist diesem grossen Vorgänger so nahe gekommen, als Withof. Er denkt stark, kühn; weniger zusammenhangend, als Haller, aber eben so neu, und vielleicht an einigen Stellen mit mehrer Einbildungskraft. Er hat Flickwörter, Härte, Reimzwang, die einen gemeinen Dichter abscheulich machen würden, allein ich bedauere den, der beym Withof noch müßig genug ist, sich an diese Kleinigkeiten zu stossen. Hier ist eine verbesserte Auflage von seinem Gedichte, die moralischen Ketzer, das ehedem ziemlich unvollkommen, in einer besondern Sammlung herausgekommen! Sehen Sie, ob es möglich ist, an die Mechanik der Dichtkunst zu denken, wenn unsere Seele so beschäftiget ist!

Sie wollen nicht eher lesen, bis ich Ihnen angezeigt, was Sie sich zu versprechen haben? Gut! es soll geschehen — Der Vorwurf dieses Gedichts sind die verschiedene Systeme, die sich die Menschen von der Glückseeligkeit gemacht,

macht, und die ihnen zusagende Wege, auf welchen sie das Ziel ihrer Wünsche zu erreichen gehoft. Im Eingange bricht er in Klagen über das Elend der Menschen aus,

Wie konnte deine Huld, o Schöpfer, sich erheben,
Den ungeplagten Staub zum Elend zu beleben?
Ach! konntest du nicht Gott, und wir auch glücklich seyn?
Und gleichwohl schufst du selbst den Saamen unsrer Pein.
Was hilft dir dann das Lob bethränter Creaturen,
Die nicht ihr Daseyn eh, als ihren Fluch erfuhren? —

Er gehet die verschiedene Plagen des menschlichen Lebens durch. Unter andern spricht er von der Sünde:

Sie, die Sirene, lockt auf zauberischen Flöten.
Ihr basilisken Aug? liebäugelnd kann es tödten.
Sanft, wie die Liebe selbst, unschuldig wie ein Kind,
Geartet wie ein Wolf, und wie ein Fuchs gesinnt,
Trägt sie die Lust vorher auf Liebreiz vollen Gliedern;
Erst hinten strotzt der Hals von Reuerfüllten Hydern.
Kaum daß sie noch zuletzt von müden Alten weicht,
Wann sie mit voller Kraft um junge Busen schleicht;
Dann flattern sie davon, die abgeschmackten Freuden.
Dann kömmt die Weisheit erst, und kömmt mit neuen Leiden.

Verzeihen Sie! Ich war so eben im Begriffe, die Schönheiten dieser vortreflichen Zeilen zu zergliedern, und besann mich nicht sogleich, daß ein Mann von Geschmack beleidiget werden muß, wenn er durch langweilige Zergliederungen in seinem eigenen Nachdenken gestöhrt wird. — Ich fahre also fort. — In der Folge legt der Dichter seine eigene Erklärung von der Glückseeligkeit zum Grunde:

Von allen Plagen fern, und fern von allen Sünden,
Die gröste Süßigkeit, und immerfort, empfinden;
Nicht, wann man wechselsweis sich grämet, und sich freut;
Nein, immer frölich seyn: Nur das ist Seeligkeit.

Sie können sich leichtlich vorstellen, daß er diese Venus der Glückseeligkeit in allen Systemen der Weltweisheit vergebens suchen muß; So wenig ein Phidias in ganz Griechenland ein Frauenzimmer liebenswürdig gefunden haben würde, wenn er sich vorgenommen hätte, nichts als das vollkommene Bild seiner Imagination für liebenswürdig zu halten. Witthof sagt in der Vorrede: „In so weit alle „Lehrgebäude gegen diesen Begrif der Glück„seelig-

„seeligkeit gehalten werden, sind sie alle mit „einander unzulänglich und unwahr. Pflegt „man doch auch keinen Körper schlechterdinges „Gold zu nennen, ob sich gleich auf dem „Probierstein einige Goldtheilchen zeigen?“. Ganz recht! Wenn wir aber unser Gold niemals von allem Zusatz läutern können, sollen wir es deswegen ganz unter die Schlacken werfen? Lohnt sichs denn nicht sehr oft der Mühe, (um immer bey diesem Gleichnisse zu bleiben) in den Schachten diejenige Gänge aufzusuchen, die am goldhaltigsten sind? Wenn wir die Erklärung des Herrn Withofs annehmen; so müssen wir das, was wir auf Erden finden können, nicht schlechterdinges Glückseeligkeit, sondern unterdessen, ich weis nicht wie, nennen. Aber dieses, ich weis nicht wie, dieser Grad der Glückseeligkeit, verdienet doch wenigstens, daß wir mit allem möglichen Eifer darnach streben. Wird doch Herr Withof, als Arzt, jedem anrathen, nach der Gesundheit zu streben, obgleich eine vollkommene Gesundheit eben so weit von uns entfernt seyn mag, als eine vollkommene Glückseeligkeit? —

Doch, wer wird einem Dichter den Mangel der logischen Richtigkeit aufmutzen? Wenn er uns rührt, wenn er nur leidliche Wahrheiten, die den Sitten nicht nachtheilig sind, mit dem bezaubernden Schmuck der Poesie bekleidet; so hat er seine Pflicht erfüllet. Withof hat noch dazu die fromme Absicht, das Heiligthum der Religion auf den Trümmern der Weltweisheit aufzurichten, und löblichen Absichten pflegt man vieles zu übersehen. —

Er theilet die Lehrgebäuden von der Glückseeligkeit in drey Oberclassen ein, die er die einfachen Lehrgebäude nennet.

> Der macht 1) die Phantasie, der 2) die Vernunft zur Quelle,
> Der findt im 3) Sinnenlust, den Himmel und die Hölle.

Diese verschiedene Secten beschreibet Herr W. mit der ihm gewöhnlichen Stärke, allein die Widerlegungen, die er hinzuthut, haben mich nicht im geringsten überzeugt. Sie bestehen mehrentheils, wider die Gewohnheit unsers Dichters, aus einer Folge von übelzusammenhängenden Reimen, deren wenigste zur Widerlegung des ihnen vorhergehenden Systems

stems etwas beytragen. Ich begreife nicht, wie eben derselbe Dichter sich so ungleich werden kann! — Die Mystiker sind die ersten, die er beschreibt. Die berufene Schwärmerin, **Antoinette de Bourignon**, ist in dieser Secte seine Heldin.

> Geneigt nur gegen sich, sich mächtig zu entrüsten
> Thut sie der Leib in Bann samt allen seinen Lüsten.
> Dann eilt der reinre Geist in den phanatischen Ruh
> Der fernen Seeligkeit auf Platons Flügeln zu. *
> Und schmelzt sein Wesen um, wenn er, in Gott versenket,
> Nicht denkt mehr was er fühlt, und fühlt das, was er denket.

Was für ein Gedanke! der einzige Vers erschöpft den ganzen Charakter des Phanatikers. Seine Gedanken sind eine Art von dunkeler Empfindung. Was er denkt, glaubt er zu fühlen, und ist niemahls genug bey sich selbst, um über sein Gefühl nachzudenken. Er denkt nicht, was er fühlt, und fühlt das, was er denkt. — Die Folge ist dieses vortreflichen Anfangs vollkommen würdig,

Kann

* Leidenschaften nennt Plato die Flügel der Seele.

Kann der erneute Mensch nicht neue Worte finden,
So suchst du seinen Stand vergebens zu ergründen.
Sein ganz entsündigtes und himmlisches Gesicht
Verlernt das Weinen bald, und acht der Wunden nicht,
Woran der Kummer saugt, und scharfe Schmerzen nagen.
Der Geist, in Gott vergnügt, verkennt gemeine Plagen. — —

So leicht sich übrigens dieses schwärmerische Lehrgebäude widerlegen läßt, so wenig ist es dem Verf. gelungen seiner Widerlegung die bündige Ueberzeugung zu geben, die man sich von ihm versprechen sollte. — Doch es wäre unbillig, aus einem Gedichte des Withofs schlechte Zeilen anzuführen. Sie mögen also die Stelle selbst lesen, wenn sie zu critisiren Lust haben. Vielleicht macht auch nur ihre allzuglänzende Gesellschaft, daß sie mir weniger gefällt. —

Sein Weltweiser ist Leibnitz. Die Beschreibung von dem System dieses Weltweisen ist demselben nicht angemessen genung. Was er von Leibnitzen sagt, läßt sich mit veränderten Namen, von jedem andern Erforscher der Wahrheit sagen:

Der

Der Weisheit Winkelmaas läßt ihn nicht trostlos fehlen.
Er wird nichts als mit Grund, nichts als mit Absicht wählen.
Der Werkstatt der Natur weiht er den kühnsten Blick;
Wo andre Schrecken sehn, kömmt er mit Lust zurück;
Verweist den Poltergeist der Weltlust, zum Gedränge;
Findt die dem Menschen sonst so gar verborgnen Gänge,
Die nach den letzten Tritt der Weisenleiter gehn,
Und wagt sich kühn hinauf, das Uhrwerk einzusehn,
Und kömmt zum Chaos hin u. s. w.

Sie können aus dieser allgemeinen und unbestimmten Beschreibung schon abnehmen, wie es um die Widerlegung dieses moralischen Systems stehen mag. In der That werden sie finden, daß er wider die philosophische Glückseeligkeit eben so unerhebliche Gründe vorbringt, als vorhin wider die schwärmerische. Lassen Sie uns also überschlagen! — Doch nein! Ich finde hier eine merkwürdige Note, die nicht überschlagen werden muß. Withof behauptet, Leibnitz habe dem Grafen Schaftesbury vieles zu danken gehabt, und beweiset dieses durch die eigene Worte des Erstern.

Erstern. In der Historie critique de la Republique des Lettres tant ancienne que moderne, Tome X. S. 323. in einer Eloge critique des Oeuvres de Milord Schaftesbury, sagt Leibnitz selbst: J'y ai trouvé d'abord presque toute me Theodicée (mais plus agreablement tournée) avant qu'elle êut vu le jour ... Il ne manque presque que mon harmonie préetablie, mon bannissement de la mort, & ma reduction de la Matiere, ou de la Multitude aux unités, ou aux substances simples. Doch gehet Withof offenbar zu weit, wenn er hinzusetzt: „Wenn ich „den Herrn von Leibnitz nicht scheuete, so „würde ich sagen: Wir sind Wolfen, Wolf „Leibnitzen, Leibnitz dem Schaftesbury, „Schaftesbury den Alten alles schuldig." Wenigstens hätte er Leibnitzen wohl können aus der Quelle schöpfen lassen, denn er war mit den Alten so gut bekannt, als Schaftesbury.—

Der Wollüstling ist hierauf der nächste in der Reihe; der Epikurer, der blos in Sinnenlust seine ganze Glückseeligkeit setzet.

Wo nach dem reichen Mal, der Karten Zeitvertreib,
Und nach Musik und Wein ein angenehmes Weib,
Zuletzt

Zuletzt ein süsser Schlaf, sich nimmer lang verweilen,
Die ganze Lebenszeit stets wechselnd einzutheilen;
Da kehrt der Gram so gern als Wolf bey Langen ein.
Der Schlaftrunk steter Lust verdrengt die mindste Pein.
Hier wird kein männlich Ach zum Vater edler Tränen;
So viel weis ein Castrat von Töchtern und von Söhnen.
Wann das noch ferne Grab, dem eilften Ludwig droht,
Lebt dieser recht vergnügt, wie Grammont, sich zu tod,
Und kann mit besserm Recht, als Sichems Dido sagen;
Nun habe ich recht gelebt.* Der Lehnsherr seiner Tagen
Kömmt eh nicht, bis er kömmt, und schreckt ihn nicht vorab;
Das Grab wird seine Welt, sonst war die Welt sein Grab.
Doch heißt das auch gelebt, zum Glück die Trägheit wählen?
Und quählen die sich nicht, die sich im Bette quählen? u. s. w.

Der Dichter wendet sich hierauf zu den moralischen Lehrgebäuden, die aus den vorigen zusammengesetzt sind. Der Raum erlaubt mir aber

* Vixi & quem dederat, cursum, fortuna, peregi.

aber nicht mehr, als eine kurze Beschreibung derselben aus der Vorrede anzuführen. „Der „Freygeist, sagt Herr Withof, baut auf „Schwärmerey und Sinnenlust. Der Spi„nosist schwärmet nicht wenig, und vernünf„telt noch mehr. Der Stoiker ist ein noch „weit grösserer Phantaste, sein Witz ist schöner, „und seine Vernunft viel schwächer. Zu die„sen letztern gesellen sich in diesem Gedichte „Seneca, Cato, Antonin, Epictet. Dio„genes, der Cyniker und Molinos werden „bey dieser Gelegenheit gleichfalls beurtheilt. „Die übermäßige Liebe zum einsamen Land„leben ist ein Mischmasch von Phantasterey, „Philosophie und Wollust." Alle diese verschiedene Lehrmeynungen werden beschrieben, und die Poesie wird in der Folge immer stärker, und weniger ungleich. — Braucht es wohl mehr, Sie zum Lesen aufzumuntern?

D.

XII. Den 18. September. 1760.

Hundert und sieben und zwanzigster Brief.

Sie kennen doch den Aesopischen Zahnschreyer, Hermann Axel, den die Schweizerischen Kunstrichter vor einigen Jahren mit so vieler zujauchzenden Bewunderung austrommelten? Er unterschied sich von andern Zahnschreyern besonders dadurch, daß er sehr wenig redte. Wenn er aber seinen Mund aufthat, so geschah es allezeit mit einer Fabel. Der schnackische Mann war in der Schweitz überall willkommen; er durfte ungebeten bey den Tafeln und Gastmählern vornehmer und geringer Personen erscheinen; man hielt dafür, daß seine Zeche durch die Fabeln, die er unter die Gespräche mischte, überflüßig bezahlt sey. Unter andern wußte er sehr viel von Gauchlingen zu erzehlen; wie die Gauchlinger

über ihre böse Bach rathschlagen; wie die Gauchlinger nicht Spitzhosen anstatt Pluderhosen tragen wollen; wie die Gauchlinger rc. Alle diese Gauchlingiana haben seine Freunde zu Papiere gebracht, und sie in den Freymüthigen Nachrichten, in den Critischen Briefen, in der Vorrede zu M. v. K. Neuen Fabeln, zum ersten, zweyten, dritten, und der Himmel gebe, letzten male drucken lassen.

Das alles wissen Sie. Aber wissen Sie auch, daß Hermann Apel noch lebt? Daß er nunmehr auf seine eigene Hand ein Autor geworden ist? Daß er einen kläglichen Beweis gegeben, wie wirksam das Gift seiner Schmeichler auf seinen gesunden Verstand gewesen seyn müsse? Diese bösen Leute hatten ihn und den Aesopus so oft zusammen genennt, bis er sich wirklich für einen zweyten Parácus (ὁς ἐφασκε την Αισωπȣ ψυχην ἐχειν *) gehalten. Nun fiel Leßingen vor kurzem ein, an dieser Seelenwanderung zu zweifeln, und verschiedenes wider die Apelische Fabeltheorie

* Plutarch im Leben des Solons.

Theorie einzuwenden. Wer hieß ihm das? Er hätte die Schweizer besser kennen sollen. Er hätte wissen sollen, daß sie den geringsten Widerspruch mit der plumpsten Schmähschrift zu rächen gewohnt sind. Hermann Axel spricht zwar wenig; aber er kann desto mehr schreiben. Er wird eine Sündfluth von Fabeln wider ihn ausschütten. Er wird mit Stoppen und Kräuterbündeln um sich werfen. Er wird — — alles thun, was er wirklich in folgendem Buche gethan hat. **Leßingische unäsopische Fabeln: enthaltend die sinnreichen Einfälle und weisen Sprüche der Thiere. Nebst damit einschlagender Untersuchung der Abhandlung Herrn Leßings von der Kunst Fabeln zu verfertigen.** **

Dieses Buch, welches um die Helfte stärker ist als die Leßingischen Fabeln selbst, hat so viel sonderbare Seiten, daß ich kaum weis, von welcher ich es Ihnen am ersten bekannt machen soll. So viel läßt sich gleich aus dem Titel abnehmen, daß es aus Fabeln und

** Zürich, bey Orell und Compagnie, in Octav.

Abhandlungen bestehet. Jene sollen spöttische Parodieen auf Leßings Fabeln seyn; und in diesen soll die Leßingische Theorie von der Fabeln mit Gründen bestritten werden. Hermann Axel dünkt sich in Schimpf und Ernst maitre passé; er will nicht bloß die Lacher auf seiner Seite haben, sondern auch die denkenden Köpfe; er fängt mit Fratzengesichtern an, und höret mit Runzeln auf. Aber woher weis ich es, werden Sie fragen, daß Hermann Axel der Verfasser von diesen Leßingischen unäsopischen Fabeln ist? Woher? Er hat sich selbst dazu bekannt, indem er verschiedene von den Fabeln, die ihm in den Critischen Briefen beygelegt werden, hier wieder aufwärmt, hier zum viertenmale drucken läßt. Mit was für Recht könnte er das thun, wenn nicht diese sowohl als jene seine wären; wenn er nicht beyde für Geburten von ihm erkannt wissen wollte?

Lesen Sie nur gleich die erste Fabel, um alle die Beschuldigungen auf einmal zu übersehen, die er seinem witzigen Antagonisten macht. Witzig ist hier ein Schimpfwort, muß ich

Ihnen

Ihnen sagen. Denn mit allem würde Leßing vor ihm noch eher Gnade finden, als mit seinem Witze. Den kann er durchaus nicht leiden.

Die neue Fabel-Theorie.

„Ich saß an einem murmelnden Bache, „auf einem glatten Steine, und rief die Muse „an, die den Aesopus seine Fabeln gelehrt „hatte. Indem kam mit seltsamen Bocks-„sprüngen eine Gestalt wie eines Faunus aus „dem nahen Walde hervor; er kam gerade „auf mich zu, und sagte: Die Muse hört „dich nicht, sie ist itzo beschäftiget einem Poeten „beyzustehen, der den Tod Sauls und Jona-„thans singt: Ich will statt ihrer dir bey dei-„ner Geburt helfen. Ich bin von dem Ge-„folge der Musen, und diene den Poeten und „Mahlern nicht selten bey ihrer Arbeit; sie „nennen mich Capriccio, ich bin jener Geist

—— ille ciens animos & pectora versans,
Spiritus a capreis montanis nomen adeptus

„Die Deutschen haben mir noch keinen Namen „gegeben, und nur wenige von ihnen ken-

„nen mich. Ich machte eine tiefe Vernei-
„gung, und sagte, daß ich bereit wäre, mit
„ihm auf die Fabeljagd zu gehen. Diese
„Mühe, sagte er, können wir uns sparen;
„dafür wollen wir im Aelian und Suidas
„und Antonius Liberalis jagen. Wenn wir
„ihre Geschichten bald eher abbrechen, bald
„weiter fortführen, bald einzelne Umstände
„herausnehmen, und eine neue Fabel darauf
„bauen, oder eine neue Moral in eine alte
„Fabel legen, werden wir an Fabelwildbret
„niemals Mangel haben. Jede Folge von
„Gedanken, jeder Kampf der Leidenschaften
„soll uns eine Handlung seyn. Warum nicht?
„Wer denkt und fühlt so mechanisch, daß er
„sich dabey keiner Thätigkeit bewußt sey? Zu
„derselben brauchen wir auch die innere Ab-
„sicht der aufgeführten Personen nicht, es ist
„genung an unserer Absicht. Nur laßt uns
„nicht vergessen, unserer Fabel die Wirklich-
„keit zu geben mit dem Es war einmal —
„Ich erlasse dir auch die kleinen sonderbaren
„Züge in den Sitten der Thiere. Du hast
„genung an den allgemein bekannten, und

„diese

„diese magst du erhöhen, so weit du willst,
„und sie so nahe zur menschlichen Natur brin-
„gen, als du willst. Der müßte ein Dumm-
„kopf seyn, der deine Fabeln lesen wollte, um
„die Naturgeschichte darinn zu studieren.

„Gewiß, sagte ich, werden wir so Fabeln
„bekommen, aber es werden wohl Stoppi-
„sche seyn? Um Vergebung, versetzte er, nicht
„Stoppische, sondern Leßingische: In die-
„sen letzten Tagen ist Leßing den Menschen
„geschenkt worden, Stoppens unverdaute
„Fabeltheorie zu verdauen, zu verbessern,
„und unter die scientifische Demonstration zu
„bringen. Wir können ihm die Verantwor-
„tung überlassen. Er kann sich mit Witz
„aushelfen, wenn es ihm an Natur fehlt,
„und er hat Unverschämtheit übrig, den Man-
„gel an Gründlichkeit zu ersetzen.

„Lasset uns, sagte ich, das Werk ohne
„Verzug angreifen. Hilf mir, muntrer Ca-
„priccio zu Reimen oder Hexametern, zu
„Gemählden, zu Zeichnungen der Oerter, der
„Personen, der Stellungen, zu Gedanken die
„hervorstechen, zu Anspielungen. Fort mit

M 4 „dem

„dem Plunder, versetzte er, den können wir
„gänzlich entbehren. Wozu braucht die Fabel
„Anmuth? Willst du das Gewürze würzen?
„Kurz und trucken; mehr verlangt unser Lehrer
„nicht; gute Prose —

„Entschuldige dich dann mit deinem Unver=
„mögen, gieb deine Grillen für Orakel, du
„wirst weder der Erste noch der Letzte seyn,
„der das thut — —

„Alles, was er mir sagte, dünkte mich sei=
„ner satyrischen Gestalt und seinen bocks=
„mäßigen Namen zu entsprechen. Indessen
„folgte ich ihm, und verfertigte auf einem
„Stein folgende Fabeln.

Wie gefällt Ihnen das? Die Schnacke
ist schnurrig genug; aber lassen Sie uns
doch sehen, auf wie viel Wahrheit sie sich
gründet. Erst eine kleine Anmerkung über
den Capriccio. Der arme Capriccio! Hat
der es nun auch mit den Schweitzern ver=
dorben? Noch im Jahr 1749, als sie uns
die Gedichte des Pater Ceva bekannt ma=
chen wollten, stand Capriccio bey ihnen in
sehr grossem Ansehen. Da war er der poe=
tische

tische Taumel; da war er der muntere Spürhund, der in einer schallenden Jagd, die das Hüfthorn bis in abgelegensten dunkelnsten Winkel der menschlichen Kenntnisse ertönen läßt, das seltsamste Wild aufjagt; da war er Musis gratissimus hospes; da hatte er dem Pater sein Gedicht auf den Knaben Jesus machen helfen; da hatte er auch deutschen Dichtern die trefflichsten Dienste gethan; den einen hatte er in einer zärtlichen Elegie seine Liebe derjenigen erklären lassen, „die ihm das Schicksal zu lieben auferlegt „und ihm ihre Gegenliebe geordnet, die er „aber noch nicht kannte, noch niemahls gese„hen hatte;“ der andere war durch ihn in einer choriambischen Ode „bis in die Tiefen jener „Philosophie gelangt, in welchen er sich „mit seinen Freunden noch als Atomos, die „allererst aus der Hand der Natur kamen, „erblickte, bevor sie noch gebohren waren, „doch sich nicht ganz unbewußt.“

Klein wie Theilchen des Lichts ungesehn schwärmten,
— wie sie — auf einem Orangeblatt

 Sich

> Sich zum Scherzen versammelten,
> Im wollüstigen Schooß junger Aurikelchen
> Oft die zaudernde Zeit schwatzend beflügelten.

Das alles war und that Capriccio bey den Schweitzern 1749. Und was lassen sie ihm 1760 thun? Schlechte Leßingische Fabeln machen. Welche Veränderung ist mit ihm vorgegangen? Mit ihm keine, aber desto grössere mit den Schweitzern. Capriccio ist der Gefährte der Fröhlichkeit:

> Lætitia in terras ſtellato ex æthere venit,
> Cui comes ille ciens animos & pectora verſans,
> Spiritus a capreis montanis nomen adeptus;

und seit 1749 fanden die Schweitzer für gut, mit der Fröhlichkeit, und zugleich mit ihrem ganzen Gefolge, zu brechen. Sie waren fromme Dichter geworden, und ihr poetisches Interesse schien ein ernstes, schwermüthiges System zu fordern. Sie hatten sich andächtige Patriarchen zu ihren Helden gewählt; sie glaubten sich in den Charakter ihrer Helden setzen zu müssen; sie wollten es die Welt wenigstens gern überreden, daß sie selbst in einer patriarchalischen Unschuld lebten;

lebten; sie sagten also zu der Fröhlichkeit: was machst du? und zu dem Capriccio: du bist toll! Vielleicht zwar lief auch ein kleiner Groll gegen diesen mit unter. Er war ihnen in dem Noah nicht munter genug gewesen: er hatte ihnen da nicht genug seltsames poetisches Wild aufgejagt. Denn wer weiß, ob nicht Capriccio einer von den Spürhunden ist, die nicht gern ins Wasser gehen; und besonders nicht gern in so gefährliches Wasser, als die Sündfluth. Da dachten die Schweitzer: willst du uns nicht, so wollen wir dich auch nicht; lauf! Man höret es zum Theil aus ihrem eigenen Geständnisse. Einer von ihren Poeten singt itzt den Tod Sauls und Jonathans: ist Capriccio bey ihm? Nein. Die Muse nur ist bey ihm; und Capriccio schwärmt indessen, ich weiß nicht wo herum, ob es gleich von ihm weiter heißt:

——————— pictoribus ille
Interdum assistens operi, nec segnius instans
Vatibus ante alios, Musis gratissimus hospes.

Ich

Ich sorge, ich sorge, die Muse folgt ihrem Capriccio nach. Noch eine Messe Geduld, und wir werden es sehen. Wenn sie sich doch ja mit ihm wieder aussöhnten! Da war es mit den Schweitzern noch auszuhalten, als Capriccio ihr Freund war. Da durfte Lemene ungescheut vor ihnen singen:

> Vorrei esser ne l'Inferno
> Ma con Tantalo nel rio,
> Ma che 'l rio fosse Falerno
> Ma non fuggisse mai dal labro mio.

Es war ein allerliebster Einfall! Denn der Einfall kam vom Capriccio. Seit dem kam der Einfall

> Es donnert! Trink und sieh auf mich!
>
> — —
>
> Zevs ist gerecht; er straft das Meer:
> Sollt er in seinen Nektar schlagen?

allem Ansehen nach, zwar auch vom Capriccio: allein Capriccio steht nicht mehr bey ihnen in Gnaden, und Leßing ist ein profaner Bösewicht.

Aber

Aber zur Sache. „Laß uns, muß Capric„cio sagen, im Aelian und Suidas und Anto„nius Liberalis jagen.“ Was will Hermann Axel damit zu verstehen geben? Offenbar, daß Leßing seine Fabeln nicht erfunden, sondern aus diesen alten Schriftstellern zusammen gestoppelt habe. Es ist wahr, er führet sie in seinem Verzeichnisse an: allein wer diese Anführungen untersuchen will, wird finden, daß nichts weniger als seine Fabeln darinn enthalten sind. Kaum daß sie einen kleinen Umstand enthalten, auf welchen sich dieser oder jener Zug in der Fabel beziehet, und den er dadurch nicht ohne Autorität angenommen zu haben erweisen will. Die Wahrheit zu sagen, hätte ich es selbst lieber gesehen, wenn uns Leßing diese kleine gelehrte Brocken erspart hätte. Wem ist daran gelegen, ob er es aus dem Aelian oder aus der Acerra philologica hat, daß z. E. das Pferd sich vor dem Kameele scheuet? Wir wollen nicht die Genealogie seiner Kenntniß von dergleichen bekannten Umständen, sondern seine Geschicklichkeit sie zu brauchen, sehen.

Zudem

Zudem sollte er gewußt haben, daß der, welcher von seinen Erfindungen, sie mögen so groß oder so klein seyn als sie wollen, einige Ehre haben will, die Wege sorgfältig verbergen muß, auf welchen er dazu gelangt ist. Nicht den geringsten Anlaß wird er verrathen, wenn er seinen Vortheil verstehet: denn sehr oft ist die Bereitschaft diesen Anlaß ergriffen zu haben, das ganze Verdienst des Erfinders; und es würden tausend andere, wenn sie den nehmlichen Anlaß gehabt hätten, wenn sie in der nehmlichen Disposition ihn zu bemerken, gewesen wären, das nehmliche erfunden haben. Unterdessen kömmt es freylich noch darauf an, ob die Stellen, welche L. anführt, dergleichen Anlasse sind. Z. E. Sie erinnern sich seiner Fabel

Die Furien.

„Meine Furien, sagte Pluto zu dem Bothen der Götter, werden alt und stumpf. „Ich brauche frische. Geh also, Merkur, „und suche mir auf der Oberwelt drey tüchtige Weibespersonen dazu aus. Merkur

„ging.

„ging. — Kurz darauf sagte Juno zu ihrer
„Dienerinn: Glaubtest du wohl, Iris, unter
„den Sterblichen zwey oder drey vollkommen
„strenge, züchtige Mädchen zu finden? Aber
„vollkommen strenge! Verstehst du mich?
„Um Cytheren Hohn zu sprechen, die sich das
„ganze weibliche Geschlecht unterworfen zu
„haben rühmet. Geh immer, und sieh, wo
„du sie auftreibst. Iris ging — In wel-
„chem Winkel der Erde suchte nicht die gute
„Iris! Und dennoch umsonst! Sie kam
„ganz allein wieder, und Juno rief ihr ent-
„gegen: Ist es möglich? O Keuschheit! O
„Tugend! — Göttin, sagte Iris, ich hätte
„dir wohl drey Mädchen bringen können,
„die alle drey vollkommen streng und züchtig
„gewesen; die alle drey nie einer Manns-
„person gelächelt; die alle drey den geringsten
„Funken der Liebe in ihren Herzen erstickt:
„aber ich kam leider zu spät. — Zu spät?
„sagte Juno. Wie so? — Eben hatte sie
„Merkur für den Pluto abgehohlt. — Für
„den Pluto? Und wozu will Pluto diese Tu-
„gendhaften? — Zu Furien."

Dies

Diese Fabel ist die einzige, bey welcher L. den Suidas anführet. Und was stehet im Suidas davon? Dieses: daß αἰπαρθένος (immerjungfer) ein Beynahme der Furien gewesen sey. Weiter nichts? Und doch soll dem Suidas mehr als Leßingen diese Fabel gehören? So jagte er in dem Suidas um diese Fabel zu finden? Ich kenne den Suidas auch; aber wer im Suidas nach Einfällen jagt, der dünkt mich in England nach Wölfen zu jagen? Ohne Zweifel hatte er also einen ganz andern Anlaß diese Fabel zu machen; und sein Capriccio war nur munter genug, das αἰπαρθένος auszustöbern, und es in diesem gelegenen Augenblicke bey ihm vorbey zu jagen.

Die Fortsetzung folgt.

Briefe,
die neueste Litteratur betreffend.

XIII. Den 25. Septembr. 1760.

Beschluß des hundert und sieben und zwanzigsten Briefs.

Ich wüßte auch kaum zwey bis drey Exempel anzuführen, wo L. seinen alten Währmännern mehr schuldig zu seyn schiene, als er dem Suidas in dieser Fabel von den Furien schuldig ist. Hingegen könnte ich sehr viele nennen, wo er sie ganz vor langer Weile citirt, und man es ihm zu einem Verdienste anrechnen müßte, wenn er seine Erdichtungen wirklich aus den angeführten Stellen herausgewickelt hätte. Hermann Axel muß es nach der Hand auch wohl selbst gemerkt haben, daß es so leicht nicht ist, in den alten Classicis zu jagen, ohne ein

gelehrter Wilddieb zu werden. Denn sein Capriccio verspricht es zwar zu thun; am Ende aber sieht man, daß er weder im Suidas, noch im Aelian, sondern in den Schriften des Genfer Rousseau, in Browns Estimate, in Popens Briefen gejagt hat. Nun habe ich zwar alle Hochachtung gegen diese Männer, und sie sind unstreitig grösser, als jene staubigte Compilatores: allein demohngeachtet ist es weniger erlaubt sich aus solchen Männern, als aus jenen Alten zu bereichern. Denn dieses nennt das Publicum, welches sich nicht gern ein Vergnügen zweymal in Rechnung bringen läßt, verborgene Schätze graben; und jenes mit fremden Federn stolzieren.

Doch damit ich Arein nicht verleumde: eine einzige Fabel (weil er es doch einmal Fabel nennt) finde ich, die er einem Alten zu danken hat; und zwar dem bekannten Schulbüchelchen des Plutarchs, wie man mit jungen Leuten die Dichter lesen soll. Ich sage zu danken hat; denn jagen hat er sie nicht dürfen: das Thier war zahm genug,

genug, sich mit der Hand greiffen zu lassen. Es heißt bey dem Plutarch: ὁτι μεν, ὡς Φιλοξενος ὁ ποιητης ἐλεγεν, των κρεων, τα μη κρεα, ἡδιστα ἐστι, και των ἰχθυων, οἱ μη ἰχθυες. ἐκεινοις ἀποφαινεσθαι παρωμεν, οἱς ὁ Κατω ἐφη, της καρδιας την ὑπερωαν ἐυαισθητοτεραν ὑπαρχειν. Ὁτι δε των ἐν φιλοσοφια λεγομενων, οἱ σφοδρα νεοι τοις μη δοκουσι φιλοσοφως, μηδε ἀπο σπουδης λεγεσθαι, χαιρουσι μαλλον, και παρεχουσιν ὑπηκοους ἑαυτους και χειροηθεις, δηλον ἐστιν ἡμιν. „Ob es wahr ist, „was der Dichter Philoxen sagt, daß das „angenehmste Fleisch das ist, was nicht „Fleisch ist, und die angenehmsten Fische die, „die nicht Fische sind; das wollen wir denen zu „entscheiden überlassen, die mit dem Cato zu „reden, allen ihren Verstand im Gaumen „haben. Das aber ist unstreitig, daß junge „Leute diejenigen philosophischen Lehren am „liebsten anhören, am willigsten befolgen, die „in keinem ernsthaften, philosophischen Tone „vorgetragen werden.“ — Nun, was meinen Sie, daß hieraus für eine Fabel geworden? Folgende:

Der Reitz der Zubereitung.

„Cinna der Poet bat Cleander den lecker„haften Esser auf ein wirthschaftliches Mit„tagsmahl. Eine Schüssel mit Speisen ward „aufgetragen, Cleander aß mit bedachtsa„mer Mine und sagte: das angenehmste „Fleisch ist, was nicht Fleisch ist. Hernach „kam eine Schüssel mit Fischen; dann sagte „er: der angenehmste Fisch ist, der kein Fisch „ist. Cinna gab ihm zu erkennen, daß er „diese räthselhafte Sprache nicht verstünde. „Cleander versetzte: Soll ein Mann, der „den Geschmack nur in der Kehle hat, den „hierüber belehren, der ihn in dem Verstande „hat? Der Gedanke kann dir nicht fremd „seyn, daß die Menschen diejenige philoso„phische Schrift am liebsten haben, und „mit dem meisten Vergnügen lesen, die nicht „philosophisch noch im Ernst geschrieben „scheinet. Sie wollen in dem Vortrage und „den Vorstellungen eine schmackhafte und „niedliche Zubereitung haben. Ich dächte, „daß wir dieser Betrachtung deinen Phaeton,

deine

„deine Verwandlungen, und deine Katze in
„Elysium schuldig wären.“

Und das nennt Axel eine Lessingische Fabel? Wenn er uns doch nur eine einzige anführte, wo dieser Verfasser ein so kahler Ausschreiber ist, und eine schöne Stelle eines Alten so jämmerlich zu seinem Nutzen verarbeitet. Was hat Axel hier hinzuerfunden? Was hat er anderes, was hat er mehr hinein gelegt, als nicht schon darinn liegt? Wenn er, als ein Schweitzer, wenigstens nur noch einen Schritt weiter gegangen wäre, und den leckerhaften Esser zum dritten hätte sagen lassen, „der angenehmste Käse ist der, der kein „Käse ist:“ so wäre es doch noch etwas gewesen. Aber auch das hat er nicht gethan; und er scheinet mir ganz der Poet Cinna selbst gewesen zu seyn, der hier die Ehre hat, gegen den Fresser eine sehr alberne Person zu spielen.

Nicht L. sondern Axel selbst ist seit langer Zeit als ein Zusammenschreiber bekannt, der seine Belesenheit für Erfindungskraft zu ver-

kaufen weiß. Z. E. Als ihn der Verfasser der neuen critischen Briefe sein Probestück machen ließ, und ihm verschiedene Aufgaben zu Fabeln vorlegte, befand sich auch diese darunter: „Auf einen der sich rühmte, er „kenne das Gedicht, der Messias, sehr „wohl, es wäre in Hexametern verfasset, „und er hätte den Vers aus demselben „behalten:“

Also versammelten sich die Fürsten der Hölle
zu Satan.

Geschwind besann sich Axel auf ein anderes Schulbüchelchen, und erzehlte folgendes:

Der Pallast des Prinzen Eugens.

„Man redete in einer Gesellschaft von dem „Pallaste des Prinzen Eugens, der in dem „Preussischen Ueberfall sollte niedergerissen „werden. Man war sehr bemüht sein Ebenmaaß, seine Abtheilungen und ganze Form „zu untersuchen. Ein Mensch, der grosse „Reisen

„Reisen gethan hatte, schwieg lange stille, „endlich fieng er an: Dieser Pallast ist mir so „gut bekannt, als irgend jemanden. Ich „war in Wien, als er gebauet ward, und ich „habe das Glück ein Stückchen von dem „Marmor zu besitzen, woraus er gebauet ist. „Zugleich zog er das Stückchen aus der Ta„sche, und betheuerte, daß ers von dem „Marmor herunter geschlagen hätte, von „welchem der Pallast erbauet worden.“

Was ist das anders, als das Mährchen des Hierokles von dem Scholastiker, welcher sein Haus verkaufen wollen? Σχολαστικος οἰκιαν πωλων, λιθον ἀπ᾽ αὐτης εἰς δειγμα περιεφερε.

Ich habe oben die Lessingische Fabel von den Furien angeführt. Um keine andere abschreiben zu dürfen, erlauben Sie mir, Ihnen an dieser zu zeigen, wie glücklich Axel parodiret, wann er seinen Gegner von der Seite der Moral verdächtig machen will. Erst frage ich Sie: was hat L. wohl mit seinen Furien haben wollen? Was anders, als daß es eine

Art von wilden Spröden giebt, die nichts weniger als liebenswürdige Muster der weiblichen Zucht genennt zu werden verdienen? So offenbar dieses ist, so wenig will es ihm doch Apel zugestehen, sondern glaubt diese Moral erst durch nachstehende Fortsetzung hinein zu legen.

Unempfindlichkeit ist nicht strenge Zucht.

„Hast du die drey strengen, züchtigen „Mädchen noch nicht gefunden, Iris, die „ich dir befahl zu suchen, damit ich der „Venus Hohn sprechen könnte? Also fragte „Juno die Bothschafterin des Himmels. „Ich fand sie, antwortete Iris, aber sie „waren schon vergeben; Merkurius hatte „sie zum Pluto geführt, der sie für Furien „brauchen will. Für Furien, diese Tugendhaften? sprach Juno. O, versetzte Iris, „vollkommen strenge; alle dreye hatten den „geringsten Funken in ihren Herzen ersticket, „alle dreye haben niemals einer Manns-per-

„son

„son gelächelt. Die Göttin machte grosse
„Augen und versetzte: du hast mir diesmal
„einen schlechten Begrif von deinem Verstan-
„de gemacht, und deine Moral ist mir ver-
„dächtig, indem du Tugend, Keuschheit und
„Zucht mit Menschenhaß und Unempfindlich-
„keit vermischest. Gellert soll mir die suchen,
„die ich verlange.
Der seltsame Axel! Also mußt man dem
Leser nichts zu denken lassen? Und das Com-
pliment, das Gellert hier bekömmt!
Er, den die Schweitzer ehedem, wie Leßin-
gen, mit Stoppen in eine Classe setzten!

So sehr unterdessen Herr L. von Axeln
gemißhandelt worden, so weiß ich doch nicht,
ob es ihn eben sehr verdriessen darf, seine
Fabeln so geflissentlich parodiret zu sehen. Er
mag sich erinnern, was der Abt Sallier zu
dem ersten Requisito einer Parodie macht.
Le sujet qu'on entreprend de parodier, doit
toûjours estre un ouvrage connu, célébre
& estimé. La critique d'une piéce mediocre,

ne peut jamais devenir intereſſante, ni picquer la curioſité. Quel beſoin de prendre la peine de relever des defauts, qu'on n'apperçoit que trop ſans le ſecours de la critique? Le jugement du public previent celui du cenſeur: ce ſeroit vouloir apprendre aux autres ce qu'ils ſçavent auſſi bien que nous, & tirer un ouvrage de l'obſcurité ou il merite d'etre enſeveli. Une pareille parodie ne ſçauroit ni plaire ni inſtruire; & l'ou ne peut parvenir à ce but, que par le choix d'un ſujet qui ſoit en quelque façon conſacré par les eloges du public. Und wenn es gar wahr wäre, was man uns mehr als einmal zu verſtehen gegeben hat, daß Hermann Apel niemand anders als unſer berühmter Bodmer ſey: wie eitel kann er darauf ſeyn, dieſen critiſchen Vejanius,

Spectatum ſatis & donatum jam rude, —

noch eins bewogen zu haben

——— antiquo ſe includere ludo.

G.

Ende des ſiebenten Theils.

Bey dem Verleger ist zu haben:

Aepinus F. V. Akademische Rede von der Aehnlichkeit der electrischen und magnetischen Kraft, 8 Leipz. 1760 3 Gr.

Beaumont Maria le Prince lehrreiches Magazin für junge Leute, besonders junges Frauenzimmer zur Fortsetzung des Magazin für Kinder, 4 Theile, 8. Leipz 760. 1 Rthlr. 4 Gr.

Anweisung zum Briefschreiben nach dem heutigen Geschmack, 8. Rostock 760. 8 Gr.

der Christ bey gefährlichen Kriegszeiten von A. W. E. 8. Frf. 760.

die Gräber ein philosophisches Gedicht in sechs Gesängen, 8. Frf. 760. 12 Gr.

Joh. Miltons verlohrnes Paradies in reimfreye Verse übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von F. W. Zachariä, 1ster Theil, mit Kupf. 8. Altona 760. 1 Rthlr. 12 Gr.

Genius seculi, 8. Altenb. 10 Gr.

Mommels Einfælle und Begebenheiten, 8. 760. 10 Gr.

Kallii J. C. fundamenta linguæ arabicæ, 4. Hafniæ 760. 10 Gr.

Landleben das vertheidigte unter dem Bilde eines rechtschaffenen Landmannes nebst beygefügten öconomischen Gutachten, 8. Leipz. 760. 6 Gr.

Beyträge zu den Denkwürdigkeiten Friederich des Grossen, jetzt regierenden Königs von Preussen, 8. Frf. 760 6 Gr.

Masch

Masch A. G. die Lehre von Jesu dem Erlöser, in Predigten abgehandelt, 2ter Band, 8. Rostock 760. 6 Gr.

Roseèaums Chr. Ernst scherzhafte Lieder mit Melodien, fol. Altona 760 12 Gr.

Platneri historia juris scientiæ civilis romana & Bizántina, 12. Lipſ. 760. 12 Gr.

Rocoles J. B. Begebenheiten ausnehmender Betrüger, 2 Theile, mit Kupf. 8. Halle 760. 1 Rthlr. 12 Gr.

am Ende J. J. G. Christliches Denkmahl des am 19 ten und 20 Jul. dieses Jahres über Dresden gebrachten schrecklichen Feuers, in drey Predigten, welche theils in der Kirche zu Neustadt, theils in der Frauen-Kirche zu Dresden gehalten, 8. Dresden 760. 8 Gr.

Briefe,

die

Neueste Litteratur

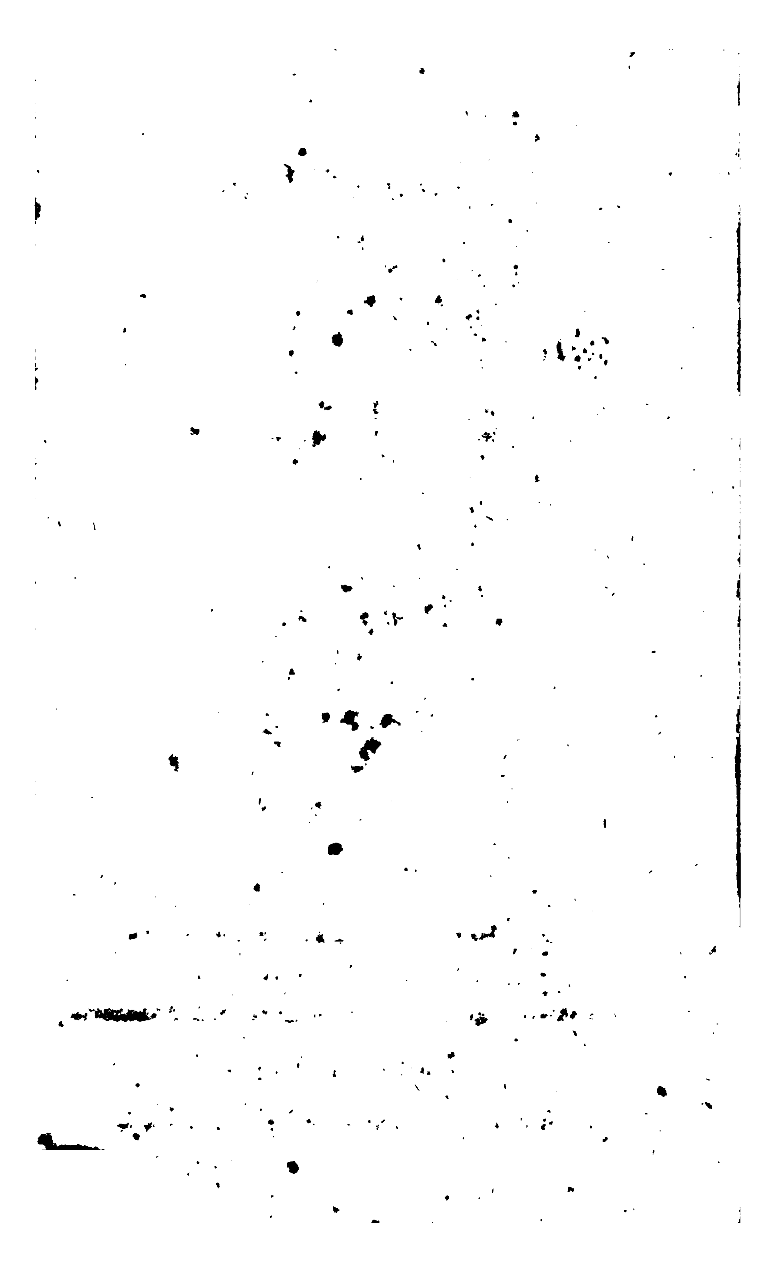
betreffend.



VIIIter Theil.

Berlin, 1762.

bey Friedrich Nicolai.



Inhalt der Briefe des achten Theils.

Hundert

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

Achter Theil.

D



Briefe,
die neueste Litteratur betreffend.

XIV. Den 23. October. 1760.

Hundert und acht und zwanzigster Brief.

Ohne Ihr Urtheil über die moralischen Ketzer des Herrn Withofs abzuwarten, schicke ich Ihnen schon den Pendant dazu, des Herrn J. P. Uz Versuch über die Kunst stets frölich zu seyn. * Der Gegenstand dieser beyden Gedichte ist beynahe einerley, denn sie handeln beyde von der wahren Glückseligkeit. Indem Withof alle Gebäude der menschlichen Weisheit nieder zu reissen sucht, um der Religion Platz zu machen; so begnügt sich Uz zwischen beyden einen Vergleich zu treffen, und die Religion das Werk krönen zu lassen, das von der menschlichen Vernunft angelegt und aufgeführet

* Leipzig, bey Johann Gottfried Dyck. 1760.

geführet worden. Sein System ist ein geläuterter und unschuldiger Epicurismus. Das Vergnügen ist ihm das Wesen der Glückseligkeit, und wer also glückselig seyn will, der muß die Summe seines Vergnügens zu vermehren, und die Summe des Misvergnügens oder der schmerzhaften Empfindungen zu vermindern suchen. Jenes kann er nicht ohne Weisheit und Tugend, und dieses nicht, ohne seinen Begierden Einhalt zu thun, sie von niedern Schattengütern abzuwenden, und blos auf das wesentliche Gute einzuschränken. Die Beruhigung in den Widerwärtigkeiten dieses Lebens gewähret der Gedanke, daß ein weiser und gütiger Gott die Welt und unser Schicksal regiere, und alles zum Besten des Ganzen eingerichtet habe. So weit führet die sich selbst gelassene Vernunft; allein durch die Gründe der Weisheit, sagt Herr Uz in dem Inhalte seines vierten poetischen Briefes, durch die Gründe der Weisheit, wenn sie auf das gegenwärtige Leben eingeschränkt werden, wird der Zustand eines dauerhaften

ten Vergnügens, unter allen Arten von Leiden nicht würklich gemacht. Die Unsterblichkeit der Seele und ein anderes Leben wird von der Vernunft erkannt, aber nur wahrscheinlich und mühsam. Die Offenbarung der Religion setzet sie ausser Zweifel, und erweitert unsere Aussichten. Sie lehret — — — Doch Sie wissen schon, was diese lehret, und sind vielleicht ungeduldig, daß ich mich bey dem Inhalte verweile: Dieser ist an einem Lehrgedichte gemeiniglich das langweiligste, denn er beraubet die Gedanken des Dichters aller ihrer Reitzungen, und zeiget sie in einem philosophischen Lichte, das ihnen nichts weniger als vortheilhaft ist. Ich verlasse also den Weltweisen und komme zu dem Dichter.

Der poetische Vortrag des Herrn Uz ist fliessender und sanfter als Withofs. Man siehet, daß ihm das Mechanische der Poesie besser von der Hand gegangen als diesem. Es fehlet auch seinem Gedichte nicht an schönen Stellen, die poetisches Feuer verrathen. Allein die Stärke und den körnigten

Nachdruck Withofs, werden Sie in diesem Gedichte des Herrn Uz vergebens suchen. Ich sage in diesem Gedichte, denn bey andern Gelegenheiten hat Herr Uz sattsam gezeigt, daß er Dichters genug ist, die abstracten Lehren der Weltweisheit sogar mit dem kühnen Schwunge der Ode zu verbinden. Seine Lehroden, die Glückseligkeit, die Wollust, die Empfindungen an einem Frühlingsmorgen, und vor allen andern seine vortrefliche Theodicee, dieses majestätische Gedicht, in welchem der Dichter auf den Flügeln der Ode,

Mit sonnenrothem Angesichte
Hinauf zur Gottheit fliegt — —
Durch welche Töne wälzt sein heiliger Gesang,
Wie eine Fluth von furchtbarn Klippen,
Sich strömend fort, und braust von seinen Lippen!*

Ich gestehe es, diese meisterhafte Gedichte haben mir von der Lehrmuse des Herrn Uz solche Begriffe beygebracht, daß ich mit den schönsten Stellen in seinem Lehrgedichte nicht

* Lyrische und andere Gedichte. S. 157.

zufrieden bin. Ich glaube allenthalben eine Mattigkeit, ein lauliges Wesen, zu finden, daß ich jedermann eher, als dem Sänger der Theodicee verzeihen möchte. — So ists, manchen Werken ist der Ruhm ihres Verfassers nachtheilig. Man würde sie loben, wenn man sich nicht für berechtigt hielte, von ihrem Urheber etwas bessers zu fordern. Mit einem Armen nehmen wir vorlieb, aber wenn uns ein Reicher einladet; so wollen wir auch herrlich bewirthet seyn.

Ich muß Ihrem Einwurfe zuvorkommen. Ich weiß wohl, daß die Lehrode selbst, noch von dem Lehrgedichte sehr unterschieden ist, und daß eine jede Gattung ihren besondern Ton habe, den der Dichter wohl zu unterscheiden hat. Ein odenmäßiges Lehrgedicht würde so ungereimt seyn, als eine dialectische Vorlesung in dem emphatischen Tone einer philippischen Rede. Allein ich schliesse so; wer den Weltweisen auf den hohen Gipfel der Ode mit sich nehmen kann, der sollte mit weit weniger Mühe den Dichter in

in die Thäler der Weltweisheit herunter gelassen wissen, und dieses kann man von den Lehrdichter mit Recht fordern. Er muß zwar den kühnen Schwung der Ode und ihre anscheinende Unordnung vermeiden, allein er muß sich für Trockenheit und prosaisches Wesen eben so sorgfältig in Acht nehmen, und bedenken, daß uns Pope, Haller und Young so verwöhnt haben, daß wir nunmehr in keiner Zeile den Dichter ganz vermissen wollen. Ich weiß nicht, was heutiges Tages ein Scribent für Beyfall erhalten würde, der es wagen wollte, nach dem Beyspiele des Lucrez, die Lehren einer Schule mit trockenen Worten vorzutragen, und etwa hier und da durch eine poetische Stelle aufzustutzen? Gewiß ist es, daß er in Reimen und in der gewöhnlichen Versart ganz unerträglich seyn würde. Diese Art des Vortrags hat, wenigstens im Deutschen, eine gewisse Feyerlichkeit, die sowohl mit dem Aufgeweckten des Theaters, als mit dem Trockenen der Schule einen seltsamen Contrast macht.

So

So wenig ich indessen mit diesem Gedichte des Herrn Uz zufrieden bin; so spreche ich ihm dennoch nicht alle Schönheiten ab, und gestehe sogar, daß ich es fast durchgehends mit Vergnügen gelesen. Ich habe mir die Lust gemacht, zu einigen Stellen desselben, in erwehnten Lyrischen Gedichten Parallelstellen aufzusuchen, durch deren Vergleichung die Stärke und Schwäche des Dichters am deutlichsten in die Augen fallen. Die Mühe nicht vergebens gehabt zu haben, will ich Ihnen einige davon hersetzen. — S. 8. des Lehrgedichts heißt es:

Kann der unglücklich seyn, der andre glücklich macht?
Latonens weiser Sohn bleibt weis' auch bey der Heerde,
Ist glücklich im Olymp und glücklich auf der Erde;
Der Himmel ist in ihm! Sey Thoren fürchterlich,
O Glück! Des Weisen Herz ist frölich ohne Dich.

Diese Zeilen sind ohne Tadel. Nur hören Sie, wie der Odendichter die Genügsamkeit des Weisen beschreibt. Er redet seinen Freund an:

Sey auch vergnügt, und laß das wilde Glück
Die Zeiten mehr als eisern machen!

Es zieh uns aus, was wir von ihm geborgt,
Und werf allein dem ihm verkauften Schwarme
Die Güter zu, um die ich nie gesorgt!
Nakt flieh ich in der Weisheit Arme.

* * *

Es bleibt mir doch der stets zufriedne Sinn
Und Muths genug, mein Glück in mir zu suchen
Und edler Stolz, auch wann ich niedrig bin,
Unedle Tücke zu verfluchen.

Daß die Glückseligkeit nicht in der blos sinnlichen Wollust bestehe, beweiset der Lehrdichter S. 10.

Wie kann ein weiser Mann in sinnliches Ergötzen
Der Menschheit höchstes Gut, den Zweck des Lebens setzen?
Wie elend ist ein Mensch, wie nah dem Thier verwandt,
Der kein Vergnügen kennt, als was der Leib gekannt!

Wie schwach! wie gottschedisch möcht ich fast sagen! Wie männlich, wie poetisch ist hingegen folgende Strophe!

Die

Die Wollust nicht, die auch der Pöbel kennet;
Die viehisch ras't, nicht sich vernünftig freut;
Von Lieb und Wein, umkränzt mit Epheu, brennet,
Von Lieb und Wein durch Uebermaaß entweiht!
Nein! Die zugleich Natur und Weisheit preisen;
Der Weisheit Kind, die Königin der Weisen! *

Die innere Gewissensplage beglückter Lasterhaften, beschreiben folgende Zeilen S. 17.

Kann wahre Freude seyn, bey schändlichem Verbrechen,
Wenn Geisseln innrer Angst verschmähte Tugend rächen,
In unruhvoller Brust, wo späte Reue klagt,
Und unzufriedner Neid an wunden Herzen nagt?
Nie darf des Weisen Herz von solchen Bissen bluten;
Nein! gleich dem guten Gott, ergötzt er sich am Guten.

Und sie sind, am gelindesten davon zu urtheilen, ziemlich matt. Aber,

Die Furien, in deren blutgen Händen,
Stets fürchterlich, die Dornen-Peitsche braust,

Ver-

* Das. S. 67.

Verfolgen ihn, wann zwischen Marmorwänden
Der Lüste Sclav erraubtes Gut verschmaust.
Sein Aug entschläft, sein wachendes Gewissen
Stört seinen Schlaf mit gelber Nattern Bissen.

* * *

Unselig Glück! o ungeliebtes Leben!
Dergleichen Quaal bezahlt kein Schatz der Welt.
Der Weise muß nach ächtern Freuden streben,
Die Klugheit würzt und Reue nicht vergällt. *

Welcher Unterschied! Der Dichter ist gleichsam in seinem Elemente, so oft er der Muse einen höhern Flug erlaubt. — S. 19 heißt es:

Wie thierisch ist ein Mensch, der keiner Seele werth,
Nur solche Freuden kennt, die auch ein Vieh begehrt!

— — — — — —

Umsonst betäubt er sich durch Freuden, die ermüden;
Die Seele bleibt stets leer und bleibt stets unzufrieden,
Und fühlt, wie klein sie sey, sie, die unsterblich ist,
Und ihres hohen Rangs und wahren Glücks vergißt.

Von gleichem Inhalte sind folgende Strophen:

Um

* Das. S. 69.

Um Tand und Puppenwerk vertauscht er seine Rechte
Zu glänzender Unsterblichkeit,
Erniedrigt sich und sein Geschlechte,
Sucht kurze Lust, und findet ewig Leid.

* * *

Ein denkendes Geschöpf kann so verderblich wählen
Als wär es nur zum Thier bestimmt?
Herrscht solche Blindheit über Seelen,
In welchen doch der Gottheit Funke glimmt? *

Ich habe bisher blos moralische Betrachtungen angeführt: In den metaphysischen Stellen wird Herr Uz der Lehrdichter, von Herrn Uz dem Odendichter, noch weit mehr übertroffen, z. B. von dem Zusammenhange in der Welt, singt der erstere S. 33.

Die Kette, die Gestirn und Erd und blaue Fluthen
Und ihr bevölkernd Heer, das Böse samt dem Guten,
Und Staub und grün Gebüsch und was in Büschen singt,
Was lebt und leblos ist, verbindet und umschlingt.
Gott übersieht sie ganz. u. s. w.

Der

* Das. S. 144.

Der letztere hingegen.

Es flammt ein Welten-Heer in angewiesnen Grenzen;
Es ist ein lichter Raum, wo in bestimmter Bahn
Die ungezählten Sonnen glänzen
Der Ordnung alles unterthan.
Zur Ordnung ward, was ist, eh etwas war, erlesen;
Sie fordert sanften West und stürmisch Ungestüm;
Ihr Band verknüpfet alle Wesen,
Vom Staube bis zu Cherubim. *

Jener S. 36.

Was ist, ist alles recht, doch im Zusammenhange,
Den ich nicht einzusehn vermag, auch nicht verlange.
Der eine Welt gemacht, kennt ihren ganzen Plan
Und aller Theile Zweck: Er ordnet alles an,
Macht gut, was böse war, und lenkt Begebenheiten
Zu seiner Absicht um, auch wenn sie mit ihr streiten.

Der Odendichter;

Er sieht, er sieht allein, wie Sonn' an Sonne hängt,
Und wie zum Wohl oft ganzer Welten
Ein Uebel dient das wir im Staube schelten.

Er

* Dass. S. 117.

* * *

Er sieht mit heiligem Vergnügen
Auf unsrer Erde selbst sich alle Theile fügen,
Und Ordnung überall, auch wo die Tugend weint;
Und findet, wann sein Blick, was bös und finster scheint,
Im Schimmer seiner Folgen sieht,
Daß, was geschieht, aufs beste stets geschiehet.*

Der erste fährt in seinem schwachen Tone fort:

Er mischt, wenns heilsam ist, aus weiser Lieb' allein,
Der Wermuth Bitterkeit in unsern Becher ein
Wie leicht verzärtelt sich das Herz in steten Freuden!
Doch stark und sicher wird die Tugend unter Leiden.
Sie strahlt am göttlichsten durch dicke Dunkelheit;
Dann leuchtet sie der Welt, und überlebt die Zeit.

Der letzte aber mit der ihm eigenen Stärke;

Mit weiser Huld vertheilt das Schicksal Weh und Freuden,

Das

* Das. S. 160.

Das bald auf Rosen uns durchs Leben wandern heißt,
Bald aber durch bedornte Leiden
Des Lasters Armen uns entreißt.

* * *

Ein Blick in vorig Leid wird künftig uns entzücken,
Wenn unserm Auge sich der Ordnung Plan entdeckt,
Der nun vor unsern kühnen Blicken
In heilig Dunkel sich versteckt.*

Wenn ich das Glück hätte, ein Freund des Herrn. Uz zu seyn: so möchte ich ihm rathen, ein Feld nicht zu verlassen, auf welchem er unter den Deutschen ein Original geworden, um ein anderes zu betreten, auf welchem man schwerlich mehr als leidlicher Nachahmer werden kann.

* Das. S. 119.

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

XV. Den 30. October 1760.

Hundert und neun und zwanzigster Brief.

Ich überlese mein voriges Schreiben, und finde, daß ich gegen das Uzische Lehrgedicht zu streng, vielleicht etwas unbillig gewesen. Durch die beständige Vergleichung mit den Oden hat es nothwendig verlieren müssen, und wer das Gedicht nur von dieser Seite kennet, kann es leichtlich in seinen Gedanken tiefer herunter setzen, als es verdienet. Ich muß Ihnen also einige von den Stellen anführen, die Uzens nicht unwürdig sind. Diese sind zwar im ganzen Gedichte nicht selten; der vierte Brief aber bietet mir die mehresten an.

Gleich beym Anfange desselben finde ich eine Beschreibung, die mich desto stärker rüh-

ret, da ich das traurige Urbild davon, leider! vor Augen habe.

Die wilde Zwietracht sprengt der Höllen eisern Thor
Unwidersetzlich auf, und führt den Krieg hervor.
Die ängstliche Natur bebt vor dem Ungeheuer:
Vor ihm ist Finsterniß, und nach ihm fressend Feuer
Verwüstung überschwemmt des Weisen Vaterland;
Sein kleines Erbe seufzt in rauher Barbarn Hand.
Nakt wird er ausgejagt: er sieht mit einem Blicke,
Der sich durch Thränen zwingt, noch einmahl stumm zurücke;
Zum schwarzen Himmel raucht aus aufgethürmten Graus,
Im allgemeinen Brand, auch seiner Väter Haus.
Der Gattin, deren Blick ein Himmel ihm geschienen,
Der liebsten Gattin Grab sind brennende Ruinen.
Ihm folgt, wohin er geht, ihr Schatten seufzend nach;
Er sieht sie, wie sie war, und hört sie wie sie sprach.

Der Dichter behauptet, daß in so ausserordentlichen Unglücksfällen alle Trostgründe der Vernunft nichts vermögen, wenn sie nicht durch die Lehre von der Unsterblichkeit der Seelen unterstützt werden. Er fähret fort:

Und

Und nach dem Tod verwest vielleicht in nahen Hölen,
Der tugendhafte Geist, samt lasterhaften Seelen?
Hilft mir die Tugend nichts, warum verehr ich sie?
Leb ihr gemäß, als Mensch, und sterbe gleich dem Vieh?
Wer sich unsterblich fühlt, kann grosse Thaten wagen,
Und seinem schlechtern Theil mit edlem Stolz entsagen,
Wer ganz zu sterben denkt, lebt schwerlich als ein Held,
Stirbt, wie der feile Sclav, und stirbt nicht für die Welt.
Der stolze Weichling denkt sich sterblich und erzittert;
Und sein Vergnügen wird im vollen Kelch verbittert.
Wie kann er sicher seyn? Auch unter Myrten droht
Der Tod im Hinterhalt, und überall ist Tod.

Allein die Vernunft, meinet Herr Uz beweiset die Unsterblichkeit nicht, sondern macht sie nur wahrscheinlich. Zudem sind ihre Gründe nicht von jedermann zu erreichen, und der Weise selbst verirrt sich oft in ihren dunkeln Gängen.

Oft scheint ihm zweifelhaft, was ruhigern Gedanken
Bewies'ne Warheit schien; die festen Schlüsse wanken;

Die Ungewißheit stürmt von allen Seiten ein;
Kann wahrer Heldenmuth in seiner Seele seyn?
Verzweiflung reißt ihn fort, indem er sich mit Zittern
An morschen Gründen hält. Wie, wann in Ungewittern
Das steuerlose Schif an Klippen scheiternd läuft,
Ein Mensch mit starrer Hand den nächsten Strauch ergreift.
Hier hängt er halb entseelt; Nach seinem schwachen Leben
Brüllt unter ihm die See, die schwanken Aeste beben;
Die Wurzel reißt sich los, und nun deckt seinen Blick
Des Todes Finsterniß; er stürzt ins Meer zurück.

Diese schöne Stelle erinnert mich einer ähnlichen im Meßias, worinn der Zustand einer an ihrer Unsterblichkeit zweifelnden Seele, vortreflich geschildert ist. Die Vergleichung ähnlicher Stellen in verschiedenen Dichtern ist meine angenehmste Beschäftigung.

Wie die Seele trübsinniger Weisen, die, in sich gekehret,
Und an der Ewigkeit ihrer zukünftigen Dauer verzweifelnd,
Innerlich bebt; der Unsterblichen schauert vor ihrer Zernichtung;

Aber

Aber itzt nahet sich ihr der weisern Freundinnen eine,
Ihrer Unsterblichkeit sicher, und stolz auf Gottes Verheissung,
Kömmt sie zu ihr mit tröstendem Blick. Die trübe Verlassene
Heitert sich auf, und windet mit Macht vom jammernden Kummer
Ungestüm freudig sich los. u. s. w.

Uz erläutert die Gemüthsbeschaffenheit des Zweifelnden durch eine Begebenheit aus der gemeinen Natur, und Klopstock wagt es sogar, diese innere Gemüthsbeschaffenheit selbst zum Gleichnisse anzuführen. Dieser Dichter hat eine ihm besonders eigene Manier in Gleichnissen, daß er mehrentheils Erscheinungen aus der Geisterwelt dazu wählet. Man muß der Stärke seines Pinsels gewiß seyn, wenn man diese Abweichung von der gemeinen Weise wagen will. Man muß so glücklich, als Klopstock, die geheimen Empfindungen zu schildern wissen, die innerlich desto würksamer sind, je weniger sie sich durch äussere Kennzeichen zu erkennen geben. — Ich komme zu dem Herrn Uz zurück.

Vom Socrates sagt er mit den Cicero, daß alle seine Beweise nicht hinlänglich wären, die Unsterblichkeit ausser Zweifel zu setzen. Man sehe nur so viel, er sey selbst überführt gewesen, und habe gewünscht, auch andere überführen zu können. Doch auch den ersten muthmaßlichen Gedanken eines zukünftigen Lebens, spricht der Dichter der Vernunft ab, wenn sie nicht von der Offenbarung unterstützt wird.

> Wie konnt ein Sterblicher Unsterblichkeit vermuthen,
> Der alles rings umher, die Bösen und die Guten,
> Gleich Thieren, sterben sah? Sträubt die Vernunft sich nicht,
> Wenn ein gewagter Satz den Sinnen widerspricht?

Mit gleichem Rechte könnte man behaupten, die Vernunft habe, ohne die Offenbarung, nie vermuthen können, daß es Gegenfüsser gebe, oder daß die Sonne im Mittelpunkt ruhe, und die Erde sich um dieselbe bewege, denn

> Sträubt die Vernunft sich nicht,
> Wenn ein gewagter Satz den Sinnen widerspricht?

Am

Am Ende beschreibt der Dichter den Charakter eines Weisen, den Vernunft und Religion unterrichtet, wo unter andern folgende schöne Zeilen vorkommen:

Sein Leiden, weil es ihm ein Gott voll weiser Huld,
Ihn zu verbessern, schickt, erträgt er mit Geduld,
Er ist kein blinder Sclav der sinnlichen Begierde,
Genießt, mit edlem Stolz auf seiner wahren Würde,
Die niedern Freuden hier nur flüchtig, als im Lauf,
Und opfert, ohne Gram, sie höhern Gütern auf.
Ihn lockt kein Blumenweg, beym Laster zu verweilen,
Ihn reizt kein falscher Glanz, der Thorheit nachzueilen.
Er geht auf seinem Zweck mit unverwandtem Blick;
Nicht für die Zeit bestimmt, verachtet er ihr Glück. u. s. w.

Auch des Schreibens über die Duschische Beurtheilung des Siegs des Liebsgottes, das Herr Uz seinem Gedichte angehängt, habe ich in meinem vorigen Briefe zu erwehnen vergessen. Herr Dusch, der die Geissel der Critik so oft empfunden, wollte sie endlich auch einmal andere empfinden lassen. Er that seinen ersten Anfall auf den Herrn Uz,

 den

den er nach seiner untrüglichen Kunst zu errathen, für einen Freund seiner Tadler, der Verfasser der Bibliothek der schönen Wissenschaften, hielt. Und zwar übte er seine Rache an dem Siege des Liebesgottes aus, weil die Verfasser der Bibliothek sich hatten verlauten lassen, sie hielten dieses Gedicht für mehr Original, als seinen Schooßhund. Daher ist auch, wie Herr Uz bemerkt, in der That seine ganze Beurtheilung des Sieges des Liebesgottes eine beständige Parodie der Beurtheilung des Schooßhundes. Da sich die Verfasser der Bibliothek nunmehr zu erkennen gegeben, so wird Herr Dusch wohl selbst einsehen, daß er die Ohrfeige einem Unrechten wiedergegeben hat. Indessen erwiedert Herr Uz seinem grimmigen Angriffe mit vieler Gelassenheit. Der Ton verräth einen Mann, der seinem Ruhm unbeschadet, einen Sieg des Liebesgottes dem Muthwillen seiner Tadler aufopfern würde, wenn sie nur mit Geschmack zu tadeln wüßten.

D.

Hundert und dreyßigster Brief.

Ich dächte, wir hätten Sie lange genug amusirt, und es wäre nun bald Zeit, Sie wieder einmal zu beschäftigen. — Die philosophischen Schriften des Herrn Prof. Reimarus, und besonders seine vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion können Ihnen nicht unbekannt seyn, denn sie sind durchgehends mit dem verdienten Beyfalle aufgenommen worden. Ohne sich von der Methode fesseln zu lassen, denkt er bündig und zusammenhängend, und weiß sich faßlich auszudrücken, ohne ins Spielende zu verfallen. Da er, um gemeinnützig zu werden, die dornigten Wege der mathematischen Methode vermeiden mußte; so hat er sehr vorsichtig die subtilen Speculationen, die ohne Hülfe einer strengern Lehrart nicht erörtert werden können, unberührt gelassen, und sich bloß auf die vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion eingeschränkt, zu denen der Weg billig jedem Liebhaber der Wahrheit offen stehen sollte.

Sie werden sich einer Stelle in dieser Schrift zu erinnern wissen, wo der Verfasser die besondern Absichten Gottes im Thierreiche aus einigen Arten der thierischen Kunsttriebe zu zeigen sucht, und da ihm die Materie zu weitläufig wird, ihr künftig eine ausführlichere Abhandlung zu widmen, verspricht. Dieser Weg, die göttlichen Absichten aus der Einrichtung der thierischen Natur zu erkennen, ist zwar nicht neu, und von den ältesten Philosophen bis auf unsere Zeit, hat sich jeder Verfechter der Gottheit desselben mit Nutzen zu bedienen gewußt. Man erwartete aber dem ohngeachtet die Betrachtungen des Herrn R. mit Ungeduld, denn man versprach sich von denselben, neben der Erforschung der Absichten, auch ein mehreres Licht, die wirkenden Ursachen der thierischen Kunsttriebe verständlich zu erklären, und Sie wissen, wie leer es von dieser Seite in unsern besten philosophischen Lehrbüchern noch aussiehet. Unsere Weltweisen bestimmen die Schranken der thierischen Seelen a priori, und zeigen welche Erkenntnisvermögen sie haben, oder nicht haben,

und wie weit sich ihre Einsichten erstrecken, aber niemand hat noch gesucht das Wunderbare, welches die Naturforscher an den Trieben der Thiere beobachten, durch diese allgemeine Gründe begreiflich zu machen. **Wolf**, dieser grosse Beobachter der Seele, hat zuerst gezeigt, wie man über einen Geist Beobachtungen anstellen, und den Grund dessen, so man durch die Erfahrung herausgebracht, in dem Wesen desselben suchen müsse. Allein er schränkt seine Erfahrungen blos auf den Menschen ein, und gedenkt in seiner Psychol. empyr. der Seelen der Thiere mit keiner Sylbe. Möchten doch unsere jetzige Weltweisen, statt das Gesagte bis zum Eckel zu wiederholen, lieber dergleichen Lücken auszufüllen suchen, die ihnen ihre Vorgänger öfters treuherzig genug angezeigt haben! —

Reimarus hat indessen sein Versprechen gehalten. Hier ist seine ausführlichere Abhandlung über die Triebe der Thiere, * die ich

* Allgemeine Betrachtungen über die Triebe der Thiere, u. s w. von Hermann Samuel Reimarus, Prof. in Hamburg, bey Johann Carl Bohn. 1760.

ich mit vielem Vergnügen gelesen. Ich werde Ihnen einen kleinen Schattenriß von dieser schönen Schrift vorlegen, und zuletzt einige Anmerkungen hinzufügen. Der Verfasser nimmt das Wort Trieb in der weitläufigsten Bedeutung, da es alles natürliche Bemühen zu gewissen Handlungen in sich begreift, daher er bey den Thieren dreyerley Triebe annimt. *Mechanische Triebe*, die dem Körper, als eine Maschine zukommen; *Vorstellungstriebe*, oder das Bemühen der Seele, sich der Dinge nach dem Stande ihres Körpers bewust zu seyn, und endlich *willkührliche Triebe*, oder ein Bemühen der Seele, dasjenige, was nach ihrer Empfindung und Vorstellung Lust verspricht, durch gewisse Handlungen zu erhalten, und was mit Unlust drohet, zu entfernen. — Diese Benennung dünkt mich etwas unbequem, denn es giebt auch Vorstellungstriebe, die willkührlich sind, wie der Verfasser an verschiedenen Stellen selbst bemerkt. *Erwägungstriebe* und *Ausübungstriebe* wäre vielleicht der Sache angemessener. — Nach einer

einer kurzen Betrachtung der mechanischen Triebe kömmt Hr. R. zu den Vorstellungstrieben. Dieses ist eines der merkwürdigsten Hauptstücke in der ganzen Schrift. Der Verf. setzet sehr deutlich auseinander, was das Vernunftähnliche, oder die Erwartung ähnlicher Fälle sey, welche nach Leibnitzens Meinung, bey den Thieren die Stelle der Vernunft vertritt, und sie zu solchen Handlungen veranlasset, die uns eine Folge der Vernunftschlüsse zu seyn scheinen. Er zeiget unter andern, daß sich die Thiere zwar das Vergangene, vermöge ihrer Einbildungskraft vorstellen, daß sie aber keinesweges solches von den Gegenwärtigen unterscheiden, sondern sehr undeutlich mit demselben vermengen. Er folgert hieraus, daß die Thiere weder eigentlicher Begriffe, noch Urtheile, und weit weniger förmlicher Schlüsse fähig sind, und beweiset, daß die Folge ihrer Vorstellungen sich zwar sehr oft in förmliche Schlüsse auflösen lassen, in der That aber einzig und allein aus den Gesetzen der Empfindung und der Einbildungskraft

kraft erklärt werden müssen; welches er durch die Beyspiele selbst erläutert, aus welchen andere Weltweisen den Thieren den Gebrauch der Vernunft haben zu erkennen wollen. Man findet das Vornehmste hievon zwar in den gemeinen Lehrbüchern der Methaphisik, allein die Ausführung des Herrn Verf. verdienet nichts destoweniger mit Aufmerksamkeit nachgelesen zu werden. — Eins muß ich erinnern; Herr R. scheinet den Thieren das Gedächtnis, oder die Erkennung des Vergangenen als vergangen, schlechterdings abzusprechen; allein man unterscheide mit unsern neuern Weltweisen memoriam sensitivam und intellectualem: Ein sinnliches Gedächtniß scheinet den Thieren allerdings zuzukommen, indem der Eindruck des Gegenwärtigen wahrscheinlicherweise auch bey ihnen von dem Eindrucke des Vergangenen sinnlich unterschieden seyn wird.

Der Verf. wendet sich hierauf zu dem von ihm genannten willkührlichen Trieben, und theilet sie erstlich in natürliche und abgeartete Triebe. Jene sind solche, die den Thieren

ren in ihrer vollen Freyheit stets auf einerley Weise zukommen, diese aber weichen, entweder durch die blosse Erziehung und Wartung, oder durch Zwang und Abrichtung von ihrer natürlichen Art zu handeln ab. — Unter den natürlichen Trieben bemerkt er zuförderst den allgemeinen Grundtrieb, der allen Thieren, und selbst den Menschen, ohne den Gebrauch der Vernunft, natürlich zukömt, nehmlich die Bemühung für jedes eigen und seines Geschlechts Erhaltung. Die besondern Triebe, die in diesem allgemeinen wenigstens einen entfernten Grund zu haben scheinen, theilet er abermals, nach Veranlassung dessen, so wir bey uns selbst wahrnehmen, in Kunst und Affectentriebe; indem wir Menschen, theils durch Affecten zu gewissen Handlungen angetrieben werden, theils auch von unsern Bedürfnissen angehalten werden, durch die Uebung in gewissen regelmäßigen Handlungen eine Fertigkeit zu erwerben, die wir Kunst nennen. Was nun bey uns durch die Uebung geschehen muß, das scheinet den Thieren angeboren

ren zu seyn. Der Verf. zeiget sehr gründlich, wie die verschiedenen Kunsttriebe einer jeden Thierart, mit ihren besondern Bedürfnissen und mit ihrer Lebensart übereinstimmen. Hierauf theilet er die Kunsttriebe der Thiere in zehn besondere Classen, und diese in vielen Unterarten ein, und ziehet allgemeine Eigenschaften und Merkmale derselben heraus, die ein Weltweiser aus der Natur der Thierarten zu erklären hat, wenn er von der Beschaffenheit der Kunsttriebe Rechenschaft geben will.

Der Beschluß künftig.

XVI. Den 6. November. 1760.

Beschluß des Hundert und dreyßigsten Briefes.

Die Reduction verschiedener Erscheinungen auf ihre allgemeine Eigenschaften, ist der erste Schritt zur Entdeckung ihrer wahren Ursache. Man verringert durch diesen Kunstgrif nicht nur die Anzahl der zu erklärenden Wirkungen, sondern trennet auch die wesentlichen Umstände derselben von dem Fremden und Zufälligen, mit welchem sie in einzelnen Fällen untermengt sind, und vereiniget alle Foderungen, denen die Hypothese Genüge zu leisten hat, unter einem einzigen Gesichtspunkt. Die Gegeneinanderhaltung der angenommenen Hypothese mit den allgemeinen Eigenschaften der vorhandenen Naturbegebenheiten, zeiget alsdenn gar

bald, ob man auf dem Wege zur Wahrheit sey oder nicht.

Herr Reimarus weis sich dieses Kunstgriffes mit Nutzen zu bedienen. Nachdem er die Eigenschaften der Kunsttriebe festgesetzt, vergleicht er mit denselben die Hypothesen der alten sowohl, als neuern Weltweisen, dadurch sie die Natur dieser wunderbaren Erscheinungen zu erklären gesucht haben, und findet, daß keine derselben die Schwierigkeiten aus dem Grunde hebe. Einige haben den Thieren Vernunft und überlegte Absichten zugeschrieben, und ihre Kunsttriebe für erworbene Geschicklichkeiten gehalten, haben aber nicht bedacht, 1) daß sie dadurch die Thiere ohne Grund weit über die Menschen setzen, indem der Mensch ohne den Gebrauch der Sprache, oder anderer willkührlichen Zeichen sich seiner Vernunft wenig zu bedienen weis, und selbst durch Hülfe dieser beyden Vortheile, es in keiner Kunst ohne anhaltende Uebung zur Fertigkeit, und ohne vielfältiges Verbessern zur Vollkommenheit bringt. Die Thiere aber ver-

verfertigen, ohne den Gebrauch der Sprache und ohne die geringste Uebung, in ihrer Kunst gleich das erste mal unverbesserliche Meisterstücke. 2) Daß viele Thiere ihre Arbeit verrichten, bevor sie noch den geringsten Begrif von dem Nutzen dieser Arbeit haben können, und endlich 3) daß sie in denen Stücken, die zu ihrer Lebensart nicht unmittelbar gehören, die größte Dummheit und Ungelehrigkeit verrathen. — Andere haben alles für ein mechanisches Spiel gehalten. Diesen aber wiederspricht 1) die Analogie der thierischen mit den menschlichen Handlungen. 2) Die Bemerkung, daß die Thiere öfters in der Wahl der Mittel eine ungezwungene Willkühr blicken lassen, und daß sie 3) ihre Werke unermüdet ausbessern, so oft ihnen etwas daran verdorben worden. — Die angenehmen und unangenehmen Empfindungen können auch ihre einzigen Lehrmeister nicht seyn, denn diese beziehen sich auf keine Gegenstände, von welchen das Thier keinen Begrif hat, und führen auch ohne vernünftiges Nachdenken nicht auf die

geschickteste Mittel, dadurch die begehrte Absicht erhalten werden kann. — Viele haben aus Mangel deutlicher Begriffe zu nichts bedeutenden Wörtern ihre Zuflucht genommen. Sie reden von einer zeugenden und bildenden Natur, von fatalen, magischen und sympathetischen Kräften, von einem Principio hylarchico, u. s. w. Geheimnisvolle Töne! deren Zauberey zu unserer Zeit ihre Kraft verloren zu haben scheinet.

Unter den Hypothesen der Neuern, von den Trieben der Thiere, die Herr R. anführt, und bestreitet, hätten Sie die Systeme des Malebranche und Leibnitz von der Verbindung des Leibes und der Seele, wohl nimmermehr gesucht. Sollte sichs jemand haben in den Sinn kommen lassen, aus diesen die Beschaffenheit der thierischen Triebe zu erklären? — Unmöglich! diese Lehrbegriffe sollen blos die Art und Weise anzeigen, wie die Bewegungen des Leibes und die Vorstellungen der Seele wechselsweise auf einander erfolgen, und mit einander

der übereinstimmen. Daß sie aber wechselsweise auf einander erfolgen, und daß sie mit einander harmoniren, ist vermöge der Erfahrung gewiß und unumstößlich, man mag den Grund davon setzen, worinn man will. Nun hat derjenige, der von den Trieben der Thiere Rechenschaft geben will, blos zu zeigen, wie sie in der Gemeinschaft der Seele und des Leibes, die wir täglich wahrnehmen, gegründet sind. Was kann aber zur Erörterung dieser Frage, die fernere Untersuchung beytragen, was es mit dieser Gemeinschaft der Seele und des Leibes für eine Beschaffenheit habe, und wie sie verständlich erklärt werden mag? — Ich glaube also, Herr R. habe hier eine unnöthige Arbeit unternommen, die ihm, was das schlimmste ist, nicht sonderlich gelungen zu seyn scheinet, denn wo ich nicht irre, so hat er die Meynungen, die er widerlegen will, nicht in ihrer völligen Stärke vorgetragen. — Doch lassen Sie mich von einer Materie abbrechen, die der Verf. selbst nur zum Ueberflusse berührt hat! Genug, daß

er diejenige Lehrmeynungen glücklich bestritten, welche die Erklärung der thierischen Triebe wirklich zur Absicht haben!

Zwar läßt sich Herr R. hieran nicht begnügen. Er will die Lehrgebäude seiner Vorgänger nicht umsonst niedergerissen haben, und bemühet sich auf ihren Ruinen ein dauerhafteres Werk aufzuführen. Dieses ist allezeit der mißlichste Schritt für einen Weltweisen, der anderer Meynung bestreitet, denn er ziehet dadurch den Krieg gleichsam auf seinen eigenen Grund und Boden, wo seine beleidigten Gegner ihn zu erwarten scheinen. — Indessen ist keine Hypothese überhaupt sogleich zu verwerfen, weil noch Einwürfe dawider gemacht werden können; denn wenn sie gleich der Weg zur Wahrheit nicht selbst ist, so kann sie doch auf denselben hinweisen. Insbesondere aber scheinen die Gedanken des Herrn R. der Wahrheit sehr nahe zu kommen, ob sie gleich nicht hinlänglich seyn dürften, der Sache völlig Genüge zu thun.

Er

Er glaubet den natürlichen Grund von den Trieben der Thiere in nichts als in folgenden vier Stücken, nämlich 1) in ihrem Mechanismus, oder 2) in ihren äusserlichen Sinnen, und sinnlichen Einbildungskraft, oder 3) in ihrer inneren Empfindung, oder 4) in ihrer eingepflanzten blinden Neigung, oder vielmehr in allen diesen vier Stücken zusammen genommen, suchen zu können. Der mechanische Bau der thierischen Körper kömmt ihren Kunstfertigkeiten vortreflich zu statten, denn alle nöthige Kunstwerkzeuge sind ihnen angewachsen, und ein jedes derselben ist von Natur zu seinem gewissen Verrichtungen eingerichtet und bestimmt, da wir Menschen nur ein einziges allgemeines Werkzeug, die Hände, am Leibe, tragen, welche die Bestimmung ihres Gebrauchs nicht in sich halten, sondern zu allerley Bewegung von Natur gleich geschickt sind. Zu dem haben die Glieder und Werkzeuge der Bewegung bey den Thieren eine Stärke und Gelenkigkeit, die wir Menschen nicht vom Anfange besitzen, sondern durch Fleiß

 und

und anhaltende Uebung zu erwerben suchen müssen.

Ihre äussere Sinne sind schärfer, sicherer und feiner, als die Sinne des Menschen, daher denn auch ihre sinnliche Einbildungskraft vollkommener ist. Der Verfasser suchet durch viele Beobachtungen wahrscheinlich zu machen, daß man den sogenannten unvollkommenen Thieren öfters Sinne abspricht, die ihnen in der That zukommen, und daß bey vielen derselben der Abgang eines Sinnes, entweder durch einen neuen Sinn, davon wir uns keinen deutlichen Begrif machen können, oder durch die Schärfe der übrigen Sinne hinlänglich ersetzt werde.

Das dritte war die innere Empfindung. Der Verf. verstehet dadurch alle Empfindungen der Thiere von ihrer eigenen Natur, welche nicht durch den äusserlichen Eindruck in die Sinne entstehen. Wir Menschen haben zwar auch ein inneres Gefühl von dem Zustande unseres Körpers, allein es ist so dunkel, daß wir ohne den Gebrauch der äussern Sinne nicht merken, was für Theile wir

wir am Leibe haben, wie sie beschaffen, und wozu sie geschickt sind; den Thieren aber schreibet der Verf. ein weit bestimmteres, und sicheres Gefühl von ihrer innern Beschaffenheit zu. Man kann ihm dieses einräumen. Urtheilen Sie aber, ob er nicht offenbar zu weit gehet, wenn er aus diesem innern Gefühl erklären will, daß die Thiere sich öfters bemühen Waffen und Werkzeuge zu gebrauchen, die ihnen noch nicht gewachsen sind? Wenn er sogar die Liebe und Vorsorge der Thiere für ihre künftige Brut und Jungen dahin rechnen will? Ists nicht besser, seine Unwissenheit gestehen, als einen blinden innern Gefühl, das kaum das Gegenwärtige merken kann, so viel Einsicht in das Zukünftige zuschreiben? Ein inneres Gefühl setzet zwar keinen äusserlichen Eindruck, aber doch eine innere Bewegung in den Nerven voraus. Was hat aber die jetzige Beschaffenheit der Nerven mit der Nothdurft der künftigen Brut gemein? oder wie kann das Thier jetzt die Waffen fühlen, die ihm künftig wachsen werden? — „Ein Zugvogel,

 „sagt

„sagt der Verfasser ferner, fühlt in sich, wenn „seine Zeit sey die Gegend zu verändern, und „spühret einen Zug nach einer gewissen „Gegend.„ Heißt dieses mehr, als mit Worten spielen? Was verstehet man unter einen innerlichen Zug nach einer gewissen Gegend? Ich gestehe es, daß ich bey diesen Worten so wenig denke, als bey den Principio hylarchico der Paracelsiten.

So vieles sich indessen Herr R. aus dieser innerlichen Empfindung zu erklären getrauet; so gestehet er doch, daß das Vornehmste in den Kunsttrieben der Thiere, nehmlich die regelmäßige Werke der Bienen, Ameisen, Wespen u. s. w. sich weder aus den Mechanismus, noch aus einer damit verknüpften äusserlichen und innern Empfindung auflösen lasse. Zum Behuf dieser Erscheinungen nimmt er seine Zuflucht zu den oben erwehnten vierten Stücke, nehmlich zu einer eingepflanzten blinden Neigung. Da dieses die wichtigste Schlinge in den Knoten ist, der hier aufgelöst werden soll, so ist es der Mühe werth, den Verfasser bey dieser

dieser Gelegenheit Schritt vor Schritt zu folgen.

Durch diese blinde Neigung verstehet er eine genaue Bestimmung der Kräfte auf einen gewissen Endzweck. Er zeiget nehmlich, daß die Leibes- und Seelenkräfte des Menschen in vielen Stücken unbestimmt, und seinem erworbenen Begriffen und Fertigkeiten, seinem Wissen und Willen unterworfen sind. In soweit nun die Schranken seiner Kräfte von Natur nicht bestimmt und festgesetzt sind, ist der Mensch zwar einer grössern Vollkommenheit fähig, indem ihm ein freyes Feld gelassen worden, seine Fähigkeiten auf eine beliebige Weise zu erweitern; allein eben deswegen kann er dieses ohne Anstrengen, Fleiß und anhaltende Uebung nicht bewerkstelligen. Mit den Thieren, meinet er, habe es eine entgegengesetzte Beschaffenheit. Ihre Leibes- und Seelenkräfte wären von Natur auf was gewisses und besonders determinirt, so, daß eines jeden natürliches Vermögen und Bemühen zu derjenigen Wirksamkeit allein eingerichtet, vorbereitet, und gleichsam angewiesen

wiesen ist, welche die Bedürfnisse seiner Lebensart erfordern. Diese bestimmte Naturkräfte, setzt er hinzu, geben ihnen zwar engere Schranken ihrer Vollkommenheiten, aber in diesen Schranken liegt eine natürliche unerlernte Fertigkeit ihrer Handlungen, welche den Zweck ihrer Lebensart desto unfehlbarer Genüge thut.

Lassen sie uns hier ein wenig stille stehen! Die Seelenkräfte der Thiere, sagt Herr R. wären von Natur auf etwas gewisses und besonders bestimmt. Sollen diese Worte etwas mehr als leere Töne seyn; so muß der Verfasser annehmen, es liesse sich aus der Natur der thierischen Seele begreiflich machen, es sey in derselben gegründet, daß die Kräfte vielmehr auf dieses Gewisse, als auf sonst etwas bestimmt sind. Und zwar muß der Grund hiervon nicht sowohl in der ursprünglichen Kraft der Seele, als ihren Abänderungen und Modificationen zu suchen seyn. Nun richten sich die Modificationen der thierischen Seele wahrscheinlicher weise, so gut als der unsrigen, nach dem Stande ihres

res Körpers; also werden diese genauere Bestimmung der thierischen Seelenkräfte in dem Zustande ihres Körpers und dessen sinnlichen Organen gegründet seyn; das heißt, in dem Mechanismus des Leibes, in den äussern Sinnen, oder in der innern Empfindung. Oder soll ich mir die vierte Ursache, die Herr R. hinzuthut, die genauere Determination der Kräfte, als so was vorstellen, von dem sich kein fernerer Grund angeben läßt? — Dieß kann kein Weltweiser verlangen. Mithin müssen wir nothwendig zu den ersten dreyen Ursachen zurück kommen, um uns die vierte als möglich vorzustellen.

Da aber Herr R. nirgends zeigt, wie sich seine Bestimmung der Kräfte auf etwas Gewisses, aus der Natur des Thieres erklären läßt, und vielmehr diese Bestimmung deswegen als einen vierten Grund anführet, weil er sich nicht getrauet, sie aus den drey vorhergehenden Stücken herzuleiten; wie will er durch dieselbe die Beschaffenheit der Triebe begreiflich machen? Und wenn er auch

noch

noch so unumstößlich zeigt; daß eine solche Bestimmung vorhanden ist; so hat er bloß das Factum angezeigt, ohne bis zu der Ursach hinauf zu steigen. Wir wissen was geschiehet, wenn die Thiere Kunstwerke verfertigen, aber wir wissen nicht, warum?

Denn, daß die Leibes- und Seelenkräfte der Thiere bey Verfertigung der Kunstwerke auf etwas bestimmtes gerichtet sind, wird niemand in Zweiffel ziehen. Die Frage aber ist; wodurch sind diese Kräfte so, und nicht anders gerichtet? Herr R. antwortet; durch ihre eigene Natur. Dieser Antwort zufolge müßten wir den Grund von dieser bestimmten Richtung in der Natur des Thieres, das heißt, in dem mechanischen Bau seines Körpers, und in seinen innern und äusserlichen Empfindungen suchen. Nun gestehet Herr R. er habe in keinem von diesen den verlangten Grund ausfündig machen können; Also sind wir immer noch an der vorigen Stelle, wir wissen die Begebenheit, und forschen nach der Ursach.

Doch

Doch Herr R. will bey den Menschen selbst eben solche determinirte Naturkräfte wahrgenommen haben, als er zur Erklärung der thierischen Triebe annimt, und er giebt unserer Unachtsamkeit die Schuld, daß wir sie nicht bemerken. Wenn dieses wäre, so wüßten wir zwar deswegen von der Beschaffenheit der Triebe nicht ein Haar mehr; allein die Schwierigkeit wäre uns etwas näher gelegt. Wir gehen uns näher an, und sind uns auch besser zur Hand, als die Thiere, um durch die Aufmerksamkeit auf uns selbst, hinter die wahre Ursache kommen zu können. Der Zuschauer muß die Einrichtung der Maschinen aus ihren Veränderungen errathen, aber wer hinter der Scene stehet, kann das Triebwerk mit Augen sehen. — Ich gestehe es, daß ich Anfangs gestutzt, als ich den Herrn Verf. durch eine Menge von Beyspielen beweisen sahe, daß wir das an uns selbst haben, worüber wir uns bey den Thieren so verwundern. Dem ersten Anblicke nach dünkten mich einige von diesen Beyspielen den Kunsttrieben der Thiere in der That sehr ähnlich zu seyn; allein

lein ich betrachtete sie genauer, und alle Aehnlichkeit schien mir zu verschwinden. — Ich verspare mir diese Anmerkungen, mit Ihrer Erlaubnis, auf mein nächstes Schreiben, denn ich vermuthe, sie werden etwas weitläuftig gerathen. Können Sie doch die Stelle, die bey dem Herrn R. einige Seiten einnimmt, unterdessen nachlesen.

D.

XVII. Den 13. November. 1760.

Hundert und ein und dreyßigster Brief.

Wenn Herr Reimarus bey den Menschen selbst die bestimmte Richtung der Kräfte auf etwas Gewisses beweisen will, die er zum Behuf seiner Erklärung der Triebe annimmt; so muß er zeigen, daß wir eben solche Handlungen verrichten, wie die regelmäßigen Kunstwerke der Bienen, Wespen, Ameisen u. s. w. ohne daß sich solche aus irgend einer andern Ursache verständlicher erklären lassen. Es müssen Handlungen seyn, welche wir weder durch einen beliebigen Vorsatz, noch durch Gewohnheit und Uebung, weder durch das Anrathen der Vernunft, noch durch den Reitz der angenehmen und unangenehmen Empfindungen, so wenig vermöge des Me-

chanismus unseres Leibes, als auf Veranlassung einer äussern oder innern Empfindung, anfangen und vollbringen können, wo nicht ausser diesem noch eine gewisse angebohrne Richtung der Kräfte auf etwas bestimmtes hinzukömmt, die wir zwar nicht verstehen, deren Mitwürkung aber nichts destoweniger unumgänglich erfordert wird. Denn so was hinzukommendes muß in der That seine bestimmte Richtung der Kräfte seyn, durch welche er die regelmäßige Kunstwerke der Bienen, Wespen, Ameisen u. s. w. erklären will, nachdem er auf alle übrigen Erklärungsmittel ausdrücklich Verzicht gethan.

Lassen Sie uns sehen, ob die Beyspiele, die Herr R. anführet, wirklich diese Beschaffenheit haben! Ich werde sie in der Ordnung durchgehen, in welcher er sie vorträgt. „Was „unsere körperliche Fertigkeiten betrift, spricht „er (§. 138.), so könnte ich mich zuvörderst „auf das Schreyen und Winseln der Kinder „berufen, welches ja keine gänzlich mechani„sche, sondern eine willkührliche Handlung „ist. — — Dieses ist der Kinder ihre erste

„natür-

„natürlich bestimmte Fertigkeit, ohne daß sie „selbst den wissentlichen Vorsatz haben, daß „dadurch ein zum Mitleid reizender Laut solle „ausgedruckt werden.„ Was hier von dem Schreyen und Winseln insbesondere gesagt wird, drückt der Verf. in der Folge allgemeiner aus: „Zarte Kinder wissen von Na„tur ihre Gemüthsbeschaffenheit und Leiden„schaften, Vergnügen, Begierde, Schmerz „und Furcht, in ihren Mienen gleichsam zu „mahlen und abzubilden; ja sie unterscheiden „eben diese Mienen auch an andern; indem „sie anfangen zu weinen und furchtsam zu „werden, wenn man ihnen allerley saure und „widrige Gesichter macht u. s. w.„ Ich weis nicht, was Herr R. hierdurch beweisen will? Wo ich nicht irre; so gilt der Einwurf der Epikurer vollkommen, so einfältig er auch in den Fällen ist, in welchen sie ihn anzubringen gedenken. Die Kinder weinen Anfangs nicht, um Mitleid zu erregen; sondern sie erregen Mitleiden, weil wir aus eigener Erfahrung wissen, daß das Gefühl der Schmerzen von solchen Thönen begleitet zu werden pflegt.

 Ueber-

Ueberhaupt werden, vermöge der nicht zu läugnenden Gemeinschaft der Seele und des Leibes, alle heftige Begierden und Verabscheuungen der Seele, von heftigen Bewegungen der flüßigen, und vermöge dieser, auch der festen Theile des Leibes begleitet. Wenn nun diese Bewegungen so stark werden, daß sie in den äussern Theile merkliche Veränderungen hervorbringen; so können wir diese Veränderungen als Zeichen der Gemüthsbeschaffenheit ansehen, in so weit wir durch eigene Erfahrung unterrichtet sind, welche innere Gemüthsbewegung einer jeden sichtbaren äussern Veränderung zusagt. Ist aber diese Erfahrung einmal gegründet; so kann man auch mit der Hervorbringung solcher Gebehrden die Absicht verbinden, andern unsere innere Leidenschaften zu erkennen zu geben, und wenn man diese Uebung wiederholt; so kann man es darinn zur Fertigkeit bringen. Man hat also das Angebohrne von dem Erlernten wohl zu unterscheiden. Die Fertigkeit beym Gefühl der Schmerzen zu weinen, ist uns angebohren, und sie gründet sich auf die

Gemein-

Gemeinschaft der Seelen und des Leibes; aber die Fertigkeit durch das Weinen Mitleiden zu erregen, oder beym Anblick eines Weinenden Mitleiden zu empfinden, setzt eine wiederhohlte Erfahrung zum Voraus, daß dieses innere Gefühl von dieser äussern Bewegung begleitet zu werden pflegt. Eben derselbe Unterschied gilt auch von allen übrigen Gemüthsbewegungen, und ich finde in allen diesen Exempeln keine angebohrne Richtung oder Bestimmung auf etwas Gewisses. Will aber Herr R. blos zeigen, daß wir eine unerlernte Fertigkeit haben in unserm Körper, nach Veranlassung der Veränderungen in der Seele, gewisse Bewegungen hervor zu bringen; so wird ihm dieses zwar jedermann zugeben; allein was thut dieses zu seiner Hypothese?

Daß die Kinder, so bald sie zur Welt kommen, die Augen öfnen, wenn ein schwaches Licht ihnen durch die geschlossenen Augenlieder schimmert, ist zwar eine richtige Erfahrung; wer siehet aber nicht, daß hier die Kraft die Augen zu öfnen, ihre Bestimmung und

und Richtung nicht von selbst hat, sondern erst durch den Reitz des äusserlichen Eindrucks erhält? — Zum Aufziehen der Augenlieder gehören freylich mancherley Bewegungen der Muskeln, aber keine angebohrne Richtung.

Mit dem Saugen der Kinder hat es eine gleiche Bewandnis, es gehören unstreitig vielfältige Bewegungen dazu und es muß den Kindern ein Vermögen solche zu verrichten, angebohren seyn. Dieses Vermögen aber würde niemals zur Ausübung kommen, wenn die Seele nicht durch den Reitz einer angenehmen Empfindung in Bewegung gebracht würde. Die Bestimmung und Richtung der Kräfte hat also hier ihren Grund in den Empfindungen. Daß es aber den Säuglingen leichter wird, die zum Saugen nöthige Bewegungen zu verrichten, als den Erwachsenen, ist ein Beweis von des Herrn Verfassers ersten Satze, nehmlich, daß der Mechanismus des thierischen Leibes öfters gewisse Bewegungen leichter, und die dazu nöthigen Gliedmassen gelenkiger mache, denn vermuthlich ist es nichts anders, als der wundervolle Mechanis-

chanismus des Leibes, der den Bedürfnissen des Säuglings zuvorkömmt, und ihm eine Handlung erleichtert, die zu seiner Erhaltung so nöthig ist. Herr R hätte also diese Erfahrung zur Bestätigung seines ersten Satzes anführen können; Wie will er aber seinen vierten Satz daraus folgern, daß nehmlich manche Kräfte ihre angewiesene Richtung und Bestimmung an und für sich selbst mit sich führen? Findet sich hier die geringste Gleichheit mit den Kunstbewegungen, die die Thiere, ohne den Antrieb einer angenehmen, oder unangenehmen Empfindung, und ohne den Nutzen ihrer Arbeit einzusehen, verrichten? Diese Kunsttriebe zu erklären, hat der Hr. R. für nöthig gefunden ein viertes Principium, eine gewisse angebohrne Richtung der Kräfte anzunehmen, und siehe! seine Exempel von den Fertigkeiten der Menschen beweisen höchstens einen von den zugegebenen Sätzen, die ihm zur Erklärung der Triebe nicht hinreichend geschienen.

Doch weiter! „Unser Sehen, sagt Herr R. „hat nach der Vorstellung der Seele unglaub-

 „lich

„lich viel kunstmäßiges in sich. Denn ausser
„daß wir die Axen beyder Augen auf einen
„Punkt richten, so stellen wir auch das Ge-
„mälde der Körper, welches in unsern Augen
„ist, vor uns und ausser uns. Wir machen
„es nach dem Maasse des einfallenden Win-
„kels, in der Vorstellung groß; und wegen
„der Aehnlichkeit beyder Bilder in beyden Au-
„gen, nicht geduppelt, sondern einfach; Wir
„kehren es zugleich um, das unterste zu oberst,
„indem wir die Berührung von jedem Licht-
„stral auf seinen Ursprung, und also, was
„sich unten im Auge mahlt, nach oben hin
„rechnen. Wenn uns diese Fertigkeit nicht
„angebohren wäre, so würden wir sie, wegen
„der Vielheit der nach den Regeln des Lichts
„sich richtenden Handlungen, vermuthlich
„durch keine Ueberlegung und Uebung erwer-
„ben können.„ — Ich finde hier verschie-
denes anzumerken. 1) Wenn diese Instanzen
auch eine angebohrne Fertigkeit erwiesen; so
ist daraus noch keines Weges auf eine uner-
worbene und eingepflanzte Richtung zu schlies-
sen. Eine angebohrne Fertigkeit, ist ein Ver-
mögen

mögen gewisse Handlungen, ohne vorhergehende Uebung, so leicht und geschwinde zu verrichten, daß wir uns nicht alles dessen bewust sind, was dabey vorgehet; Eine eingepflanzte Richtung auf etwas Gewisses aber, ist ein Ding, das sich wohl nicht so leicht erklären läßt. 2) Es läßt sich schwerlich erweisen, daß die Fertigkeit die Augenaxen zu richten, und sich die sichtbaren Dinge in einer gewissen Distanz vorzustellen, angebohren sey, die Erfahrung von Blinden, die wieder zu ihrem Gesichte gelanget sind, scheinet das Gegentheil darzuthun. Wenn diese nicht erst eine Zeitlang das Gefühl mit dem Gesicht vergleichen, und durch eine lange Gewohnheit, die Nachurtheile der Seele mit unter die Empfindungen mischen lernen; so sehen sie aus Mangel gehöriger Richtung alles undeutlich, und es scheinet ihnen auch auf den Augen zu liegen. Vielleicht können wir uns itzt nicht mehr besinnen, wie viel Versuche uns in der Kindheit mislungen, und was für Mühe es gekostet, ehe wir uns diese Fertigkeiten angeschaft, und glauben, wir hätten sie erb- und

 eigen-

eigenthümlich von der Hand der Natur erhalten. 3) Daß wir die Gegenstände weder gedoppelt noch umgekehrt sehen, schreibet Herr R. einer angebohrnen Fertigkeit zu, und also muß er glauben, die Seele würde sich ohne diese Fertigkeit, die Gegenstände in der That gedoppelt, und umgekehrt vorstellen. Ist aber diese Hypothese schon so ausgemacht, daß sie Herr R. ohne Beweis annimmt? Es ist wahr, sie hat das Ansehn vieler berühmten Schriftsteller für sich; allein es fehlet gleichwohl an Weltweisen nicht, welche diese bekannte Paradoxa unmittelbar aus der Natur der Empfindung herzuleiten gesucht haben, ohne weder zu einer angebohrnen noch erworbenen Fertigkeit ihre Zuflucht zu nehmen, und ich muß gestehen, daß mich wenigstens, ihre Gedanken sehr überzeugen. Von dem Gedoppeltsehen führet der Herr von Haller in seinen Noten zu Boerhaavens Vorlesungen, * die Meynung an; Mentem nulla objecta distinguere, nisi diversas efficiant quocunque modo sensationes. In dolore late diffu-

* Vol. IV, §. DXLI, not.

diffuso puncta dolentia non distinguit. Non duabus naribus duplicem sensum separat, non duabus auribus duplices sonos audit, imo vero neque simillimos diversos sonos distinguit; neque ergo duobus oculis duo objecta videt. Er pflichtet diesen Gedanken völlig bey, und setzt zur Erläuterung derselben hinzu; Insecta certe non vident objecta multiplicata, etsi corneas & nervos opticos habeant innumerabiles. Rectissima enim via ad prædam suam aut venerem contendunt, cum eadem ex necessitate fabricæ aberrare sequeretur, si ab ulla alia causa unitas visionis penderet. In der That müßte Herr R. und alle übrige Schriftsteller, die hierinn seiner Meynung sind, diesen Insecten eine Fertigkeit zulegen, die alle Wahrscheinlichkeit überschreitet, wenn ihnen die Empfindung die Gegenstände so vielfach vorstellete, und die Seele gleichwohl durch ein Nachurtheil alle diese Vorstellung wieder vereinigen müßte.

Von der zwoten Schwierigkeit das Aufgerichtet und Umgekehrt sehen, betreffend, erinnere ich mich in den Myliusschen Schriften eine Erklärung gefunden zu haben, die

der

der ganzen sonst mittelmäßigen Sammlung einigen Werth giebt. Sie schien mir so natürlich, daß ich mich wunderte, wie man sie jemals hät verfehlen können. — Ich habe das Buch itzt nicht zur Hand; doch so viel ich mich erinnere, laufen seine Gründe kürzlich auf folgendes hinaus. Es ist wahr, behauptet Myklus, wir stellen uns alle sichtbare Gegenstände des untersten zu oberst vor. Allein man bedenke, daß das oben und unten blos relative Begriffe sind. Unsere Gegenfüßler nennen das unten, was wir oben nennen, und so umgekehrt. Wenn nun alle Gegenstände in der Welt sich umkehren sollten, die Menschen nicht ausgenommen, so würden wir es gar nicht merken, daß eine Veränderung geschehen sey, indem in Ansehung unser, alles so bleiben würde, wie es ist. Dieses thut das Gesicht; es kehret alle Gegenstände in der Vorstellung um, und uns selbst mit, denn auch das Bild vor unserm Körper muß sich im Auge umkehren; also kann aus dieser Umkehrung keine Verwirrung entstehen; sondern es muß in Ansehung unser, alles eben so er-

fol-

folgen, als wenn sich die Bilder im Auge aufgerichtet, abmahlen sollten. In einem verfinsterten Zimmer mahlen sich die Gegenstände gleichfalls umgekehrt ab; wenn aber das Bild eines Menschen in diesem Zimmer, die übrigen Bilder sehen könnte, von welchem es umgeben ist; so würde es sie alle recht abgedruckt finden, und niemals auf die Vermuthung kommen, daß in seiner kleinen Schattenwelt alles umgekehrt stünde. Nun sind wir selbst, in Ansehung unserer Augen, nichts anders als ein Bildgen, das auf dem Grunde derselben so gut als alle übrigen Gegenstände umgekehrt abgemahlt worden; daher muß uns alles nothwendig aufgerichtet scheinen, und wir verwundern uns, wenn uns jemand erzehlt, daß wir das unterste zu oberst sehen. Es ist hier der Ort nicht, dieses weitläufiger auszuführen. Sie sehen doch aber so viel, daß die gewöhnliche Meynung, nach welcher man die beyden angeführten Schwierigkeiten aus einer Gewohnheit, oder Fertigkeit der Seele zu erklähren pflegt, noch vielen Zweifel unterworfen ist. Herr R.

kann

kann sich also nicht so schlechterdinges darauf stützen.

Ueberhaupt ist hier der Ort, wo die Naturlehre in die subtilste Methaphysik übergehet, und wo man durch die kleinste Unrichtigkeit im Ausdrucke so verwirret werden kann, daß man Schwierigkeiten, zu finden glaubt, wo doch keine sind. Z. B. Herr R. hält auch dieses für paradox, daß wir uns beym Sehen, seinen Gegenstand tausendmal grösser vorstellen, als er abgebildet ist, und ich erinnere mich denselben Gedanken in verschiedenen physiologischen Tractaten angetroffen zu haben. Gleichwohl muß ich Ihnen gestehen, daß mir diese ganze Schwierigkeit aus einer Unachtsamkeit im Ausdrucke entsprungen zu seyn scheinet. Wer sich richtig ausdrücken will, kann nicht sagen: ich stelle mir diesen Gegenstand grösser vor, als er in mir abgebildet ist; denn warum sollte es von dem Gegenstande vorstellen, und von dem Bildgen seyn heissen? Ist die Grösse des Bildes im Auge etwa ein absoluter Begrif? Oder, woher wissen wir, wie gros das Bildgen eines

nes Gegenstandes; im Auge sey? Etwa weil es doch nicht grösser seyn kann, als das ganze Auge, dessen Grösse wir betrachten können? Wohl! Man rede also deutlicher, und spreche; ich stelle mir diesen Gegenstand grösser vor, als ich mir das Bild davon vorstellen würde, wenn es nicht in mir, sondern ausser mir wäre, und ich solches vermittelst der Augen erst wieder sehen müßte. Durch diese kleine Behutsamkeit im Reden ist alle Schwierigkeit verschwunden, denn ist es nicht sehr natürlich, daß wir den Gegenstand selbst unter einem grössern Winkel sehen, als wir seyn Bild sehen würden, wenn es erst wieder durch die Augen gehen müßte? Wir können von der Grösse keinen Begrif als durch die Vergleichung erlangen, und müssen uns also wohl hüten, die Grösse für so was anzusehen, das sich, wie die Qualität, an und für sich, ohne Vergleichung und Gegeneinanderhaltung begreifen läßt. Wenn wir fragen; wie groß stelle ich mir diesen Gegenstand vor? so bedeuten diese Worte nichts anders, als in welchem Verhältnis gegen eine andere gegebene

bene Grösse? Dieses beurtheilet die Seele aus dem Verhältnisse des Bildes eines Gegenstandes, gegen dem Bilde einer gegebenen Grösse. Hingegen kann mit dem Bilde im Auge, und mit den äussern Gegenständen kein gemeinschaftliches Maaß verglichen werden, und daher kann das Verhältnis ihrer Grösse gegen einander, nicht anders beurtheilt werden, als wenn wir das Bild selbst ausser uns setzen, und als einen Gegenstand des Gesichts betrachten. Thut man aber dieses; so muß freylich das Bild des Bildes sich in einem kleinern Raum abschildern, als das Bild des Gegenstandes. — Doch genug von diesen Subtilitäten?

Der Beschluß künftig.

Briefe,
die neueste Litteratur betreffend.

XVIII. Den 20. November. 1760.

Beschluß des Hundert und ein und dreyßigsten Briefes.

Ich glaube zur Genüge dargethan zu haben, daß Herr R. bey den körperlichen Fertigkeiten des Menschen, nicht die geringste Spur von Aehnlichkeit mit den Kunsttrieben der Thiere entdeckt hat. Es kömmt darauf an, ob es ihm bey den Seelenfertigkeiten besser gelungen ist! Ich werde hier nur ein einziges Exempel anführen, denn alle, deren Herr R. gedenkt, sind von so ähnlicher Beschaffenheit, daß man nur eines entkräften darf, um sie alle widerlegt zu haben.

„Wenn wir unsere übrigen Gemüthskräfte „untersuchen, sagt Herr R. so findet sich vie„les, das wir mit einer solchen bestimmten „Fertigkeit verrichten, die wir, wenn sie uns

„nicht angeboren wäre, nimmer durch Uebung
„erhalten würden. Die Einbildungskraft ist
„uns nicht allein unwillkührlich, sondern auch
„willkührlich zu Dienste, und hält die bestän-
„dige Regel, daß sie uns bey dem Gegenwär-
„tigen alles Vergangene vorstellet, worin
„auch nur ein Theil mit dem Gegenwärtigen
„einerley ist. Wenn die Einbildungskraft
„nicht von Natur fertig und bereit wäre, die
„vorigen Denkbilder nach dieser Regel zu er-
„neuren; so würden wir sie durch kein Be-
„mühen oder Ueben wieder hervorsuchen kön-
„nen. —— Demnach giebt es bey uns
„Menschen eine angeborne Fertigkeit, die ver-
„gangenen Dinge so wieder vorzustellen, daß
„wir sie von den Gegenwärtigen unterschei-
„den, und mit denselben in Vergleichung
„stellen, ja daß wir durch willkührliche Be-
„achtung des Vergangenen ganz in die vo-
„rige Welt mit unsern Gedanken hinein ge-
„hen können."

Ich habe im vorhergehenden schon ofte zugestanden, daß wir Menschen angebohrne Fertigkeiten besitzen. Durch eine angebohrne Fer-

Fertigkeit verstehet man, ein ungeübtes Vermögen gewisse willkührliche Handlungen mit solcher Geschwindigkeit zu verrichten, daß wir uns alles dessen, was dabey vorgenommen wird, nicht deutlich bewust sind. Daß einer jeden menschlichen Fähigkeit ein gewisser Grad von einer solchen Fertigkeit beywohne, ist nicht zu läugnen; aber damit allein, ist der Hypothese des Herrn R. nicht gedienet, und ein mehreres einzuräumen, sehe ich noch immer keine Nothwendigkeit. Denn wo liegt in diesem Exempel von der Einbildungskraft die gesuchte Richtung und Bestimmung auf etwas Gewisses? Etwa darinn, daß die Einbildungskraft blos auf das Vergangene gerichtet, und angewiesen ist? Kaum sollte ich es vermuthen, daß Herr R. dieses gemeint haben könne! — — Es ist ausgemacht, und vor unsern Weltweisen längst bewiesen, daß die Imagination keine abgesonderte Kraft sey, die der Seele etwa als eine Zugabe geschenkt worden; sondern sie ist eine blosse Abänderung der ursprünglichen Vorstellungskraft,

die das Wesen der Seele ausmacht. Diese wesentliche und ursprüngliche Kraft ist an und für sich unbestimt, wird aber durch ihren und ihres Körpers Zustand, auf dieses Gegenwärtige, dieses oder jenes Vergangene, und dieses oder jenes Zukünftige, auf eine begreifliche Weise gerichtet und angewiesen. In so weit sie auf das Gegenwärtige bestimt ist, nennet man sie Empfindungsvermögen; auf das Vergangene, Einbildungskraft, und auf das Zukünftige, Vorhersehungsvermögen. — Warum ist die Einbildungskraft auf das Vergangene gerichtet? Weil die wesentliche Kraft der Seele das Vergangene sowohl als das Gegenwärtige und Zukünftige in sich begreift, und weil wir sie nicht anders Einbildungskraft nennen, als in so weit sie durch die bestimmende Ursachen sich etwas vorstellet, das ihr zu einer andern Zeit gegenwärtig gewesen. Die Einbildungskraft ist ja kein für sich bestehendes Ding, sondern an und sich schon eine Bestimmung, der ursprünglichen Vorstellungskraft, die wir mit einem

einem besondern Namen, eine Kraft aber nur in einem gewissen uneigentlichen Verstande nennen. Auf gleiche Weise könnten wir jedem andern Vermögen, z. B. den Vermögen die Farbe zu unterscheiden, einen besondern Namen geben, und uns hernach verwundern, daß dieses besondere Vermögen auf die Unterscheidung der Farbe gerichtet ist.

Doch ich will lieber den Herrn R. nicht verstanden haben, als ihm so unphilosophische Gedanken zutrauen. Die übrigen Exempel sind, wie schon erinnert, von gleichem Schlage, und ich finde in Ansehung ihrer nichts hinzuzuthun. Soll ich Ihnen, nach einem so langen Geschwätze, in wenigen Worten sagen, was ich von der Hypothese des Herrn R. urtheile? Mich dünkt, diejenigen thierischen Kunsttriebe, die bloß eine innere Regelmäßigkeit in den willkührlichen Bewegungen der Muskeln anzeigen, die hat Herr R. vollkommen deutlich erklährt, und vielleicht alles, was sich davon sagen läßt, erschöpft. Aber diese Erscheinung bleibt

noch immer ein Geheimnis, daß die Thiere auch äusserliche regelmäßige Kunstwerke hervorbringen, die nach einem wohlausgesonnenen Plane verfertigt zu seyn scheinen. Ich kann sehr wohl begreifen, wie es durch einen künstlichen Mechanismus möglich sey, daß das Thier auf den Antrieb einer innern oder äussern Empfindung die regelmäßigten Bewegungen verrichte, die wir Menschen in der Ordnung und mit der Fertigkeit, nicht ohne Fleiß und Uebung hervorbringen können. Wie aber aus diesem allen, ohn überlegten Plan, ein äusserliches regelmäßiges Werk eine sechseckige Zelle, ein spiralförmiges Gewebe, oder ein künstliches Bieberhaus entstehet, scheinet mir desto unbegreiflicher, da die Thiere öfters unregelmäßige Bewegungen vornehmen müssen, um das äussere Werk vollkommen regelmäßig zu machen. Die Spinne merkt, daß ihr Fadenhaus irgendwo gerissen, und sie stellet ihre Arbeit an einer andern Seite ein, um diesen Schaden auszubessern. Sie weicht also von ihrer innern Regel ab, der sie sonst ohnfehlbar folgen würde, um

die

die äussere Regelmäßigkeit ihres Werk zu ergänzen. So macht es auch der Seidenwurm, und die Biene giebt, wie Herr R. bemerkt, von dem Sechsecke, ihrer Lieblingsfigur etwas nach, wenn von einer andern Seite etwa gefehlt worden, um die Zellenreihe wieder in die Richte zu bringen. Diese äusserliche Regelmäßigkeit, dünkt mich, kann Herr R. aus allen vier Sätzen, aus welchen seine Hypothese bestehet, zusammengenommen nicht erklären, und wenn man ihm auch die bestimmte Richtung auf etwas Gewisses zugeben wollte, die ihm so fruchtbar zu seyn scheinet. Denn was für einen Begrif mache ich mir von einer vorherbestimten Richtung auf ein Sechseck, oder sonst eine ordentliche Figur? — Daß den Thieren solche Figuren eingeprägt wären, haben andere behaupten wollen, allein Herr R. hat sie gründlich widerlegt. Was bleibt uns also übrig? Nichts, als die Schuldigkeit, unsere Unwissenheit zugestehen.

D.

Hundert und zwey und dreißigster Brief.

Man begehet noch immer weg die Thorheit, jede Scharteke wider die Religion mit grossen Geschrey aufzunehmen, und so bald man die Macht dazu hat, von dem Scharfrichter verbrennen zu lassen, ob gleich die Erfahrung gezeigt, daß dadurch der Fortgang der Deisterey mehr befördert als gehemt wird. Mancher Plunder, den kein Mensch angesehen haben würde, wird ein wichtiges Buch, nachdem es durch die Hand des Büttels gegangen, so wie das Leben des G. B. gewiß Maculatur geworden wäre, wenn es nicht das Glück gehabt hätte, mit so grossen Anstalten verbrannt zu werden. Die Welt schließt so; was so grosse Leute fürchten, muß doch verdienen gelesen zu werden. — Dieses Vorurtheil ist nirgend so schädlich als in Religionssachen. Der gewissenhafteste Mensch betrachtet eine verfolgte Schrift, als etwas, das zu fürchten ist, und die Begierde,

das,

das, was man fürchtet, kennen zu lernen ist den Menschen sehr natürlich.

Man hat durch dieses Mittel erst letzt wieder eine deistische Schrift aus ihrer Dunkelheit gezogen. Blos der Titel würde mich abgeschreckt haben, tiefer hinein zu sehen, wenn das Werk nicht durch den Bann einigen Reitz bekommen hätte. Bedenken Sie, was für ein Titel! Die unwandelbare und ewige Religion der ältesten Naturforscher und so genanten Adepten, oder geometrischer Beweis, daß die Metaphysik die wahre theoretische und die Moral die wahre practische Gottesgelartheit sey, bestehend in einigen freyen Anmerkungen und Erinnerungen über das in dem I. II. und dem Vorbereitungstheilen zum III. Stücke der höhern Weltweisheit enthaltene System der allgemeinen Gesellschaft der Wissenschaften und deren Einrichtung und Plan, zu gründlicher Ueberführung aller seichtdenkenden und köhlergläubigen Deisten und

Naturalisten, aufgesezt von einem Liebhaber der Wahrheit an seinen Freund.

Der Verfasser scheint ein Freund oder gar ein Mitglied der allgemeinen Gesellschaft der Wissenschaften zu seyn, deren Stifter die unübersteiglichsten Höhen der Weltweisheit überstiegen, und die unabsehlichsten Tiefen der Natur durchschauet haben. Nichts ist von den Augen dieser wahren Adepten verborgen, und sie wissen, wie ich Ihnen schon zu einer andern Zeit gemeldet, durch ihre Theorie von der Archäenwandrung, oder von der vernünftigen Metempsycosis nicht nur die gesamten Theile der Weltweisheit, als die Lehre von Gott, von der Welt und von der Seele, die Moral, das Naturrecht, und Staatskunst auf einen weit sicheren Fuß zu setzen, sondern die Naturlehre, Chymie und Medicin, alle Oeconomie-Commerz-Cammeral- und Militärwissenschaften und endlich alle Künste und Handwerker zu verbessern. — Unser Verfasser tadelt die Gesellschaft, daß sie mit ihrer Verbesserung zur Naturlehre schreitet, ohne vorher in der

Reli-

Religion aufgeräumt zu haben. Wie er spricht, so sollte man glauben, es käme blos auf die Gesellschaft an, was sie für eine Religion fest setzen wollte. Es ist lustig, ihn die Gesellschaft ernstlich und mit vielem Eifer bitten zu sehen, sie möchte doch alle übernatürliche Offenbarung wegwerfen, und auf ihre Archäenwanderung oder vernünftigen Metempsycosis, ein Religionssystem aufführen, daß, wie er sich ausdrückt, weder Pfaffenlist, noch Heucheley bedarf, um sich aufrecht zu erhalten. Allenfalls erbietet er sich, mit Erlaubnis der Gesellschaft, diesen unvergleichlichen Vorschlag selbst auszuführen und aus der Monadologie der allgemeinen Gesellschaft, ein vernünftiges Religionssystem, eine Kinderlehre oder Catechismus, heilige Reden, Gebete, Gesänge und alles, was zu einer Religion erfordert wird, herauszuziehen und mit einer so einleuchtenden Ueberzeugung vorzutragen, daß alle Welt darüber erstaunen, und die Priesterzunft sich in ihrem Herzen schämen soll. — Ich möchte seine monadologische Lieder wohl in Musik gesetzt sehen!

Sie

Sie sehen, daß dieser Mann mehr Grillenfänger, als furchtbarer Religionsfeind, ist. Er greift zwar die Offenbarung mit unmäßiger Bitterkeit an, und beschimpft den geistlichen Stand auf eine etwas ungezogene Weise; allein es müßte um die Warheit der Offenbarung schlecht bestellt seyn, wenn man seinen Einwurf nicht anders als durch die gänzliche Unterdrückung begegenen könte. Weder seine Grundsätze noch sein Vortrag sind von der Art, daß sie den gemeinen Mann durch ihre Annehmlichkeit sollten verführen können. Seine Sittenlehre, man muß ihm Gerechtigkeit wiederfahren lassen, ist eine der strengsten, und im philosophischen Verstande, auch der heiligsten; also daß sich der lüderliche Theil des menschlichen Geschlechts gewiß nicht auf seine Seite schlagen wird. Der einzige Methaphysikus: der sich mit ihm in die dornigten Subtilitäten der Monadologie einlassen kann, wird auch ganz gewiß im Stande seyn, die Wichtigkeit seiner Einwürfe einzusehen. Was hat man also zu fürchten? — Ich dächte, man hätte die Schrift immer kön-

können unbemerkt zur ewigen Vergessenheit schleichen lassen. Doch man bleibt schon bey dem alten Schlendrian!

Ihnen eine Probe von der Schreibart dieses Verf. zu geben, will ich eine der hitzigsten Stellen anführen, und Sie können daraus leichtlich auf die frostigern schliessen. Er apostrophieret die Geistlichkeit; „Was „meinet ihr, wenn eben dieser Weg, welchen „die Lehrer der natürlichen Gottesgelahrtheit „zur Seeligkeit zeigen, eben diejenige sey, „welche die Natur in allen ihren auch den „geringsten Wirkungen folget, und daß durch „diesen Weg, der zur Seligkeit führet, auch „zugleich alle Geheimnisse der Natur, „zum wahren Nutzen des menschlichen „Geschlechts, entdecket werden? Sollte man „es nicht durch den weltlichen Arm dahin „zu bringen suchen, daß die Menschen in der „Erkenntniß der Natur, eben so wohl, als in „der Religion, durch Feuer und Schwerdt „dahin gebracht werden können, die Vernunft und die Erfahrung, unter dem Gehorsam der Erdichtungskraft und der Fabel „gefan-

„gefangen zu nehmen? Was sollte daran
„hindern, daß man nicht eben so wohl ein
„Pabstthum in der Natur, als in der Reli-
„gion und Moral errichten solte, wenn nur
„die Vernunft rechtschaffen verbannet, und
„Aberglaube genug in der Welt ist? Säu-
„met nicht, dieses zuthun, sonst werden
„alle eure Systeme bald anfangen, den
„Greuel der Verwüstung zu empfinden, wo
„ihr zulasset, daß die Welt in der Erkent-
„nis der Natur der Dinge weiter schreitet.
„Vor allen Dingen unterdrücket die verfluchte
„Erkenntniß von den einfachen Substanzen. —
„Ihr habt euch bisher wohl dabey befunden,
„daß diese Erkenntniß nicht gar weit gestiegen.
„Haltet sie hübsch noch unter der Scheere!
„Denn sie ist im höchsten Grade schädlich
„vor alle erdichtete Offenbarungen! Es ist
„nicht gut, daß die Menschen zu genau mit
„ihrer Seele und Gott bekannt werden. —
Die unschuldigen Monaden haben sich wohl
niemals träumen lassen, daß man sie auf
eine so lächerliche Weise misbrauchen wird.

Was

Was er hier durch die Entdeckung der Geheimnisse der Natur verstehet, erkläret er an einer andern Stelle deutlicher. „Die Verhältnisse der „Grösse oder des Grades der Aehnlichkeit der „edlen einfachen Substanzen, oder der Seele mit „Gott, wird zu einer gesunden und einer practi„schen Moral, Rechtsgelehrsamkeit, Staats„lehre, weit gewissere und solidere Gründe „legen, als bisher, so lange man die Einsicht in „die wahre Vollkommenheit der vernünftigen „Geschöpfe gehabt, möglich gewesen; so wie „die Verhältniß der Grösse oder des Grades „der unedlern einfachen Substanzen oder Ele„mente der Körper einen weit sichern Grund „zur Erkenntniß der Körper und deren Verei„nigung mit Seelen und Geister, folglich auch „zur Naturlehre, Chymie, Medicin, wie auch „zu alle Oeconomie- Commerz- Cammeral- „und Militärwissenschaften, und nicht weni„ger zu allen Künsten und Handwerkern ab„geben wird, als noch zur Zeit geschehen „können.“

Ich

Ich habe Ihnen einst schon gemeldet, daß diese Verbesserer aller Wissenschaften und Künste, den schönen Wissenschaften einen ewigen Haß geschworen. Gegenwärtiger Verfasser muß hierin mit den Stiftern der Gesellschaft nicht völlig eines Sinnes seyn, denn er schreibet erträglicher, und verspricht doch auch heilige Lieder zu verfertigen.

Z.

XIX. Den 27. November. 1760.

Hundert und zwey und dreyßigster Brief.

Ihnen ist der Streit nicht unbekannt, der seit mehr als anderthalb hundert Jahren über den wahren Erfinder und Erfindungsort der Buchdruckerey geführet worden, und dennoch in den Augen der Unpartheiischen bisher noch in vielen Stücken unentschieden geblieben ist. In Deutschland war die Buchdruckerey erfunden, dis schien ausgemacht: aber mehr als eine Stadt wollte die Ehre der Erfindung ihren ehemaligen Bewohnern zueignen. Straßburg, Mainz, Harlem führten ihre Gründe für sich an, und bald ward Coster, bald Faust, bald Guttenberg, bald Schäffer, als die Erfinder dieser nützlichen Kunst angegeben. Man ward hitzig und eben diese Hitze

machte den Streit noch verwirrter. Man setzte die Streitfrage nicht recht auseinander; die Eitelkeit die sich gemeiniglich in die gelehrte Streitigkeiten zu mischen pflegt, machte, daß wenn man etwas halb bewiesen hatte, man schon glaubte alles bewiesen zu haben, und Triumpf rief. Selbst der berühmte Prof. Köhler, glaubte die Streitfrage für Mainz entschieden zu haben, da er bewieß, daß Guttenberg, ein Mainzischer Bürger, die Buchdruckerey erfunden hätte, und hielt sich berechtiget der Stadt Straßburg allen Theil an der Ehre dieser Erfindung abzusprechen. Inzwischen war es doch eigentlich einem Straßburgischen Gelehrten, nehmlich dem berühmten Königl. Französischen Rathe und Geschichtschreiber, Herrn Schöpflin aufbehalten, diesen Streit mit einer solchen offenbaren Gewißheit zu entscheiden, als vielleicht noch wenig Streitigkeiten von dieser Art sind entschieden worden. Er hatte das Glück in dem Straßburgischen Archive bisher unbekannte Urkunden zu finden, welche dieser Sache ein grosses Licht

anzündeten. Dis war ein Glück: Aber das vornehmste Verdienst dieses treflichen Schriftstellers ist die Einsicht, womit er die Streitfrage selbst auseinander gesetzet, und dadurch gezeiget hat, wie alle die verschiedene Meinungen die man bisher von dem Ursprunge der Buchdruckerey gehabt, auf gewisse weise richtig sind, und man dahero zum Theil nur bisher gestritten, ohne selbst recht zu wissen worüber.

Wodurch ist denn dem Herrn Schöpflin dieses Wunder gelungen? Muß man sich nicht vor alle die Gelehrten schämen, die in diesem Streit verwickelt gewesen, wenn die Antwort heißt: bloß dadurch, daß nach einem Streit von beynahe zweyhundert Jahren dieser Schriftsteller zum erstenmahl sich bemühet, die Sache über die man stritt, richtig zu erklären. Man hatte sich hierüber niemals verstanden, und dahero hatte der Harlemer z. E. mit dem Worte Buchdruckerey einen ganz andern Begriff verbunden, als der Mainzer. Nichts war

daher heftiger als ihr Streit, und nichts ist leichter, als ihre Meynungen mit einander zu verbinden

Ausser dieser Vorsicht, die man billig bey einer jeden Streitigkeit anwenden sollte, ist es freylich auch nöthig, daß man die Wahrheit historischer Umstände gehörig beweise, und sie von Fabeln die aus unrechten oder auch falsch verstandenen Berichten der Schriftsteller herrühren zu unterscheiden wisse. Auch dieses hat der Herr S. auf alle Weise geleistet.

Sein Buch * hat mich so sehr vergnüget; es ist mit so manchen bisher unbekannten Nachrichten angefüllet, daß ich in die Versuchung gerathe, Ihnen einen kleinen Auszug davon zu geben. Vielleicht würden Sie nicht Gelegenheit gehabt haben, es durchzulesen, und es wird vielleicht wegen der Sprache, in der es geschrieben ist, auch manchem

* Vindiciæ Typographicæ. Argentorati apud J. G. Bauer. 1760. 22 Bogen in gr. 4to. nebst 6 Kupfertafeln.

manchem in Deutschland unbekannt bleiben. Gleichwohl enthält es doch die richtigste Geschichte der Entstehung der Buchdruckerkunst, die man bisher gesehen hat.

Herr S. giebt gleich im Anfange folgende Namenerklärung von der Buchdruckerey: „Bewegliche, geschnittene, oder gegossene „Buchstaben zusammen setzen, mit Farbe be„streichen, und auf Papier abdrucken, wird „Buchdruckerey genennet.„ Daher ist die Zusammenfügung einzelner Buchstaben der Grund der Buchdruckerkunst, welcher den Alten unbekannt war. * Diese schnitten zwar

 feste

* Herr S. führet in einer Anmerkung eine Stelle an, die ich wegen ihrer Sonderbarkeit doch Ihnen auch hier am Rande mittheilen muß: sollte man nicht fast denken Cicero hätte die Buchdruckerkunst vor Augen gehabt, wenn er wider den Epikur, den Behaupter der Atomen schreibt: Cur non idem putet, si innumerabiles unius & viginti formæ litterarum uel aureæ uel qualis liber, aliquo coniiciantur,

feste Buchstaben auf hölzerne oder metallene Tafeln, weil sie aber von einzelnen Buchstaben nichts wußten, so wußten sie auch von der Buchdruckerkunst nichts. Wer also die Zusammenfügung einzelner Buchstaben erfunden hat, der ist eigentlich der wahre Erfinder der Buchdruckerey zu nennen. Denn in der Beweglichkeit der Buchstaben bestehet eigentlich der Nutzen der Buchdruckerkunst.

Bey dem Streite über die Erfindung der Buchdruckerkunst hat man niemals gehörig auf den Unterschied unter den Vorspielen, dem Anfange und der mehreren Vollkommenheit dieser Kunst gesehen. Hiezu kam der unbestimmte Sinn des Worts Buchdruckerey, welches ein jeder entweder aus Unbedachtsamkeit, oder um seine Meynung zu vertheidigen, in einem andern Verstande nahm. Einer rechnete die Bücher die auf ganze Tafeln geschnitten waren zur Buchdru-

tur, posse ex his in terram excussis, Annales Ennii, ut deinceps legi possint, effici. *De Nat. Deor.* Lib. II. c. 37.

druckerkunst; der andere wollte nichts dazu rechnen, als was mit gegossenen Buchstaben gesetzet war, und nahm daher die Matrizen für den wesentlichsten Theil der Buchdruckerey an. Jenes thaten die Harlemischen dieses die Mainzischen Schriftsteller. Beyde Meynungen traten Guttenbergs Ruhme zu nahe! welcher weder die geschnittenen Tafeln, noch die gegossene Buchstaben erfunden hat. Also ist es nöthig den wahren Erfinder aus dem Staube hervorzuziehen.

Damit man dabey nicht um leere Worte streite, muß man bey Entstehung der Buchdruckerey gleichsam drey Künste unterscheiden, welche so zu sagen, stufenweise entstanden sind.

Die erste ist die Art des Holzschneidens, wodurch auf ganze Tafeln feste Buchstaben ausgeschnitten werden, daß die zusammengefügten Blätter ein Buch vorstellen. Die Holländer behaupten, daß Lorenz Coster diese Kunst zu Harlem erfunden habe.

Die Zweyte, hat die feste Buchstaben in bewegliche verwandelt. Und hieraus ist die Kunst bewegliche Buchstaben zusammen zu setzen, entstanden, der eigentlich der Name Buchdruckerey zukommt. Daß diese Guttenberg zu Strasburg erfunden, hat der Herr V. weiter unten aus den deutlichsten Zeugnissen erwiesen.

Die dritte endlich hat anstatt geschnittene Buchstaben, gegossene gewählet. Die hat Peter Schöffer zu Mainz erfunden.

Die erste ist gleichsam ein Vorspiel der zweyten, welche die eigentliche Buchdruckerey zu nennen ist. Die dritte hat nur die zweyte vollkommen gemacht. Diejenigen irren also beyderseits, die entweder die Costerische Erfindung vor eine wahre Buchdruckerey halten oder gleich von der Costerischen auf Schöffern springen und Guttenbergen auslassen. Es ist ausgemacht, daß derjenige der zuerst bewegliche Buchstaben

er-

erfunden hat, sie mögen von welcher Art sie wollen, gewesen seyn, der wahre Erfinder der Buchdruckerey zu nennen ist.

Nun schreitet Herr S. zu dem Beweise, daß Guttenberg zu Strasburg diese Kunst erfunden, und verschiedene Jahre lang mit seinen Gehülfen daselbst ausgeübet habe, ehe er sie nach Mainz gebracht, ehe Coster seine Tafeln, und Schöffer die Matrizen erfunden.

Schon seit geraumer Zeit hatten Herrn S. die Gründe verdächtig geschienen, worauf die Schriftsteller, welche Strasburg die Ehre der Erfindung der Buchdruckerey zueignen wollen, ihre Meinung baueten. Mentel ward immer Guttenbergen entgegengesetzet. Und da schien es ausgemacht zu seyn, daß jener zwar der erste Buchdrucker zu Strasburg, aber nicht der Erfinder dieser Kunst gewesen. Er nahm daher im Jahre 1740 bey Gelegenheit des Jubelfestes der

Buchdruckerkunst Gelegenheit der Erfindung derselben weiter nachzudenken. Ihm war schon aus zweyen Dokumenten die J. G. Scherz bereits im Jahre 1717 entdecket hatte, bekannt, daß Guttenberg im Jahre 1441 ein Strasburgischer Bürger gewesen war, also fieng er an zu muthmassen, daß Guttenberg, ob er gleich aus Mainz gebürtig gewesen, die Buchdruckerey dennoch wohl zu Strasburg erfunden haben möchte. Er hing dieser glücklichen Muthmassung weiter nach, und fünf Jahr hernach brachte ihn ein ungefährer Zufall zur völligen Gewisheit in dieser Sache.

Der sogenannte Pfenningthurn, auf welchem die alten Stadt-Archive verwahret wurden, drohte wegen Baufälligkeit die Einstürzung, und da deswegen die Baumeister die Beschaffenheit der Mauren in allen Kammern untersuchen musten, so wurden auch andere Neugierige hineingelassen, Herr

S. gerieth endlich in eine Kammer, worinn er eine Menge alter Stadt Protocolle, welche mit den Jahren bezeichnet waren, antraf. Er sahe sie durch, und als er auf den Band von 1439 kam, hatte er solchen kaum aufgeschlagen, als ihm Guttenbergs Namen in die Augen fiel. Da er weiter kam fand er eine Menge Zeugenaussagen, in einem Processe der Guttenbergen war erreget worden, weil nach dem Tode seines Gehülfen desselben an Guttenbergs, Geheimnisse Theil haben wollte, welches Geheimniß nichts anders als die Buchdruckerey ist.

Der Herr B. macht es sehr wahrscheinlich, daß Guttenberg im Jahr 1430, gleich nach dem Tode seines Vaters, von Mainz nach Strasburg gezogen sey. Im Jahre 1434 forderte er schon von der Stadt Mainz die ihm seit vielen Jahren nicht bezahlte Zinsen, und ließ deswegen zu Strasburg

ihren

ihren Stadtschreiber in Verhaft nehmen, den er doch auf Vorbitte des Strasburgischen Raths wieder frey ließ. In dem Zollbuche von dem sogenannten Hellbelingszoll oder Weinumgeld wird er von 1436 bis 1444 als ein Constofeler oder edler Bürger angeführet. Im Jahr 1437 hatte er vor dem geistlichen Gerichte einen Proceß mit Fräulein Ennelin zu der Iserin Thüre, welcher er die Ehe versprochen, und welche er hernach auch vermuthlich geheyrathet hat.

Um die Zeit da er diesen Proceß hatte, muß er schon nebst seinen Straßburgischen Gehülfen insgeheim die Buchdruckerkunst getrieben haben, denn weil er weder reich genug war, noch auch für seine Person allein dem Werke vorstehen konnte, hatte er sich Gehülfen zugeleget, die ihm sowohl mit Geld, als auch in der Arbeit beystanden.

Die

Die Namen dieser Männer sind wohl werth, daß sie der Nachwelt aufbehalten werden. Andreas Drizehn, war der erste der, weil er wußte daß Guttenberg viel Künste verstand, ihm bat, daß er ihm doch auch etwas davon lehren möchte. Guttenberg lehrte ihn also, die Kunst Steine zu poliren. Als sich hernach Guttenberg mit Hans Riffen Vogt (oder Richter) zu Lindau wegen einer andern Kunst in Gesellschafft gab, und Drizehn dieses erfuhr, bat er sich aus auch in diese Gesellschaft aufgenommen zu werden. Eben dieses bat auch Anton Heilmann für sich seinen Bruder Andreas. Guttenberg ließ sich bereden und nahm sie gegen Zahlung von 160 Gulden in die Gesellschaft. Da aber die beyden Gesellschafter merkten, daß Guttenberg noch mehr geheime Künste wüste, so baten sie ihn, ihnen nichts davon zu verheelen. Der alte Contract ward also aufgehoben, und ein neuer gemacht, vermöge dessen die Gesellschafter an Guttenbergen ausser den obigen 160 Gulden noch 250 Gulden zahlen sollten, und zwar 100 Gulden baar und die übrigen 150 Gulden zu gewissen Zeiten. Hievon

waren

waren noch 85 Gulden zu zahlen, als Andreas Drizehn starb. Sein Bruder George wollte auch in die Gesellschaft aufgenommen werden, und da ihm dieses versagt wurde, verklagt er Guttenbergen. Nachdem viel Zeugen abgehöret worden, gewann Guttenberg den Proceß, und diese Zeugenaussagen sind es eigentlich, die in der Geschichte der Buchdruckerey höchstwichtig sind; Sie sollen sie in meinem künftigen Briefe haben.

Rc.

Bey dem Verleger ist zu haben.

Vitruvius, der Dänische, enthaltend die prächtigsten Gebäude in Dännemark, sehr sauber in Kupfer gestochen, 2 Theile. Fol. 40 Rthlr.

Bahrdt, D. J. F. Worte des Trostes in Tagen der Angst und des Schreckens. 4. Leipz. 760. 4 Gr.

Baumgarten, *A. G.* initia philosophiæ practicæ primæ. 8. *Halæ* 760. 4 Gr.

Betrachtungen, erbauliche, im Beichtstuhle oder Absolutions Formuln, 2 Theile. 8. Leipz. 760. 20 Gr.

Burckii, *P. D.* Gnomon Psalmorum Tomi II. 4. maj. *Stutgardiæ* 760. 4 Rthlr.

Burgs, J. F. Brandpredigt zu Breßlau über Matth. 20. v. 1 - 24 gehalten. 4. Breßlau. 2 Gr.

- - Ordinations-Rede. 4. Breßlau. 1 Gr.

Eißfeld, M. A. C. das in seiner Kriegesnoth schreyende Sachsenland: Jesu, lieber Meister erbarme dich unser! 4. Leipz. 760. 1 Gr. 6 Pf.

Fresenii, J. P. Pastoral-Sammlungen. 24ster Theil. 8. Frft. 760. 10 Gr.

- - Sieg der Wahrheit über den Unglauben, den die Barmherzigkeit Gottes offenbahr werden lassen. 8. ebendas. 760. 5 Gr.

Gerstlacher, L. F. Sammlung aller Herzoglich Würtembergischen Gesetze und anderer Normalien, 2tes Buch. 8. Stutgart 760. 2 Rthlr. 8. Gr.

Her-

Herzensgespräch, letztes, eines jüngst im HErrn see-
lig entschlafenen christlichen Cavaliers. 8. Leipzig
760. 2 Gr.

Hoffmanni, G. D. dissertatio de unico juris feudalis
Longobardici libro. 4. *Tübing* 760. 3 Gr.

Liebhaberin der Tugend und Weisheit oder Geschich-
te der Prinzeßin Arville, 3 Theile. 8. Augsp. 760
1 Rthlr. 8 Gr.

Merian, H. R. christliche Jubelpredigt wegen der vor
drey hundert Jahren zu Basel gestifteten hohen
Schule. 4. Basel 760. 5 Gr.

Graun, C. H. der Tod Jesu eine Cantate. Fol. Leipz.
760. 3 Rthlr. 12 Gr.

Possen in Taschenformate. 12 Leipz. 760 2 Gr.

Vorschläge, Patriotische, die Früchte des künftigen
Friedens noch allgemeiner als die schädlichen Wir-
kungen des bisherigen allgemeinen Krieges zu ma-
chen. 8. Leipz. 760. 2 Gr.

Verzeichniß der Berichte, Briefe, Capitulationen,
Conventionen, Declarationen, Deductionen, Edic-
te, Manifeste rc. rc. welche bey jetzigen Kriege 1756
und 57 herausgekommen. 8. Frft. 760. 4 Gr.

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

XX. Den 4. December. 1760.

Hundert und drey und dreyßigster Brief.

Hier haben Sie einen Auszug derjenigen Zeugenaussagen in Guttenbergs Processe, welche in der Geschichte der Buchdruckerey ein Licht geben:

Anna des Holzmanns Johann Schultheissens Frau sagte aus, daß nach Andreas Drizehns Tode in dessen Hause die Buchdruckerey war, Guttenberg seinen Diener Beildeck zum Nicolaus Drizehn geschickt habe, um ihm zu sagen, daß er die vier Stücken aus der Presse heraus heben, und von einander nehmen möchte, damit niemand sehen könnte was es wäre. Sie setzte noch hinzu, sie habe gesehen, daß Drizehn Tag und Nacht bey diesem Wercke beschäftiget

gewesen, worauf er viel Geld verwendet, und auch sogar etwas von seinem Vermögen verpfändet gehabt, um das Werk zu Stande zu bringen. Eben dieses sagt auch der Anna Mann aus, und setzet hinzu, Drizehn habe versichert, daß er schon dreyhundert Gulden auf dieses Werk gewendet habe.

Conrad Saspach, ein Drechsler in der Krämergasse wohnhaft, hatte vor Guttenberg und dessen Gehülfen die erste Druckerpresse gemacht, daher sagte er aus, daß nach Andreas Drizehn, Andreas Heilmann zu ihm gekommen und ihn gebeten habe, daß er damit Bescheid wüste, er nach dem Hause gehen sollte, wo die Presse war, und sowohl die Columnen herausnehmen, als auch die Buchstaben auseinander werfen sollte, damit niemand das Geheimniß erriethe. Als Saspach dahin ging, fand er die Columnen nicht, weil sie Nicolaus Drizehn, auf Guttensberg Befehl schon aus der Presse gehoben hatte. Dis geschahe am Sanct Stephans Tage und also gegen das Ende des 1438sten Jahres.

Beildeck, Guttenbergs Diener, sagte aus, daß er auf Befehl seines Herrn dem N. Drizehn befohlen habe, er sollte niemand die Presse zeigen, vielmehr sogleich die Schrauben, womit die Columnen zusammengehalten werden, aufthun, damit die vier Stücke aus einander fielen, und alles verborgen bliebe. Anton Heilmann sagte von den Druckerformen aus, daß Guttenberg vor Weihnachten, an Andreas Drizehn und Andreas Heilmann seinen Diener gesendet habe, daß man ihm alle Formen senden möchte, nach des erstern Tode aber habe er sehr besorget, daß man die Presse sehen möchte, und dahero gleich befehlen lassen, daß man alles zerlegen sollte, damit das Geheimniß nicht verrathen würde.

Endlich sagte Hans Dünne ein Goldschmidt, daß er seit ohngefehr drey Jahren Guttenbergen an hundert Gulden abverdienet habe, bloß an Sachen die zu dem Drucken gehören.

In diesen Aussagen wird der Buchdruckerey und der vornehmsten dazu gehörigen

Werkzeuge so deutlich gedacht, daß wer diese Kunst nur einigermassen kennet, sehr leichte merken wird, wovon die Rede sey. Es wird namentlich nicht allein der Presse und der Columnen gedacht die schon unter die Presse gelegt waren, sondern auch der beweglichen Lettern, welche das vornehmste Geheimniß der Kunst ausmachten: deswegen Guttenberg auch so besorgt war, daß dieses Geheimniß kund werden möchte, und dahero gleich nach Drizehns Tode befahl, die Schrauben wodurch die Columnen zusammen gehalten wurden, zu öfnen, damit man die Typen auseinander legen konnte. Hätten die vier Stücke nur aus Tafeln bestanden, worauf feste Buchstaben ausgeitzet gewesen wären, so wäre Guttenbergs Geheimnis eine sehr bekannte Sache gewesen, und diese Lettern hätten auch nicht können auseinander genommen werden, welches doch Guttenberg hauptsächlich verlangte.

Diese Aussagen beweisen im übrigen folgendes:

1) **Guttenberg** hat zu Strasburg nicht selbst für seine Person, die Druckerey getrieben, sondern er hat nur die Kunst erfunden und alles zu deren Ausübung angeordnet.

2) **Andreas Drizehn**, ein Bürger in Strasburg, hat sich besonders mit der Ausübung dieser Kunst abgegeben, und sogar einen Theil seines Vermögens darauf gewendet, daher ist er Guttenbergs vornehmster Gehülfe und der erste Beförderer dieser Kunst zu nennen.

3) Die erste Buchdruckerey war auch in Drizehns Hause.

4) **Conrad Saspach** hat die erste Buchdruckerpresse gemacht.

5) Man sollte fast vermuthen, daß **Guttenberg** seine Lettern nicht nur aus Holz, sondern auch aus Bley hätte schneiden lassen. Denn man findet, daß unter den Sachen so zum Behuf dieser Kunst eingekaufet worden, auch Bley befindlich gewesen.

6) **Beildeck** sagte unter andern Guttenberg habe ihm befohlen zu sorgen, daß die vier Stücke aus der Presse genommen würden.

den. Hieraus solte man fast schlüssen, daß das Buch, so damals unter der Presse war in Quarto gewesen.

7) Die Erfindung der Buchdruckerey fällt ohngefehr ins Jahr 1436, dann der Goldschmidt Hanns Dünne, bekennet im Jahr 1439, daß er schon seit drey Jahren Guttenbergen Sachen die zum Drucken gehören geliefert habe. Wenigstens sind zu der Zeit als Andreas Drizehn starb, nämlich im Jahr 1438 schon in Guttenbergs Buchdruckerey zu Strasburg Bücher mit beweglichen Buchstaben gedruckt worden. Nach Andreas Drizehns Tode haben Heilmann Riff und Guttenberg die Gesellschaft fortgesetzt.

In den Strasburgischen Zollbüchern findet man schon im Jahre 1442 Heinrich Eggestein und Johann Manteln. Obgleich diese erst nach zwanzig Jahren in Strasburg berühmt geworden, so ist doch wohl nicht zu zweifeln, daß sie aus Guttenbergs Schule gekommen, wann man bedenket, daß aus verschiedenen Anzeigen erhellet, daß Guttenberg bis um das Jahr 1445 sich in Strasburg

burg aufgehalten habe. Im Jahr 1441 und 1442 hat Guttenberg gewisse Einkünfte die er in Mainz von seinem Oheim Coheymer geerbet hat, dem Capitel zu St. Thomas verkauft. Im Jahr 1444 hat er noch den Weinzoll bezahlet. Aber in den folgenden Jahren findet man Guttenbergen in den Zollregistern nicht mehr, sondern nur bloß seine Frau, es ist daher wahrscheinlich, daß er ohngefehr im Jahr 1445 von Strasburg weggezogen sey, ohne daß man bis jetzo die Ursache davon weis. Funfzehn Jahr also hatte Guttenberg in Strasburg gewohnet. Dieser ganze wichtige Zeitpunkt seines Lebens ist allen unbekannt gewesen, die von der Erfindung der Buchdruckerey geschrieben haben, woraus den freylich eine ungemeine Menge Irrthümer hat entstehen müssen.

Man findet nirgends, wohin sich Guttenberg, nachdem er von Strasburg weggegangen war, begeben habe. Aber im Jahr 1450 findet man ihm zu Mainz, wo er die Buckdruckerey, die er zu Strasburg erfunden

 hatte,

hatte, fortsetzen wollte. Man siehet dieses aus dem bekannten Helmaspergrischen Instrumente, welches Köhler (S. 54) und andere anführen. Aus diesem Contracte erhellet, daß Faust Guttenbergen Geld vorgeschossen hatte, um damit die Buchdruckerey zu treiben. Die Druckerey war also Guttenbergen eigen; obgleich wegen des vorgeschossenen Geldes Fausten zur Hypotheck dienet.

Fünf Jahr ohngefehr dauerte dieser Contract. Unter dieser Zeit traten aus Guttenbergs Officin verschiedene Bücher ohne Jahrzahl und Anzeige des Orts ans Licht. Hadrian Junius meinet das erste Buch das im Jahr 1442 mit beweglichen Buchstaben sey gedruckt worden, wäre Alexandri Galli Doctrinale. Trithem hingegen schreibt aus Schäffers Berichte, es sey zu Majnz zuerst das *Catholicon* mit festen Buchstaben gedruckt worden, worauf denn die Bibel, so mit beweglichen Buchstaben gesetzt worden, gefolgt wären. Aber dis ist offenbar falsch; wie aus den neuen Nachrichten die Herr

Schöpflin

Schöpflin beygebracht, erhellet. Dann da Guttenberg im Jahr 1436 bewegliche Buchstaben gehabt hatte, warum hätte er doch wohl nach vierzehn Jahren wieder feste brauchen sollen.

Man thut also am besten, wenn man der Cöllnischen Cronick glaubet, daß das erste Buch, welches Guttenberg zu Mainz mit beweglichen Buchstaben gedruckt habe, die Bibel gewesen. Herr S. hat diese Bibel in der Bibliotheck des Herrn Baron von Coußier gesehen. Köhler, Naude und Marchand haben sie ganz unrecht mit der, die Faust 1462 mit gegossenen Littern gedruckt hat, verwechselt. Da in jener Ausgabe die Buchstaben immer ungleich bald groß bald klein sind, so ist deutlich zu sehen, daß sie geschnitten und nicht gegossen sind.

Diese Gesellschaft hatte kaum fünf Jahre gedauert als Faust Guttenbergen wegen nicht bezahlter Zinsen verklagte. Guttenberg verlohr den Proceß, und bey dieser Gelegenheit kam die Druckerey in Faustens Hände. Bey dem oben gedachten Helmaspergerischen

Instrumente, das über diese Sache aufgerichtet wurde, war auch Peter Schäffer, der sich hier in der Unterschrift bloß Peter Gernsheim Clerick nennet. Dieser vereinigte sich nunmehr mit Fausten.

Schäffer war ein Bücherschreiber, welche Art Leute gemeiniglich Clerici genannt wurden. Er hatte schon vorher, wie es scheint Guttenbergen und Fausten beygestanden. Wenigstens ist so viel gewiß, daß er die an Fausten gekommene Officin in seiner Aufsicht gehabt. Weil er schön schreiben konnte, so schrieb er den Arbeitern die Buchstaben vor, die sie schneiden solten. Man hat also vornähmlich Schäffers Fleisse das schöne Faustische Psalterbuch zu danken, welches zu Mainz 1457. zum Gebrauch des Chors in Groß Folio mit treflich geschnittenen Uncialbuchstaben gedruckt worden. Dis ist das vortreflichste Denkmahl der Guttenbergischen Buchdruckerey, mit geschnittenen Buchstaben, welche von Schäffern zur höchsten Vollkommenheit gebracht worden. Der ehrgeitzige Faust wollte ein solches Werk

nicht

nicht ohne seinen Namen ausgehen lassen, dahero ist dieses das erste Buch, wobey eine Anzeige des Druckers, des Orts und des Jahres, geschehen.

Weil wie gedacht Schäffer den Arbeitern die Buchstaben vorschrieb, so merkte er wie viel Unbequemlichkeiten mit den geschnittenen Buchstaben verbunden waren. Daher erdachte er die Matrizen, vermittelst welcher die metallenen Typen viel geschwinder und alle unter sich gleich, gegossen werden. Die Matrizen sind vielleicht schon um 1452 zu der Zeit als Guttenberg und Faust noch in Gesellschaft waren, erfunden worden, aber das erste Buch das 1459 mit gegossenen Buchstaben herauskam, war Durandi rationale diuinorum officiorum. Mit dieser neuen Art die Buchstaben zu giessen gehet in der Buchdruckerey eine neue Epoche an: die man bloß der Stadt Mainz und Schäffern zu danken hat, so wie von der vorigen, der Stadt Strasburg und Guttenbergen die Ehre gebühret.

Auf das ebengedachte Rationale kam im Jahr 1460 das Catholicon zu Mainz, aber ohne Anzeige des Druckers heraus, und im Jahr 1462 die lateinische Bibel, unter Fausts und Schäffers Namen. Um eben diese Zeit kam auch die Buchdruckerey aus Mainz in die übrige Welt. Die Buchdruckergesellen waren bisher zu Mainz wie in einem Gefängnisse gehalten worden, ja sie hatten einen Eyd schwören müssen, niemand etwas von der Kunst zu offenbaren. Als aber 1462 den 27 October die Stadt Mainz von dem Erzbischof Adolph erobert ward, wurden sie in andere Länder zerstreuet, und brachten auf diese Weise die Buchdruckerey auch in andere Theile von Europa.

Herr S. kehret nun wieder nach Strasburg zurück, Guttenbergs Gesellen führten nach seiner Abreise, die Buchdruckerey fort. Es scheinet Heilmann der von der Gesellschaft allein in Strasburg zurückgeblieben war, habe sich hernach mit Johann Mentel und Heinrich Eggestein vereiniget, sie druckten verschiedene Bücher, die Hr. S. anführet,

führet, mit geschnittenen Buchstaben. Im Jahr 1473 gab Mentel zuerst Vincentii Bellovacensis speculum historiale, so mit gegossenen Buchstaben gedruckt war, heraus.

Eggestein, Husner, und Wolf druckten inzwischen immer mit geschnittenen Buchstaben fort. Heinrich Knoblochzer der im Jahr 1478 den Processum Judiciarum Belial in groß Folio heraus gab, redet in der Unterschrift zwar von metallnen Buchstaben, aber sie sind geschnitten und nicht gegossen. Unter Grüningen, Preussen, und Schotten, kamen hernach die gegossene Buchstaben. Im Anfange brauchte man auch beyderley Arten untereinander, wie man in verschiedenen Büchern die zwischen den Jahren 1470 und 1480 gedruckt sind, bemerken kann.

Weil die Straßburger noch über zwanzig Jahre lang mit geschnittenen Buchstaben gedruckt haben, als sich die Mainzer schon der gegossenen bedienten; so kann man schliessen, daß die meisten Bücher ohne Anzeige des Jahres, Orts und Druckers, die mit geschnittenen, etwas ungestalten Buchstaben gedruckt

sind,

sind, aus den ersten Straßburgischen Officinen gekommen. Diese wichtige Bemerkung kann in der Geschichte der Buchdruckerey viel Licht geben.

Der Beschluß folgt künftig.

Bey

Bey dem Verleger ist zu haben.

Richteri, *I. T.* selecta juris principia. 4. *Lipsiæ Langenh.* 760. 14 Gr.

Semlers, D. J. S. Vorbereitung zur theologischen Hermenevtic 2tes St. 8. Halle Hemerde. 1760. 6 Gr.

v. Senckenberg, H. C. Abhandlung der wichtigen Lehre von der Kayserl. höchsten Gerichtsbarkeit in Deutschland, gr. 4. Franckf. Knoch. 1760. 1 Rthlr. 4 Gr.

Sorgens, G. A. Anweisung Claviere und Orgeln behörig zu temperiren und zu stimmen, mit Kupf. 4. Leipzig Autenrieth. 4 Gr.

Tabula succinctæ historico Chronologico Genealogicæ, 12mo. *Ingolstadii Schleig.* 1760. 5 Gr.

Titius *I. D.* memoria Philippi Melanchthonis finito post eius obitum seculo secundo, 4t. *Lipsiæ, Lanckischens.* 1760. 6 Gr.

Untersuchung der Frage: ob das Silbergeld zu erhöhen sey, 4. Regensburg. 1760. 6 Gr.

Walleri, *I. G.* Chemiæ Physicæ Pars Ima, c. fig. 8. *Stocholmiæ Salvius.* 1760. 1Rthlr. 16 Gr.

Walthers, F. A. Grundrisse erbaulicher Predigten über die Evangelia und Episteln. 8. Franckf. Knoch. 1760 8 Gr.

Wilisch, C. G. das Geheimniß von der Kraft und der Ausbreitung des Evangelii von Jesu Christo, 4. Leipzig Golner. 1760. 2 Gr.

Wilisch,

Wilisch, C. G. Predigt wegen des grossen Feuers in Dreßden 4. Leipzig Golner. 1760. 2 Gr.

Abregé de l'histoire de Dannemarck, à L'usage de Monseign. le Prince Royal prem. partie, 8. *Copenhague Philibert.* 760. 1 Rthlr. 20 Gr.

Daire, R. P. les Epithetes Françoises. 8. *Lyon Bruyset.* 759. 1 Rthlr. 20 Gr.

Epitre du Diable a Mr. de Voltaire, 8. *Amsterdam Lanckischens.* 760. 2 Gr.

Essai sur les grands Evenemens par les petites Causes, 8. *Amsterd. Harreveld.* 760. 1 Rthlr.

Les Lauriers ecclesiastiques ou Campagne de l'Abbé. T***. 8. *Erfort Knoch.* 760. 10 Gr.

La Roche le Secret de delire la Langue par le moyen de certains entretiens, courts, faciles & galants. 8. *Leips. Lanckischens.* 760. 4 Gr.

le Spectateur au le Socrate moderne VII Tom. gr. 12. *Amst. Arckstée,* 1754. 7 Rthlr.

XXI. Den 11. December. 1760.

Beschluß des hundert und drey und dreyßigsten Briefes.

Ich merke, daß mein Auszug und mein Brief etwas lang wird; ich bin aber bey den vier ersten Capiteln mit Fleiß etwas weitläuftig gewesen, weil die darin enthaltenen Erörterungen des Herrn S. die Geschichte der Erfindung der Buchdruckerey in ein ungemeines Licht setzen. Ich mußte sie in ihren Zusammenhange vortragen, damit Sie die neuen Entdeckungen des Herrn S. mit den schon bekannten Umständen gehörig verbinden, und die falschen Erzählungen, die Ihnen noch aus andern Schriften im Gedächtnisse liegen könnten, desto eher vergessen möchten. Nun will ich Ihnen nur noch das Hauptsächlichste aus Herrn S. Schrift vorlegen. Er untersuchet nun, warum bis-

her die Erfindung der Buchdruckerey so vielem Streite unterworfen gewesen. Er findet hauptsächlich zwey Ursachen davon, nämlich 1) die fabelhaften Erzählungen der Strasburger von Erfindung der Buchdruckerey. 2) Fausts zweydeutige und auf Schrauben gesetzte Aufschriften, auf den von ihn gedruckten Büchern. Diese beyde Ursachen werden im vierten und fünften Capitel ausgeführt.

Es ist kein Wunder, daß der wahre Ursprung der Buchdruckerey bisher so unbekannt geblieben, indem diese Kunst von den Erfindern selbst im Anfange äusserst geheim gehalten wurde. Hätte Guttenberg zu Strasburg mit seinen Gesellschaftern, und hernach zu Mäynz mit Fausten keine Processe gehabt, so wüßten wir vielleicht noch nichts gewisses davon. Aus dieser Geheimhaltung erwuchsen viele ungewisse Gerüchte, die den wahren Ursprung immer ungewisser machten. Es war in Straßburg eine allgemeine Sage, daß die Buchdruckerey daselbst erfunden worden wäre, weil man aber keine gewisse

Nach-

Nachrichten davon hatte, indem sich niemand einkommen ließ, so wie Herr Schöpflin die Stadtprotocolle nachzuschlagen, so behauptete von den Gelehrten, die die Ehre der Stadt Straßburg vertheidigen wollten, einer dies und der andre das.

Einer behauptete Guttenberg wäre ein gebohrner Straßburger gewesen, und machte aus ihm und Gensfleischen zwey Personen. Ein anderer und mit ihm die meisten Straßburgischen Schriftsteller wolten durchaus Menteln zum Erfinder der Buchdruckerey machen. Ein anderer wolte Guttenberg hätte Menteln seine Kunst abgestohlen und nach Mäynz gebracht. Ein anderer wollte Faust wäre auf seiner Rückreise von Paris nach Straßburg gekommen und habe Menteln diese Kunst gelehret, u. d. gl. Herr S. führet dies alles wohl aus, und setzet genau aus einander, worin ein ieder Schriftsteller gefehlet habe. Ich kann ihm aber darinn nicht weitläuftiger folgen; die ebengedachte falsche Sätze widerlegen sich ohnedem von selbst, nachdem Herr S. den wahren Ur-

sprung der Buchdruckerey so glücklich erörtert hat.

Faust und nach ihm sein Schwiegersohn Schöffer hatten, durch die auf Schrauben gesetzte Aufschriften der von ihnen gedruckten Bücher, ebenfals viel Gelegenheit zur Ungewisheit gegeben. Faust nennet sich zwar nirgend den Erfinder der Buchdruckerey, er durfte sich dieses auch nicht getrauen, da Guttenberg noch am Leben war. Weil er aber doch den wahren Erfinder verschwieg, so muste die natürliche Muthmassung auf ihm fallen, weil er zuerst auf gedruckten Büchern seinen Namen, als den Namen des Druckers, genennet hat. Herr S. zeiget sehr deutlich, daß diese Aufschrift mit Fleiß zu diesem Endzwecke unbestimmt und zweydeutig abgefasset worden.

Herr S. zeigt nun noch in seinem siebenden und achten Capitel, welche die Aufschriften führen; Typographia Argentinensis. Aera Moguntinensi antiquior und Typographiae Harlemensis origines, sehr deutlich, daß weder Maynz noch Harlem einen Anspruch

auf

auf die erste Erfindung der Buchdruckerey machen können, ob gleich in Maynz, wie Herr S. gerne gestehet, die Kunst durch Schöffern zu fernerer Vollkommenheit gebracht worden. Die Harlemischen Schriftsteller setzen die Erfindnng der Buchdruckerey ins 1440, und die Maynzischen Schriftsteller in 1450. Da nun, wie Herr S. offenbar gezeiget, Guttenberg schon längst vorher in Strasburg die Buchdruckerey mit beweglichen Buchstaben getrieben hat, so ist, wegen des wahren Erfinders und Erfindungsortes, nun kein Zweifel mehr übrig.

Die folgenden Capitel des Herrn S. handeln von Guttenbergs übrigen Schicksahl. Von Guttenbergs Nachfolgern zu Strasburg bis auf das sechszehnte Jahrhundert. Von den Elsaßischen Buchdruckern ausserhalb Strasburg. Von Elsaßischen Buchdruckern ausserhalb Elsaß. In dem ersten von diesen Capiteln kommt kein wichtiger Umstand vor, der Ihnen nicht schon aus Köhlers Ehrenrettung Guttenbergs bekannt

kannt wäre. Die übrigen Capitel interessiren bloß diejenigen die sich um die besondere Historie der Buchdruckerkunst bekümmern. Diese werden die gegenwärtige Schrift ohnedem nicht ungelesen lassen. Auch Ihnen muß ich etwas übrig lassen, wofern Sie etwa einmal selbst dieses Buch lesen solten. Ich sage also nichts mehr, als daß viel unnützer Zank vermieden werden könnte, wenn alle gelehrte Streitschriften mit so vieler Einsicht der Sache, so deutlich und zugleich so bescheiden geschrieben wären, als die gegenwärtige.

Re.

Hundert und vier und dreyßigster Brief.

Was Herr Schöpflin von der Buchdrucker-kunst bemerkt, das gilt überhaupt von allen menschlichen Erfindungen. Sie haben alle ihre Vorspiele, ihren Anfang und ihre Vollkommenheit. Selten ist eine Erfindung in der nämlichen Zeit, und noch seltner von dem nämlichen Erfinder bis auf die dritte Staffel gebracht worden. Daher entstehen die vielfältigen und so schwehr zu entscheidenden Streitigkeiten über die Ehre der Erfindungen. Zuerst müssen die historische Umstände in Richtigkeit gebracht werden, wem man die verschiedene Stufen einer Erfindung zu verdanken hat, und wenn sie von verschiedenen Personen herrühre, was jeder für einen Antheil an der Erfindung hat. Sodenn ist auseinander zu setzen, was Zufall, Fleiß und Genie zur Erfindung beygetragen. In den meisten Fällen sind die Vorspiele ein Werk des Zufalls, der Anfang ein Werk des Genies und die Vollkommenheit ein Werk des Fleisses; doch wer ist so kühn,

dieses allgemein zu behaupten? — Wenn indessen von der Ehre der Erfindung die Rede ist; so gebührt sie ohne Zweifel dem, der bey seinem Antheile an der Erfindung am meisten Genie gezeiget, und dieses war, in Ansehung der Buchdruckerey, nach dem was Schöpflin davon anführet, unstreitig Guttenberg.

Euler * hat den berühmten Streit, wegen der Erfindung der Differentialrechnung auf eine ähnliche Art entschieden, indem er, wie Schöpflin bey der Buchdruckerey gethan, deutlich auseinander gesetzt, was wir jeden Miterfinder dieser grossen Wissenschaft zu danken haben. Nach dem Urtheile dieses berühmten Mannes, hat derjenige den Grund zur Erfindung der Differentialrechnung gelegt, der zuerst darauf gefallen ist, die allerletzten Verhältnisse in Erwägnug zu ziehen, zu welchen sich die Ab- und Zurechnungen der veränderlichen Grössen, desto mehr nähern, je kleiner sie angenommen werden, und die sie endlich, indem sie verschwinden, völlig

lig

* Siehe die Vorrede zu seiner institution. calculi differentialis &c.

lig erreichen. „Die Spuren dieser Specu-
„lation, sagt Herr Euler, findet man schon
„bey den ältesten Schriftstellern, denen man
„also eine geringe Einsicht, einen vorspie-
„lenden Begrif von der höhern Analysis nicht
„absprechen kann. Nach und nach hat diese
„Wissenschaft zugenommen, bis sie endlich auf
„die Höhe gestiegen, auf welche wir sie izt er-
„blicken, obgleich immer noch in derselben mehr
„verborgen, als entdeckt seyn mag. — Die
„Anwendung dieser allerletzten Verhältnisse auf
„Rationalfunctionen ist lange Zeit vor New-
„ton und Leibniz bekannt gewesen. Den
„englischen Erfinder haben wir unstreitig die
„Anwendung dieser Verhältnisse auf Irratio-
„nalfunctionen zu verdanken, auf welchen
„glücklichen Schritt er durch seinen vortreflichen
„Lehrsatz von der allgemeinen Formel aller
„binomischen Potenzen ist geleitet worden. Leib-
„nizen sind wir verbunden, daß er der Rech-
„nungsart, die man vorher nur als einen be-
„sondern Kunstgrif angesehen, die Gestalt ei-
„ner Disciplin gegeben, die Regeln derselben
„in ein System gebracht, und deutlich ausein-

 ander

„ander gesetzt. Er bahnte den Weg zur ferneren „Ausbildung dieser Wissenschaft, und zeigte die „Grundsätze, aus welchen das annoch fehlende „herzuleiten sey. Endlich haben Leibnitz, und „die von ihm aufgemunterten Bernoullis die „Grenzen der Differentialrechnung auch bis auf „Transcendentalfunctionen, welcher Theil vorhin „noch unangebauet war, mit vereinigten Kräften „ausgedehnet, und auch die Grundsätze der In„tegralrechnung festgesetzt. Newton hat sich „gleichfalls nicht wenig um die Integralrechnung „verdient gemacht; von der ersten Erfindung die„ses Calculus aber läßt sich wenig bestimmen, „denn ein schwacher Begrif davon hat zugleich „mit der Differentialrechnung aufkommen müssen, „und zur Vollkommenheit ist er noch jetzo nicht „gediehen, indem der größte Theil desselben noch „zu entdecken übrig ist.„

Ich habe Ihnen diese schöne Stelle hieher gesetzt, damit sie das Vergnügen haben mögen, die Geschichte zweyer wichtiger Erfindungen mit einander zu vergleichen, deren jede in ihrer Sphäre zur Erweiterung der menschlichen

Einsicht unendlich viel beygetragen. Es ist überaus angenehm, den Baum des Erkenntnisses in seinem Wachsthum zu betrachten. Ein Dichter möchte ihn mit der Aloe vergleichen. Oefters scheinet er, noch langsamer als die Aloe, Jahrhunderte stille zu stehen, oder wohl gar durch schlechte Wartung an seinen äussersten abzusterben. Endlich bringt ein glückliches Jahrhundert einige Geister hervor, die den Stamm mit den befruchtenden Stralen ihres Genies bescheinen. Plötzlich schießt er empor, und verbreitet sich in tausend Aeste, die mit ihren Blumen die Augen ergötzen, und mit ihrem wohlriechenden Duft die ganze Gegend balsamiren.

D.

Hundert

Hundert und fünf und dreyßigster Brief.

Die Logick ist in ihrem weitesten Umfange, eine vollständige Arzeneykunst der menschlichen Seele. Doch muß man, wie Leibnitz bemerkt, unter dem Worte Arzeneykunst, die Gymnastick mit verstehen, indem die Logick unsere Seelenkräfte durch die Uebung zugleich vollkommener, und zu ihren angewiesenen Verrichtungen geschickter macht. Bis zu unsern Zeiten hat nur ein einziger Theil dieser Seelenarzeneykunst, den man im genauesten Verstande Vernunftkunst nennen könnte, die Vollkommenheit erreicht. Von der Dialectick, oder Logick der Wahrscheinlichkeit, haben wir nur einige Vorspiele, und zur Aesthetick hat uns der berühmte Baumgarten einen vortreflichen Anfang geliefert, der von der Hand seines Erfinders die Vollkommenheit erwartet.

Die Erfindungskunst, als ein besonderer Theil der allgemeinen Logick, liegt noch völlig unangebauet. In dieser Gegend sehen wir

noch

noch immer, wie durch einen Nebel. Wir erblicken schimmernde Gegenstände, aber wir unterscheiden nichts, und wissen auch noch keinen Weg zu finden, der uns zu ihnen hinführet. Es scheinet, als wenn die Theorie dieser Kunst, ohne eine vollständige Dialectick nicht fortkommen könne, indem die Erfinder mehrentheils durch wahrscheinliche Schlüsse zuerst auf ihre Erfindung zu kommen pflegen. Desto rühmlicher hingegen ist der Eyfer des Weltweisen, der sich ohne die erforderlichen Hülfsmittel, an eine Theorie der Erfindungskunst waget, und wenigstens so weit, als es sich vor der Hand thun läßt, zu kommen suchet. Neulich hat Herr C. F. Flögel zu Breßlau eine **Einleitung in die Erfindungskunst** * herausgegeben, die sehr lesenswürdig ist. Hier ist sie.

Wie? sagen Sie; einen solchen Band haben wir von der Erfindungskunst, der noch dazu sehr lesenswerth ist, und gleichwohl wüßten wir noch so wenig davon? — Lassen Sie Sich das

* Breßlau und Leipzig, bey Johann Ernst Meyer 1760.

das nicht irren! das Buch ist lesenswerth, allein kaum die Hälfte davon gehört eigentlich zur Erfindungskunst. Die Kunst grenzet so nahe an die gemeine Logick, daß der Verf. wo er von der Erfindungskunst nichts zu sagen hatte, eine kleine Wendung machen, und sich ins Gebieth der Logick hinüber stehlen konnte. Da amusirt er seine Leser eine Weile, und sucht ihnen weiß zu machen, er habe die Grenzen der Erfindungskunst bis dahin erweitert. — Der ganze Band hält z. E. 478 Seiten, und davon sind 220 mit einer encyclopädischen Eintheilung, und mit den Definitionen aller Wissenschaften und Künste angefüllt. Was thut diese Menge von Definitionen zur Erfindungskunst? — Ja, sagt der Verfasser; die Wissenschaften und Künste sind die Objecte der Erfindungen, und müßte ich nicht von der objectiven Erfindungskunst, so gut als von der subjectiven handeln? — Schon recht! Allein in dieser Absicht hätten die Künste und Wissenschaften nicht nach ihrem Stammregister beschrieben; sondern in allgemeine Classen eingetheilet werden sollen, und

zwar

zwar in solche, deren jede andere Erfindungsmittel zu ihrer Entdeckung erfordert, denn nur in so weit gehört die Betrachtung der Künste und Wissenschaften zur Theorie der Erfindungskunst, der Verfasser hätte seine Einsichten in verschiedenen Wissenschaften weniger zeigen können, allein seiner Absicht wäre er unstreitig näher gekommen, und dieses ist alles, was seine Leser erwarten.

S. 302. kömmt der Verfasser endlich zur Theorie der Erfindungsmittel. Hier werden Sie eine Menge überaus wichtiger Anmerkungen finden. Allein, da der Verf. eigentlich sogenannte Erfindungsmittel und Erfindungskunstgriffe nicht unterscheidet; so hat er sich auch hier nicht selten in die gemeine Logick verlieren müssen. Er nimmt nähmlich das Wort Erfindungsmittel in seinem allgemeinesten Verstande, in welchem man alles darunter begreift, was zur Erfindung nur etwas beyträgt. Er ziehet hierauf alle unsere Seelenkräfte zu den Erfindungsmitteln, und gehet sie nach der Reihe durch, um zu zeigen, was jede derselben zur Erfindung helfen kann.

Die

Die Methode wäre vortreflich, wenn der Verfasser mehr Erfindungskunstgriffe aus allen Künsten und Wissenschaften abstrahiret, und hernach a priori gezeugt hätte, wie sich unsere Seelenkräfte dabey verhalten. Da er aber aus der Erfahrung wenig Kunstgriffe gesammelt, und blos a priori, aus der Erklärung der Seelenkräfte zeigen will, was sie zur Erfindung beytragen; so hat er zum Theil auf unfruchtbare Distinctiones fallen, zum Theil aber die Lücken mit gemeinen logikalischen Betrachtungen anfüllen müssen. — Wie gesagt! Das Buch ist sehr lesenswerth, aber was es seyn soll, ist es nur sehr wenig.

D.

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

XXII. Den 18. December. 1760.

Hundert und sechs und dreyßigster Brief.

Herr Flögel bearbeitet eine unergiebige und trockene Materie, er philosophirt methodisch, definirt strenge, beweiset wie es sich in Wissenschaften gehört, und seine Schreibart ist gleichwohl nicht unangenehm: Nur Schade! daß er die Subtilität im Unterscheiden und Eintheilen öfters bis zum Ermüden treibt, ohne den verdrießlichen Leser durch die Annehmlichkeit der Anwendung und des Nutzens, der aus dieser superfeinen Eintheilung erwächst, wieder schadlos zu halten. Ich weis wohl, daß es keine vollkommen leere Distinctionen giebt, und daß ein jeder Unterschied, der wahrzunehmen ist, auch seine

Folgen haben muß. Der Canzler Baco vergleicht irgendwo die subtilen Distinctionen mit den Spinnenweben; sie sind fein, aber ohne Nutzen. Zu des Canzlers Zeiten hatte der Einfall seinen Werth, ob er gleich nicht vollkommen richtig seyn mag. Es ist eine nicht geringe Verwegenheit von einem Unterschiede, den unsere Seele bemerket, zu sagen, er verdiene schlechterdings nicht angemerkt zu werden, und in besondern Fällen dürfte der subtile Weltweise seinen Tadler leicht zu Schanden machen können. — Da man aber bey dem geringsten Vorfalle bis ins Unendliche wegdistinguiren kann, so erfordert es die Pflicht eines Schriftstellers, nur diejenigen Eintheilungen vorzutragen, deren Fruchtbarkeit er dem Leser kann in die Augen leuchten lassen; denn die Folgen, die der Leser nicht einsiehet, sind in diesem Falle so gut als wenn sie nicht da wären. Herr Flögel scheinet den Fußtapfen des berühmten Baumgarten gefolgt zu seyn, und es ist bekannt, daß sich viele Leser der baumgartenschen

tenschen Schriften über seine allzufeine Distinctionen beschweren. Allein dieser grosse Lehrer hat nicht sowohl für die Welt, als für seine Zuhörer geschrieben, und diesen zeigt er in seinen mündlichen Vorlesungen den Nutzen und die Wichtigkeit seiner subtilsten Eintheilungen. Unser Freund Herr R. hat die Gütigkeit gehabt, mir einige Vorlesungen dieses Weltweisen im Manuscript mitzutheilen, und seit der Zeit betrachtet ich die grosse Menge Distinctionen, die in den baumgartenschen Schriften vorkommen, als eben so viel notiones directrices, die auf wichtige Warheiten leiten. — Herr F. aber, der nicht um darüber zu lesen, sondern um — gelesen zu werden geschrieben, hätte bey verschiedenen Gelegenheiten wohlgethan, wenn er hätte zeigen wollen, daß ihm die Fruchtbarkeit, der Begriff, und keine trockene Topick, im Unterscheiden zum Leitfaden gedient habe. Hieher gehört z. E. die Eintheilung des Erfindungskreises (Horizon inveniendi) in künstlichen und wissenschaftlichen (§. 53.), in

allgemeinen, besondern, und besondersten (§. 56.), in philosophischen und gemeinen (§. 58.), in schönen und vernunftsinnlichen (§. 59.), in objectiven und subjectiven (§. 60), in extensiven und intensiven (§. 61.), endlich (§. 62.) in absolute und relative; und sodann die Eintheilung des Erfindungsstofes, in absoluterschöpften, und relativerschöpften, in über den Horizont, und unter den Horizont u. s. w. Alles dieses scheinet nach dem Muster der baumgartenschen Aesthetik zugeschnitten zu seyn. Ich gestehe Ihnen aber meine Unwissenheit, daß ich den Nutzen dieses feinen Gewebes in der Theorie der Erfindungskunst nicht einsehe. —

Von der encyclopädischen Eintheilung der Wissenschaften des Herrn F. habe ich Ihnen bereits gemeldet, daß sie zur Theorie der Erfindungskunst eigentlich nicht viel beyträgt, aber an und für sich betrachtet, macht sie dem Herrn V. Ehre. Unter den baumgartenschen Vorlesungen, derer ich oben erwehnt, befindet sich auch ein Sciographia encyclopaediæ philosophicæ,

sophicæ, mit welcher die Flögelsche Beschreibung der Wissenschaften eine grosse Aehnlichkeit hat. Fast dieselbe Abstammung, dieselben Erklärungen, und sogar die Grille, alle mögliche Wahrsagerkünste dem Stamme der menschlichen Erkenntniß einzupfropfen, haben beyde Weltweisen gemein. Wenn Herr F. die Abhandlung des Frankfurthschen Weltweisen nicht vor sich gehabt, so müssen sie beyde wenigstens einen Leitfaden gefolgt seyn. Jenes zu argwohnen, hat man nicht Gründe genug, und also dient es dem Herrn F. zum Ruhme, daß er mit B. den nehmlichen Weg eingeschlagen.

Ich werde Sie für dieses mal mit meinen Anmerkungen verschonen, denn Sie wollen vermuthlich lieber das Werk, als meine Anmerkungen lesen. Doch eine einzige werden Sie mir schon erlauben, und zwar über des Herrn F. Erklärung vom mathematischen Unendlichen. — Zwar sind seine Erklärungen und Urtheile von mathematischen Dingen überhaupt, eben nicht die gründlichsten in

seinem Werke, und viele derselben so beschaffen, daß die Mathematickverständigen unmöglich damit zufrieden seyn können; allein mit seiner Erklärung von unendlichen Grössen, auf welche das prächtige Gebäude der neuen Algebra gegründet ist, dürften sie es am wenigsten seyn. — „Wenn „zwey Grössen ungleich sind, sagt Herr F. „(§. 286.), so muß die eine grösser, die „andere kleiner seyn. Nun kann man ent„weder das Verhältnis der grössern zur klei„nern bestimmen, das ist ausmachen, wie „vielmahl die kleinere in der grössern enthalten „ist, oder nicht; Ist das erstere, so heis„sen sie endliche Grössen, (Quantitates „finitæ) ist aber das andere, unendli„che Grössen, (Quantitates infinitæ) — „— §. 287. die grössere von zwey unendli„chen Grössen heist eine unendlich grosse „Grösse, (Quantitas infinite magna) die „kleinere aber die unendlich kleine Grösse. „(Quantitas infinite parva)„ Und nun fährt Herr F. (§. 288.) im Erklären fort, „die „Algebra findet entweder endliche Grössen, „oder

„oder unendliche; das erste ist die gemeine „Algebra; Im andern Falle heißt sie die „höhere Algebra (Analysis infinitorum), und „da findet sie entweder unendlich grosse, oder „unendlich kleine Grössen; das erste heißt „die Integralrechnung, (Calculus integra-„lis), das andere die Differentialrech-„nung, (Calculus differentialis).„ Wie unrichtig alle diese Erklärungen sind, wird ein jeder dem die Methode der neuen Algebraisten nicht ganz unbekannt ist, leichtlich einsehen. Erstlich, wenn das Verhältniß der kleinern Grösse zur grössern nicht ausgemacht werden kann; so heißt der Mathematicker keinesweges jene unendlich klein, und diese unendlich groß; vielmehr betrachtet er die grössere, oder die kleinere davon, als eine endliche Grösse, und die andere nennet er, in Ansehung dieser, entweder unendlich kleine, oder unendlich groß. Das Verhältnis derselben drückt er durch $1 : \infty$ oder $\frac{1}{\infty} : 1$ aus. Hingegen ist das Verhältniß des unendlich Kleinen zum unendlich Grossen, dessen Herr F. ge-

 denkt,

denkt, aus diesen beyden Verhältnissen, nehmlich des unendlich Kleinen zum endlichen, und des endlichen zum unendlich Grossen, zusammen gesetzt, und folglich $= \frac{1}{\infty} : \infty$ oder $= 1 : \infty^2$, welches die Algebraisten das Verhältnis der endlichen Grösse, zum Unendlichen vom zweyten Grade nennen. — Ob diese Begriffe philosophisch richtig sind, ist hier die Frage nicht. Genug, daß sich der Mathematicker derselben mit Nutzen bedienet.

Doch die ganze Erklärung des Herrn K. ist unbrauchbar. „Wenn man nicht ausmachen kann, wie viel mal eine Grösse in „der andern enthalten ist; so heissen sie unendliche Grössen.„ Wie falsch! Man kann nicht ausmachen, wie vielmal der Durchmesser eines Zirkels in seiner Peripherie enthalten ist; sind sie deswegen unendliche Grössen? — Weit richtiger sagt Baumgarten in seiner angeführten Sciographie: „Quantitates imaginariæ, quibus desunt termi„ni, ultra quos augeri aut minui nequeans, „sunt

„sunt infinitæ.„ — Sie können hiervon auf die Richtigkeit der Flögelschen Erklärung der Differential- und Integralrechnung schliessen. Wer diese Rechnungsart sonst nicht besser kennt, der muß sich aus des V. Erklärung einen sehr verkehrten Begrif davon machen. Ich habe Ihnen in meinen vorigen Schreiben die Erklärung des Herrn Eulers von der Differentialrechnung angeführt, welches sich, meines Erachtens, vollkommen philosophisch rechtfertigen läßt. Aber freylich wird, wie Herr Euler selbst gestehet, niemand die Erklärung begreifen, dem nicht die Geheimnisse der Algebra schon in etwas bekannt sind; und ist es in der That nicht besser gar keinen, als einen falschen Begrif von einer Sache zu haben?

D.

Hundert und sieben und dreißigster Brief.

Die allergemeinsten Wörter machen öfters den Weltweisen, der sie kunstmäßig erklären will, am meisten zu schaffen. Denn da sie der gemeine Haufe täglich im Munde führet; so nehmen sie mehrentheils so vielfältige Bedeutungen an, daß man Mühe hat, das Allgemeine und Wesentliche derselben von den Zufälligen zu trennen. Das Wort Kunst gehöret zu dieser Anzahl. Herr Flögel scheint die Hofnung auf zu geben, die verschiedene Bedeutungen dieses Worts auf eine einzige Idee zurück zu bringen. „Der gemeine Sprachgebrauch, sagt er, hat „hier so mancherley Widersprüche, so wohl „mit sich selbst, als auch mit den philoso„phischen; und dieser letztere ist auch nicht „ganz frey davon. Dieses führt uns auf „die Gedanken, daß das Wort Kunst mehr „als eine Bedeutung haben müsse. Alle „Weltweise stimmen überein, daß durch die „Kunst etwas soll zur Wirklichkeit gebracht

„werden,

„werden, die es vorher nicht hatte; aber „sie setzen noch diese und jene Bestimmungen „hinzu, worin sie nicht mit einander einig „sind. Schon Aristoteles erklärte die Kunst, „daß sie wäre habitus cum recta ratione ef- „fectivus.„ Herr F. glaubt diesem Wor- te eine dreyfache Bedeutung zuschreiben zu können. „Die Kunst im weitläuftigsten „Verstande, setzt er, ist ein Vermögen et- „was zur Würklichkeit zu bringen. In dieser „Bedeutung sagt man, Gott habe in der „Anordnung des Weltgebäudes die größte „Kunst bewiesen. — Nun ist es aber „bekannt, daß man die Natur der Kunst „pflegt entgegen zu setzen; und behauptet, „das Natürliche sey nicht künstlich. — „Man sagt, eine Pflanze wächst von „Natur herfür, und nicht durch die Kunst. „Ein Laokoon war ein Werk der Kunst, „und nicht der Natur. Also ist in „genauer Bedeutung die Kunst eine Fer- „tigkeit etwas hervor zu bringen, was durch „den Lauf der Natur nicht hervor kommen „würde. Damit ist man noch nicht zufrie- „den

„den. Man unterscheidet auch Kunst und „Wissenschaft. Man sagt, die Tonkunst, „Tanzkunst, Malerey und Bildhauerkunst ge„hörten zu den schönen Künsten, und die Dicht„und Redekunst zu den schönen Wissenschaf„ten. Also heißt im genausten Ver„stande die Kunst, eine Fertigkeit, die nicht „wissenschaftlich ist, etwas hervor zu bringen, „das durch den Lauf der Natur nicht hervor „kommen würde.„ — Diese Eintheilung scheinet mir ziemlich unbequem. Die Erklärung der Kunst in der allgemeinsten Bedeutung, ist der Sache zu weit. Das Beyspiel, das Herr F. selbst anführt, kann dieses beweisen. Man sagt, Gott habe in der Herfürbringung der Welt, die größte Macht, und in Anordnung derselben, die größte Kunst bewiesen. Dieses beweiset, daß das blosse Vermögen etwas herfür zu bringen, nicht sowohl Kunst als Macht; das Vermögen aber, etwas cum recta ratione, wie Aristoteles nicht für die lange Weile hinzusetzt, herfür zu bringen, eigentlich Kunst genennet werde. In der zwoten und drit-

ten

ten Bedeutung setzt Herr F. Bestimmungen hinzu, die aus den Begrif der Kunst folgen, aber nicht mit in der Erklärung kommen müssen. — Was er von dem Unterschiede der schönen Künste und Wissenschaften anführt, gehöret vollends gar nicht zur Sache. Es giebt in der That auch eine Maler- und Bildhauer Wissenschaft, so wie es im eigentlichen Verstande eine Dichtkunst, und eine Redekunst giebt; denn man kann die Malerey und Bildhauerkunst wissenschaftlich, und die Poesie und Redekunst im Gegentheil kunstmäßig inne haben. Wenn der Sprachgebrauch hier ja schöne Künste und schöne Wissenschaften unterscheidet; so nimmt er vielmehr das Wort Wissenschaft vielmehr in uneigentlicher Bedeutung. Der Franzose spricht, belles lettres, aber nicht belles sciences. — Die belles lettres verhalten sich zu den beaux arts nicht, wie Wissenschaften zu Künsten; sondern wie Künste, die sich willkührlicher Zeichen, zu Künsten, die sich natürlicher Zeichen bedienen. §. 364. bemerkt Herr Flögel selbst diesen Unterscheid

zwischen

zwischen den schönen Wissenschaften und schönen Künsten; und es wundert mich, daß er sich hier selbst widerspricht, und aus diesen Worten zeigen will, wie in der dritten Bedeutung, Kunst von Wissenschaft unterschieden sey.

Der Beschluß künftig.

Bey

Bey dem Verleger ist zu haben.

Die Beschwörung des Sünders zur Verherrlichung des Gottes der Liebe. 8. 1760. 2 Gr.

Leßingische unäsopische Fabeln enthaltend die weisen Sprüche der Thiere. 8. Zürich Orell. 1760. 14 Gr.

d'Alembert Hr. Abhandlung von den Ursprung, Fortgang und Verbindung der Künste und Wissenschaften. 8. Zürich Orell 1760. 12 Gr.

Erzählungen, neue gesellschaftliche, 3ter Theil. 8vo. Leipzig, Holle 1760. 18 Gr.

Gedichte, Joh. Miltons verlohrnes Paradies in Reimfreye Verse, übersetzt von F. W. Zachariä, 1ster Th. mit Kupf. gr. 4. Altona Iversen 1760. 1 Rthlr. 12 Gr.

Zachariä, F. W. die Schöpfung der Hölle, nebst andern Gedichten, gr. 4. Altenb. Richter 1760. 14 Gr.

Plautii *M. A.* comœdiae omnes c. not. var. ex recens. I. F. Gronovii, c. præf. I. A. Ernesti, Vol. II 8. maj, *Lipsiæ Georgi.* 1760, 2 Rthlr. 8 Gr.

Homeri opera græce & latine c. not. S. Clarkii & variant. lect. edente I A. Ernesti, T. II. 8. maj. *Lipsiæ Georgi*, 1760. 2 Rthlr. 12 Gr.

Versuche, philosophische und politische. 8. Zürich, Orell. 1760. 12 Gr.

Stölzels, W. F. Predigt über das Evangelium am Tage der Himmelfahrt Christi, 8. Gotha, 1760. 1 Gr.

Neueste Fama, welche die Staats- Krieges- und Friedens-Geschichte unpartheyisch erzählet, 5tes Stück, 8. 1760. 2 Gr.

Glerodt, M. C. v. Christl. philosophische Abhandlungen in welchen einige Warheiten, die die Freygeister bestreiten, wider dieselben vertheidiget und faßlicher gemacht werden. 8. Gotha Mevius 1760. 7 Gr.

Wieland, C. M. Araspes und Panthea, eine moralische Geschichte in einer Reihe von Unterredungen. 8. Zürich Orell 1760. 10 Gr.

Briefe,
die neueste Litteratur betreffend.

XVII. Den 1. Januar. 1761.

Beschluß des hundert und sieben und dreyßigsten Briefes.

Und warum vergießt Herr K. einer vierten Bedeutung, nach welcher man in den schönen Künsten und Wissenschaften selbst, das Gekünstelte von den Natürlichen unterscheidet? Hier kann er nicht sagen, das sey gekünstelt, was nach dem Laufe der Natur nicht herfür kommen würde, und gleichwohl scheinet diese Redensart in einer wesentlichen Bestimmung der Kunst ihren Grund zu haben. — Ich glaube, die gewöhnliche Schuldefinition sey immer noch die richtigste, und man kann aus derselben die vielerley Bedeutungen die der Sprachgebrauch dem Worte gegeben, ohne Schwierigkeit herleiten. Ich

möchte Kunst von Wissenschaft, im objectiven Verstande, folgendergestalt unterscheiden. Den Inbegrif der Erwägungssätze, die zur gewissesten Erkenntnis einer Sache übereinstimmen, nennet man Wissenschaft; den Inbegrif der Ausübungssätze aber, die zur Erhaltung eines Endzwecks übereinstimmen, wird Kunst genannt. In diesem Verstande giebt es so viele Künste, so vielerley Endzwecke man zu erhalten suchen kann. Es giebt so wohl mechanische, als nachahmende Künste. Es giebt eine Kunst zu gefallen, zu bewegen, die Gemüther zu erforschen, stets frölich zu seyn, u. s. w. auf welche die Erklärung des Herrn B., daß man durch die Kunst etwas herfür bringe, nicht allemal ohne Zwang angewendet werden kann. — Im subjectiven Verstande setzt so wohl die Kunst als die Wissenschaft eine Fertigkeit voraus, die practischen Sätze der Kunst gehörig in Ausübung zu bringen, oder die theoretische Sätze der Wissenschaft gehörig zu erkennen.

nen. Von dieser subjectiven Kunst sagt Aristoteles mit Recht, sie sey, habitus cum recta ratione effectivus.

Die Kunst verhält sich zur Wissenschaft, wie die Auflösung einer Ausgabe, zu einem Lehrsatze. Jene lehrt, was zu thun sey, wenn ein gewisser Endzweck erhalten werden soll; und dieser, was einem gewissen Vorwurfe unter dieser oder jener Bedingung, zukomme. Sie werden sich aus der Logik erinnern, daß man eine jede Aufgabe in einen Lehrsatz verwandeln könne, und verwandeln müsse, wenn man begreifen will, wie durch die vorgeschriebene Auflösung der verlangte Endzweck erhalten wird. Eben also giebt es für jede Kunst eine besondere Wissenschaft, in welcher gezeiget wird, daß der Inbegrif der Ausübungssätze zur Erhaltung des vorgesetzten Endzweckes wirklich übereinstimme. Man kann dahero jede Kunst so wohl kunstmäßig, als wissenschaftlich besitzen; das heißt, man kann eine Fertigkeit haben, die Regeln der Kunst auszuüben, oder zu demonstriren, und wir haben Bey-

spiele genug, daß eines ohne das andere vollkommen möglich sey.

Es bleibt noch der Unterschied zwischen Kunst und Natur auseinander zu setzen, und dieses wird noch weniger Schwierigkeit haben. Zur Erhaltung einer jeden Absicht gehört eine Folge von Handlungen, oder Veränderungen, die zu dieser Absicht die Mittel sind, und in so weit sie als Mittel, zu ihrem Endzwecke übereinstimmen, sind sie auch mit einander verknüpft. Ausser dieser idealischen Verknüpfung aber giebt es auch eine physische Verknüpfung, nach welcher diese Mittel selbst unter sich als Wirkungen und Ursachen zusammen hangen können, und hierinn liegt das ganze zuerklährende Geheimnis! Wenn ein Endzweck durch solche Mittel erhalten wird, die blos in der ersten Verbindung stehen; so ist es ein Werk der Kunst; stehen sie aber unter sich nicht nur in der ersten, sondern zugleich mit in der zwoten Verbindung, oder mich deutlicher auszudrücken; wenn die Mittel, dadurch ein Endzweck erhalten wird, nicht nur zu diesem Endzwecke

harmo-

harmoniren, sondern auch unter sich dergestalt verbunden sind, daß eines die wirkende Ursache des andern ist; so ist der erlangte Endzweck ein Werk der Natur. Die blosse Erklärung des Worts Natur, rechtfertigt diesen Begrif; doch ich will ihn durch ein Beyspiel erläutern, und zwar durch das Beyspiel, das Herr F. anführet.

Die Mittel, die der Künstler anwandte, um den Laokoon herfür zu bringen, stimmten alle mit seiner Absicht überein. Unter sich aber standen sie in keiner weitern Verbindung, und alles, was er bey Verfertigung seines Kunststückes vorgenommen, folgten blos willkührlich auf einander. Daher sagt man, dieser Laokoon sey kein Werk der Natur, sondern ein Werk der Kunst. — Aber die Pflanze die herfür gewachsen ist? Diese kann man in zweyfacher Absicht betrachten. Man siehet entweder auf die vortrefliche Uebereinstimmung aller Mittel zu einem einzigen Endzwecke, und sagt: es gienge mit dem Wachsthum der Pflanzen überaus künstlich zu; oder man betrachtet die Mittel zum

Wachsthume, wie sie unter sich als Wirkungen und Ursachen physisch verknüpft sind, und sagt eben so richtig: der Wachsthum der Pflanze sey ein Werk der Natur. — Sie sehen hieraus, daß das Natürliche eigentlich das Künstliche nicht ausschließt. Alle Werke der Natur sind zugleich im höchsten Grade künstlich. Man nennet aber zum Unterscheide dasjenige schlechtweg künstlich, was nicht natürlich zugleich, und blos durch willkührliche Mittel, in so weit sie zu einem Endzwecke übereinstimmen, entstanden ist.

Der Mensch kann in einer Kunst oder Wissenschaft eine natürliche oder auch eine künstliche Fertigkeit haben. Er hat eine natürliche Fertigkeit, in so weit die Mittel, durch welche er sie erhalten, in seinen Fähigkeiten und ihrer Vermischung, zureichenden Grund haben. Hat er aber nach Vorschrift der Kunst gewisse Handlungen willkührlich vorgenommen, um sich diese Fertigkeit zu erwerben; so besitzt er eine künstliche Fertigkeit. Dieses folgt ganz ungezwungen aus der vorigen Betrachtung,

und

und man begreift nunmehr, worauf Horaz gesehen, wenn er sagt:

> *Natura* fieret laudabile carmen, an *arte*,
> Quæsitum est.

und den Ausspruch thut,

> - - - - - - alterius sic
> Altera poscit opem res, & conjurat amice. - - -

Mit dem Unterschiede zwischen dem Natürlichen und Gekünstelten, hat es eine ähnliche Bewandnis. Die schönen Künste und Wissenschaften haben die Absicht zu gefallen. Der Virtuose muß also alle Mittel anwenden, die ihn zu diesem Ziele leiten. Wenn wir nun die Bemühung zu gefallen gar zu deutlich merken, und also mehr die Uebereinstimmung der Mittel zum Endzwecke, als ihre natürliche Verbindung unter einander wahrnehmen; so sagen wir, es sey zu sehr gekünstelt. Hat aber der Künstler seine Mittel, ausser ihrer Uebereinstimmung zur Absicht, auch unter sich dergestalt verbunden, daß sie ungezwungen auseinander fliessen, und sich gleichsam einander nothwendig machen; so sagen wir mit

 Recht;

Recht; er hat die Kunst zu verbergen gewußt, es ist alles Natur in seinen Arbeiten.

Ich glaube nunmehr den Sprachgebrauch des Worts Kunst vollkommen gerechtfertiget zu haben. — Und deswegen, fragen Sie, müßte ich einen so langweiligen Brief durchlesen? Kann denn der so willkührliche Sprachgebrauch nicht auch seinen Eigensinn haben? — Selten! die Redensarten, die bey einer Nation durchgängig eingeführt sind, pflegen etwas mehr als einen bloßsen Eigensinn zum Grunde zu haben.

D.

Hundert

Hundert und acht und dreyßigster Brief.

Man muß einigen schweizerischen Schriftstellern die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß sie die ersten unter den Deutschen gewesen sind, welche die Menschen in der grossen politischen Gesellschaft mit wahren philosophischen Augen zu betrachten angefangen. Die Weltweisheit ist in Deutschland zu Hause; dieses fangen nach und nach die Ausländer an einzusehen. Es fehlt uns auch nicht an Systemen der Staatskunst, die auf philosophische Gründe gebauet sind. Allein unserer politischen Weltweisheit klebt noch einige Schüchternheit an, die sie natürlicherweise nirgend, als in einem freyen Staate ablegen konnte. Da ist ihr wahres Vaterland, wo sie sich nicht scheuen darf, weder der eigenmächtigen Gewalt, noch der Heucheley mit ofner Stirne unter die Augen zu treten. Unter einer eingeschränkten Regierung aber muß sich die Minerva selbst, nicht selten den Helm in die Augen

 rücken,

„noch unverderbtes Herz eines bessern Schick-
„sals würdig macht, vor diesen Ausschweifun-
„gen zu warnen. Je mehr die gute Sache der
„Tugend Gefahr läuft, mit desto grössern Muthe
„sollen alle ihre Freunde die Vertheidigung der-
„selben übernehmen.„

Sie werden dieses Werkchen nicht ohne Vergnügen lesen. Die Schreibart ist etwas schweizerisch, und einem delicaten Ohre an vielen Stellen ziemlich anstößig; allein wer achtet das Gehör, wenn der Geist vergnügt wird? Wie sehr ist der Leser geneigt sich in die Heimat des Schriftstellers zu versetzen, und die allda übliche Mundart anzunehmen, wenn ihm diese mühsame Gefälligkeit nur angenehm belohnt wird! — Die Materien, die hier abgehandelt werden, sind, wo nicht neu, wenigstens in einem neuen Lichte gezeugt. Nach einer Einleitung, von der politischen Tugend, betrachtet der Verfasser die Vollkommenheit und Verderbnis eines Staats, jede in einem besondern Abschnitte. Hierauf handelt er von den Pflichten,

ten, welche aus der Verderbnis des Staats fliessen, in sechs Abschnitten. Der dritte Abschnitt, von den besondern Pflichten, welche die Gelehrten und die Schriftsteller, in Betrachtung der Verderbnis des Staats, zu beobachten haben, hat meine Neubegierde zuerst auf sich gezogen. — Der Herr Verf. liest hier, wie Sie sich leicht vorstellen können, den witzigen Schriftstellern den Text, die die Gemüther durch muthwillige Scherze einzunehmen, oder wie die Schriftsteller seiner Nation sich ausdrücken, ins Verderben zu stürzen wissen. Doch ist er wider die anakreontischen Dichter nicht so sehr erbittert, als Herr Wieland zu seyn pfleget; denn ihn scheinet kein persöhnlicher Haß aufgebracht zu haben. Er bleibet in den Schranken der Mäßigung, und zeiget dem Gelehrten blos die wichtige Rolle, die er in der Gesellschaft spielet, und die Pflichten, die ihm diese Wichtigkeit der Rolle auferlegt. „So groß und so weit „ausgebreitet, spricht er, die Macht der Fürsten immer immer seyn mag; so giebt es

„doch

„doch eine Art von Menschen, welche ohne
„Macht und ohne äusserliche Grösse einen stär-
„kern und ausgedehntern Einfluß in die Ge-
„müther haben. Es sind dieses die Gelehrten
„und unter denselben insbesondere die Schrift-
„steller. Plato, Xenophon, Horaz,
„Cicero, Tacitus, Fenelon, Wolf, Leib-
„nitz, Bodmer, Pope, Baco, haben ein
„jeder in verschiedenen Ländern und in der
„Folge der Zeiten mehr Menschen beherrscht,
„als immer ein Alexander der Grosse, ein
„Carl der *V.* ein Timurbeg und ein Lud-
„wig der *XIV.* Ein elender Federheld, ein
„la Mettrie, verderbet so gut als ein Vol-
„taire mehr Gemüther, als der gröste Er-
„oberer jemals Menschen unterjocht hat. —
„Diese durch kein Zeitalter und durch keine
„Gränzen eingeschränkte Gewalt verbindet die
„Schriftsteller und die Gelehrten zu einem
„solchen Gebrauche ihres Witzes und ihrer
„Gaben, der ihrer grossen Bestimmung ent-
„spreche.“ Er redet hierauf von dem schäd-
lichen Gebrauche, den einige Schriftsteller von
ihrem

ihrem Talente gemacht. „Bald ist es ein „munterer und dem Scheine nach liebens„würdiger Leichtsinn, womit erhabene und „der ehrfurchtsvollesten Erwegung würdige „Wahrheiten als Kleinigkeiten behandelt wer„den. Bald sind es Scherze und Spötte„reyen, welche, indem sie nur auf gewisse „Fehler und Ausschweiffungen gerichtet sind, „zugleich grosse und erhabene Pflichten lä„cherlich machen. Bald streuet die herrschen„de Seuche des Witzes und Scharfsinns, und „die verführende Begierde durch unerwartete „Einfälle zu schimmern, in blendenden Be„trachtungen gefährlichen Saamen des Zwei„fels und der Ausgelassenheit aus. Bald „theilet ein erhitzter und unbehutsamer Eifer „der unvorsichtigen Zunft der Lesenden, oh„ne genugsame Prüfung unschuldiger Weise „solche Sätze mit, welche die gefährlichsten „und verderblichsten Irthümer in sich schlies„sen. Diese Art von voreiligem Witze, von „flüchtigem Scharfsinn, und von anmuthiger „Weisheit ist insbesondere den neuen fran„zösischen

„zösischen Schriftstellern eigen. — Moliere,
„Boileau, la Rocheoulcaut, la Beau„melle, ja selbst Montesquieu, der Adler
„unter allen französischen Verfassern, haben
„ihre vortrefliche Geister so weit erniedriget,
„u. s. w."

Der Beschluß künftig.

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

XXIV. Den 8. Januar. 1761.

Beschluß des hundert und acht und dreyßigsten Briefes.

Man kann weder die Billigkeit dieser Klagen in Zweifel ziehen, noch den Eifer tadlen, mit welchen sich tugendhafte Schriftsteller den einreissenden Strom widersetzen. Allein ist ihr Tadel auch nicht einseitig? Warum ziehen sie blos wider diese belustigende Schriftsteller zu Felde, und verschonen eine andere Zunft von Scribenten, die nicht so wohl durch anmuthigen Witz, als durch einen traurigen Enthusiasmus, den Verstand und das Herz ihrer Leser verderben? Ist die Schwärmerey, ist der Aberglaube etwa weniger verführerisch, weniger ansteckend, als der lachende Witz?

Mich dünkt, die leichtsinnigen und schwermüthigen Seelenverderber könnten immer mit einander abrechnen, wo sich die letztern nicht etwa auf den Theophrast berufen, welcher behauptet, daß eine lustige Sünde sträflicher sey als eine traurige.* So viel ist gewiß; der Gift der einen, findet in der andern seinen Gegengift, und man erkennet auch hierinn die Wege der Vorsehung, die eine faule Luft, welche den Saamen der schleichenden Pest in sich trägt, durch einen niederreissenden Sturm zerstreuet. Wir würden noch immer unter dem Joche des alten Aberglaubens seufzen, wenn nicht bald witzige, bald gründliche Zweifler seine Ketten zerschlagen, und ein Uebel durch das andere vertrieben hätten. Der vernünftige Leser wird dadurch aufmerksam gemacht. Er siehet den Abgrund von beyden Seiten, und wandelt auf der Mittelstrasse fort. — Und wie viele vortrefliche Schriften würden wir nicht entbehren, wenn es niemals verwegene Zweifler gegeben hätte! Ohne einen scharfsinnigen

gen

* Marc. Ant, L. II. §. 10.

gen Bayle, würden wir keine Theodicee, so wie ohne den falschen Witz der Sophisten keine Widerlegung derselben vom Socrates bekommen haben.

Will man eine Verderbnis steuren? Gut! Kein Vernünftiger wird dieses tadeln. Allein man sehe sich vor, und rotte entweder das entgegengesetzte Verderben zugleich mit aus, oder lasse sie beyde einander die Stange halten. Der falsche Witz ist einem vernünftigen Mann höchst unanständig, aber gewiß die falsche Empfindungen eben so sehr, und gleichwohl hat noch niemand wider dieselbe geeifert. — Doch ich muß nur abbrechen, sonst möchte man mich der Partheylichkeit beschuldigen; denn ich erinnere mich eben jetzt, daß der Verfasser der Leßingischen unäsopischen Fabeln auch unsere Briefe zu den schädlichen Geburten des Witzes rechnet, die ihre Leser mit Lachen ins Verderben ziehen; und diesem ernsthaften Scribenten entfährt gewiß kein Machtwort, das ihm nicht so mancher wichtige Recensent auf Glauben nachschreibet.

Ich komme zu meinem Schriftsteller zurück. In dem vierten Abschnitte handelt er von den besondern Pflichten, welche die Geistlichen, in Betrachtung der Verderbniß des Staats, zu beobachten haben. Die Pflichten, welche er ihnen auferlegt, sind eben so strenge, und eben so sehr nach der Idee der vollkommenen Natur abgemessen, als die, welche er in dem vorigen Abschnitte den weltlichen Gelehrten vorgeschrieben. Es ist angenehm das schöne Ideal zu betrachten, das er den Geistlichen zur Nachahmung vorhält, ob man gleich nicht begreift, warum er diese Strenge blos in Betrachtung der Verderbniß eines Staats, beobachtet wissen will. Den Schluß des Gemäldes machen folgende schöne Züge. „Es ist der Eifer eines Dieners „Gottes weder schwärmerisch, noch hochmüthig, noch trotzig. Weisheit, Klugheit, „Sanftmuth und Bescheidenheit begleiten alle desselben Bemühungen, und beleuchten „alle seine Wege. Verträglich, liebreich und „menschenfreundlich, verabscheuet er alle Gewalthätigkeit. Er hütet sich auf alle Weise,

„das

„das Reich der Wahrheit durch derselben unwür„dige Mittel auszubreiten. Er ist zu erleuchtet „um nicht einzusehen, daß er dieselbe dadurch auf „die unwürdigste Weise entehren würde. Er weiß, „allzuwohl, daß ihm nichts anders ein Recht über „die Gemüther geben kann, als die göttliche „Kraft der Wahrheit, und der tugendhafte Wan„del, der von derselben die rührendste Probe ist. „Wehe demjenigen, der von diesen Grundsätzen „abweicht! Er wird dadurch ein abscheulicher „Verbrecher an Gott und an den Menschen.„

In den letzten Abschnitte untersucht der V. die Möglichkeit oder Unmöglichkeit der Verbesserung eines Staats. Er widerlegt hier das allgemeine Vorurtheil, nach welchem man alle Hofnung zur Verbesserung gar zu leicht aufzugeben pflegt. Seine Gedanken hierüber sind bündig, und so angenehm vorgetragen, daß ich Bedenken trage, sie in einem Auszuge zu zerrütten.

Z.

hätte, seine Vaterstadt beständig mit England zu vergleichen, und jeden Gedanken des Drs. den er anführt sogleich durch eine so falsche Anwendung gleichsam zu entkräften. Der Leser weiß nicht, wie ihm geschiehet, wenn er aus dem grossen und mächtigen England auf einmal in das enge Gebiet einer Kreisstadt versetzet wird. Er ist noch betäubt von dem Ungestüme des grossen Weltmeers, und soll den Uebellaut eines murmelden Bachs bemerken, der nicht weit von seiner Quelle sein Gewässer und seinen Namen in den Strom ergießt.

Am lustigsten schien mir diese Paralelle da, wo der Verfasser Dr. Browns Betrachtungen über den Zustand der englischen Kriegesmacht anführet. Ihnen muß dieser Contrast noch deutlicher in die Augen fallen, denn sie haben Gelegenheit gehabt das englische Kriegesvolk kennen zu lernen, das die bittern Vorwürfe des Doctors auf die allernachdrücklichste Weise, durch Thaten, widerlegt; und die mit diesen

vergliche-

verglichene Kreistruppen? wenigstens haben Sie solche näher betrachten können, als ich.

„Der englische Soldat, sagt der Verfasser der „Briefe im Namen des Brittischen Schrift„stellers, obgleich sehr verdorben, führet sich „zwar in den meisten Anlässen mit besonderer „Herzhaftigkeit auf; und die Ehre seiner Rotte, „seiner Compagnie und seines Regiments ist „ihm noch sehr angelegen. Der Verfasser „will den Leuten vom Stande und den Offi„ciers das gleiche Lob nicht zugestehen. Ihre „weibische Weichlichkeit beraubet sie aller phy„sicalischen und moralischen Eigenschaften, „welche nöthig sind, dasselbe zu erwerben. „Ihr Unglaube und ihre Ruchlosigkeit tauget „zu nichts, als ihre Gemüther mit Feigheit „zu erfüllen, und ihre falsche Ehre bringet „keine weitere Früchte, als etwa die prahlende „Verwegenheit, die zu einem Zweykampfe „erfordert wird. Eine überzeugende Probe „des Mangels der Tapferkeit hat sich bey dem „letzten Aufruhre gezeigt. Alles zitterte, alles „floh damals vor einer Handvoll armseliger

 Berg-

„Bergleute. Jedermann wollte für die
„gemeine Sache Geld hergeben, so viel
„man verlangen konnte; aber dem Feinde
„die Spitze bieten, wollten wenige. Der
„Selbstmord, den man zu einem so kräf-
„tigen Beweise der englischen Herzhaftig-
„keit machen will, ist im Grunde nichts
„anders, als eine Feigheit, die Schande
„zu ertragen, die man aus dem Verlust
„der Reichthümer, des Ueberflusses, der
„Maitressen und andrer solchen Armseelig-
„keiten befürchtet, welche die Eitelkeit und
„Weichlichkeit für die höchsten Güter ansehen.
„Der Verfasser tadelt hier sein Vaterland
„insbesondere wegen Mangel der Stiftungen,
„vermittelst derer jungen Leuten der wahre
„kriegerische Geist und die dazu erforderliche
„Geschicklichkeit beygebracht werden könnten.
„Die brittische Jugend wird denselben weder
„bey ihrer elenden Auferziehung, noch bey der
„verderblichen Lebensart der Officiers im Frie-
„den, und ihrer eigennützigen Aufführung im
„Kriege ergreiffen.

Es

So kühn, so freymüthig tadelte der Britte, als die Umstände seinen Tadel noch zu rechtfertigen schienen, und die großmüthige Nation nahm seine Züchtigung mit Danke an. Vielleicht läßt er ihr nunmehr die Gegengerechtigkeit wiederfahren, seine Vorwürfe in einer Palinodie zu widerrufen. — — Der Verf. der Briefe, der wohl sahe, was hier seine Vergleichung für eine Figur machen werde, setzet ziemlich klein laut hinzu: „Was soll ich „hier von uns sagen, mein Freund! Wir „haben schon lange fast alle Gedanken von „Vertheidigung fahren lassen; und wie schön „die Verfassung unsers ganzen Kreises sey, „erhellet aus den Begriffe, den man sich macht, „so bald man nur das Wort Kreistruppen er„schallen höret.„

Der fünfte Versuch enthält Ermahnungen eines Eidgenossen an seinen Sohn, die der Denkungsart ihres Verfassers Ehre machen, doch ich eile zu den Gedanken über die Rechtmäßigkeit des fremden Kriegesdienstes, die den Beschluß des Bändchens

aus-

ausmachen. — Die Mode erlaubt den Eintritt in fremde Kriegesdienste ohne die geringste Bedenklichkeit. Der vernünftige Mann der zum Kriege Neigung hat, nimmt keinen Anstand, wenn sein Vaterland im Frieden begriffen ist, sein Glück, wie man es zu nennen pflegt, in fremden Diensten zu suchen. Ob die Sache des Fürsten, den ich diene, gerecht sey, spricht man, mag er verantworten. Ich thue meine Pflicht, indem ich seinem Befehle gehorche. — Allein man bedenkt nicht, daß dieses einzig und allein für die Unterthanen der kriegführenden Mächte, eine gültige Entschuldigung sey. Diesen kömmt es freylich nicht zu, von der Rechtmäßigkeit des von ihrem Oberhaupte unternommenen Krieges zu urtheilen, und nach diesem Urtheile zu handeln. Ein Fremder aber, der freywillig in eines andern Fürsten Kriegesdienst tritt, was für Bedenklichkeiten legt diesen die Vernunft, und sein eigen Gewissen nicht auf, ehe er diesen Schritt thut? — Der Verfasser untersucht diese Frage kurz und gründlich.

„Der

„Der Eintritt eines Particularen in fremde „Kriegesdienste, spricht er, ist nichts anders „als eine Verkommniß, vermittelst welcher „dieser einem fremden Fürsten verspricht, ihm „mit allen seinen Leibeskräften und aller seiner „Geschicklichkeit und Einsicht in das Kriegs„wesen, wider seine Feinde behülflich zu „seyn." — Zur Rechtmäßigkeit dieses Vertrages, gehören nach dem Urtheile des Verf. so viel und so selten vereinigte Bedingungen, daß er es fast für eine Unmöglichkeit hält, dasselbe beysammen anzutreffen. Erstlich muß derjenige, der in solche Kriegesdienste tritt, sein eigner Herr, oder durch die Erlaubniß seines Oberherrn zu einer solchen Handlung befugt seyn. „Zweytens, spricht der „Verf. weis ein solcher, daß der Herr, dem „er dienen soll, eine rechtmäßige Sache; oder „er weis, daß sie unrechtmäßig ist, oder er „zweifelt noch daran. In den zween letztern „Fällen verbinden ihn seine Pflichten gegen „Gott, gegen die Gesellschaft, und gegen sich „selbst, sich eines solchen Dienstes zu enthal„ten. Die Ehrlichkeit verbietet ihm, sich zu

„einem

„einem Werkzeuge der Laster zu verkaufen.
„Eine solche Niederträchtigkeit ist allen Grund-
„sätzen der Tugend und der Religion zuwi-
„der und eine unbedingte Knechtschaft, die
„so sehr die Würde und Hoheit des Menschen
„entehrt, als sie die Gesetze der Gottheit ver-
„letzet. Sie machet eine jede schändliche
„Handlung, die man darinne begehet, zu eben
„so hassenswürdigen Uebelthaten, als die Ver-
„brechen eines Mörders und Strassenräubers
„sind. In dem ersten Falle hingegen kann
„ein Mensch ohne die heiligen Gesetze im ge-
„ringsten zu verletzen, und auch nach Beschaf-
„fenheit der Umstände aus edlen, tugendhaf-
„ten und großmüthigen Absichten in eines
„fremden Fürsten Kriegesdienste treten."

Mit der Rechtmäßigkeit der Sache des Für-
sten, behauptet der Verf. sey es allein nicht
genug. Der Freywillige, der sich in dessen
Dienste begiebt, soll auch überzeugt seyn, daß
dieser Herr seine gerechte Sache auf eine solche
Weise und durch solche Mittel auszuführen
suche, die den ewigen Gesetzen der Natur und
den Grundsätzen der Menschlichkeit gemäß sind,

und

und daß er ihn nicht zu einem Werkzeuge solcher Handlungen machen werde, die ungerecht, grausam und unmenschlich sind. „Es ist un„streitig, spricht er, daß wir sträflich sind, „wenn wir uns zu solchen Handlungen gebrau„chen lassen; und das wir uns weder vor Gott, „noch vor dem Menschen, noch vor unserm „eigenen Gewissen deshalb werden rechtferti„gen können. Die Religion und die Mensch„heit finden es gleich verdammlich, sich so „dringenden Gefahren, seine heiligste Pflichten „zu verletzen, blos zu stellen.“ Er setzet diese unstreitige Grundsätze in der Folge deutlicher auseinander, wendet sie auch auf die Aufführung hülfeleistender Nationen an, und beschließt mit folgenden freymüthigen Anmerkungen.

„Freylich wird nach diesen Grundsätzen die „Aufführung unserer so gepriesenen eydsgenos„sischen Altvoordern nicht in allen Stücken ge„rechtfertiget werden können; und wer weiß, „wie wir bestehen würden, wenn wir diesel„be zum Probiersteine unserer dermaligen „Weise zu handeln, nehmen sollten? — Ich

„muß

„muß indessen zu Ehren unsers Vaterlandes „noch eine Anmerkung hinzufügen: wenn „schon unser Betragen in dem einen und an„dern mit den strengsten Gesetzen der Gerech„tigkeit und der Weisheit nicht übereinstimmet; „so ist es noch von der Härtigkeit, und man „darf wohl sagen, Tyranney derjenigen Lan„desherren weit unterschieden, welche ihre „Landeskinder, denen sie doch auch Vatertreu „geschworen haben, um einige geringschätzige „Hülfsgelder zu ihrer Ueppigkeit und verderb„lichen Pracht zu erhalten, in fremde Dienste „zwingen, und bald wie Sclaven verkaufen."

Ein weiser Rebublikaner kann bey uns die Stelle der Nachwelt vertreten. Sie, die so wenig als er, die Macht der Tyranney zu scheuen hat, wird vermuthlich auch so urtheilen wie er.

Z.

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

XXV. Den 15. Januar. 1761.

Hundert und vierzigster Brief.

Eben wollte ich Ihnen die Ode auf ein Geschütz als eine Anekdote übersenden, und eben bringet man sie mir gedruckt. * Dies erspart mir die Mühe des Abschreibens, wenn es anders eine Mühe ist, eine so treffliche Ode abzuschreiben, die den Leser allezeit, mehr reizet, je mehr er sie lieset. — Eine wahre Ode! in dem wahren horazischen Schwunge ohne Cramerische Schwazhaftigkeit, fragen Sie ohnfehlbar mit Begierde, von wem ist die? Deutschland hatte einen Uz, aber dieser grosse Dichter

— — crown'd

* Ode auf ein Geschütz, wodurch am Tage der Belagerung Berlins eine Kugel bis mitten in die Stadt getrieben wurde. Berlin den 3ten October 1760. in 4to.

— — crown'd with laurels fairly won
Sits smiling at the Goal while others run
He will not write and more provoking still
Ye Gods he will not write and G - - d will.

— will nicht schreiben. Oden nähmlich will er nicht schreiben; denn daß er Lehrgedichte schreibt, rechne ich ihm so wenig an, als Klopstocken, daß er Lieder macht.

Ja mein lieber Freund, Sie werden in dieser Ode den wahren horazischen Schwung antreffen, aber dabey noch die feine Nettigkeit des Ausdrucks, die Spuren der Feile, die in Deutschland, (ich nehme verschiedene Oden von Uzen aus,) fast nur ein Dichter ohne Schaden des Schwunges anzuwenden weiß. O, ganz gewiß fällt ihnen bey dieser Beschreibung der Verfasser der Oden an die Stadt Berlin und an die Feinde des Königs ein, und wer könnte Ihnen auch sonst einfallen?

Wünschen Sie ihm nur bald die glückliche Gelegenheit die er sich weissaget, wenn er singt:

Denn

Denn ich soll noch die Laute stärker schlagen
Wenn er durch Weihrauchswolken zeucht,
Die Kriegesfurie gefesselt an dem Wagen
Des Ueberwinders keucht;

Wann er auf einem Throne von Trophäen
Rund um sich her der Künste Kranz,
Und wir im Musentempel seine Siege sehen,
Versteckt in Spiel und Tanz.

Wann Er ein Gott Osir! durch unsre Fluren
Im seligsten Triumphe fährt.
Indeß der Ueberfluß auf jede seiner Spuren
Ein ganzes Füllhorn leert.

Ich muß Ihnen noch eine Kleinigkeit anzeigen, die ich nicht eher bemerket habe, als bis ich nach öftern Lesen Zeit gewann, mich umzusehen, ob auch die Kritik hier einigen Platz finde. Der Dichter sagt: wenn er in den elysischen Feldern, in dem Zelte des Großen Friedrich Wilhelms, die jüngste That Friedrichs besungen hätte:

— — wie brausend
Ein Meer von Feinden Ihn umfing,
Er aber seinen Weg hindurch auf zehntausend
Zertretnen Schädeln ging.

 Alcäus

Alcäus würde jezt mein Lied beneiden;
Schon säh ich Cäsarn lauschend nahn,
Mit ihm den weisen Antonin, und den von beyden
Gefeirten Julian.

Dieser letzte Ausdruck gehöret wohl zu den Dingen quas incuria fudit.

Noch bekommen Sie hierbey eine Ode an den Fabius. * — Zwar was sag ich, nicht eine Ode, sondern ein recht artiges, schönes und sinnreiches Gedichtchen; das Sie gewiß auch selbst gern wünschen würden gemacht zu haben; wann es nicht zu beissend wider einen grossen Feldherrn wäre: dann ich weiß, daß ein Soldat am geneigtesten ist, auch seinem Feinde Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Dieses Gedichtchen, so artig es ist, hat doch mit der vorigen Ode schwerlich einen Verfasser. Es ist gar zu merklich, daß darinn die Odenwendung, der kühne Flug der Muse fehlt die

sich mirrt, doch nie verirret.

Inzwischen ist der Verfasser ein Mann von Genie. Am besten gefällt mir das kleine Lob des Königs,

* Torgau, den 3. Nov. 1760. in 4to.

Königs, das in den folgenden Strophen enthalten ist:

Wer nimmt sich nun der Diener grosser Staaten
Der hohen Baßen an,
Und straft den stolzen Potentaten
Der selbst regieren will und kann?

Wer rächt die Feldherrn die nach Ehre dürsten,
Nach Beute lüstern sind,
An diesem wunderbaren Fürsten,
Der seine Schlachten selbst gewinnt?

Und ach, wer rächt die Zunft der schönen Geister,
Nun du geschlagen bist;
An einem Könige, der Meister
Zu allen ihren Künsten ist?

Nr.

Hundert und ein und vierzigster Brief.

Ich weiß nicht was ich dieser Tagen unter meinen uneingebundenen Büchern suchte, aber ich weiß wohl, daß ich ein paar fliegende Bogen darunter fand, von denen ich nicht weiß, wie sie darunter gekommen sind. Ich weiß auch noch nicht recht was ich davon denken soll, indessen will ich Ihnen doch die Tittel am Rande hersetzen.* So viel sehe ich wohl, diese Blätter müssen eine Gelegenheit gehabt haben, die ich aber nicht weiß. Was gehen unser einem auch musikalische Streitigkeiten an; ich bekümmere mich nicht darum, weil ich nichts davon verstehe, so wenig als die französischen Publicisten sich um die Rechte der deutschen

* Neueste Sammlung deutscher Lieder, nebst einem Tractat von deutschen Liedern, mit Vorrede und Register. Erste Nachlese zu der neuesten Sammlung von deutschen Liedern und dem Tractate von deutschen Liedern, nebst Vorbericht und [illegible] und einem musikalischen Intelligenzblatte.

teutschen altweltfürstlichen Häuser bekümmern, bloß weil sie sich auch nicht — verstehen.

Aber es mag zu diesen Blättern Gelegenheit gegeben haben, was da will, so weiß ich doch, daß mir dieselbe im Durchlesen Vergnügen gemacht haben, und dis ist Ursach genug, Ihnen, davon Nachricht zu geben.

Der Tractat von den deutschen Liedern, nebst den meisten Liedern die zu dieser Sammlung gehöret haben, sind, wie der Vorbericht sagt, verlohren gegangen; und es sind nur, ausser einigen recht artigen Liedern, die hier bekannt gemacht werden, bloß Vorrede und Register, nebst einigen Allotriis und einem Stücke von einem musikalischen Intelligenzblatte gerettet worden; man machte auch Hofnung, daß vielleicht noch einmal möchten die Errata dieses Werks aufgefunden werden.

So wenig ich auch von der Musik verstehe, so kann ich doch nicht umhin den Verlust dieses Tractats von deutschen Liedern zu bedauren, es müssen darinn gar vortrefliche

 Sachen

Sachen abgehandelt worden seyn, wie man aus dem noch übergebliebenen kurzem Register abnehmen kann; ich will Ihnen nur einen und andern Artikel hersetzen, von welchem sie auf die Wichtigkeit des Werkes schliessen können:

Sinfo-

Nur noch ein Wort von dem musikalischen Intelligenzblatte; die Allotria bleiben Allotria und gehören nur für die, so sie angehen.

Sachen so zu verkaufen, so beweg- als unbeweglich.

Es sind wohleingerichtete Brillen für diejenigen, welche die Vorzeichnungen, die Punkte, und das Piano und Forte, poco piano und poco forte, pianissimo, fortissimo öfters nicht zu sehen belieben, bey dem berühmten Künstler, Herrn Accurat, für gewissen Preis zu haben.

Sachen, so gestohlen worden.

Es sind am — sechs Tacte aus der Arie des des Capellmeisters — diebischer Weise entwandt, und sogar öffentlich unter einem andern, doch unbekannten Namen debitiret worden. — Wer den Thäter weis, beliebe solches gehörigen Orts anzuzeigen.

Ich möchte wohl, daß jemand ein solches Intelligenzblatt für die Schriftsteller herausgebe, ich glaube es würden viel Avertissementer von gestolnen Gedanken, von Lobeserhebungen die zu vermiethen sind, von Personen die ihre Dienste antragen, u. d. gl. hereinkommen können.

Wenn Sie übrigens etwa wegen der beygefügten Lieder auf die Gedanken kommen sollten, daß der berühmte Herr Marpurg der Verfasser dieser Blätter sey, so muß ich Sie des Gegentheils belehren. Dann ob

wohl

wohl Herr M. auch ein witziger Kopf ist, so siehet doch jedermann leicht, daß weder die Composition der Lieder, noch die Schreibart, in seinem Geschmacke ist. Seine Feder pflegt sich ohnedem nicht zur Belustigung, sondern nur bloß zum Unterrichte des Publici zu bemühen; wie solches sonderlich aus seinen gründlichen Streitschriften wider den Herrn Sorge erhellet, von denen nun die musikalische Welt immer mehr erbauet wird. Ich glaube also nicht daß ihn jemand wegen dieser Bogen in Verdacht haben kann.

T.

Bey dem Verleger ist zu haben.

Doris, oder die zärtliche Schäferin, ein Schäferspiel 8. Dresden, Gröll 1759. 8 Gr.

Storcks A. Abhandlung von den Schierling, oder Cicuta 8. Frft. und Leipzig, 1760. 4 Gr.

Schulzen C. F. Betrachtung der versteinerten Seesterne und ihrer Theile, 4. Dresden, Gröll 1760. 8 Gr.

Grenz A. drey Worte in der Noth, in drey verschiedenen Gotteshäusern vor GOtt und seiner Gemeinde gesprochen, 4. Dresden, Gröll 1760. 6 Gr.

Richters F. T. theoretische und practische Abhandlung von venerischen Krankheiten, 8. Dresden, Gröll 1760. 5 Gr.

Histoire de l'Empire de Russie sous Pierre le Grand, par l'Auteur de l'histoire de Charles XII, Tom. I. 8. *Leipzig Lanckischens* 1760. 1 Rthlr.

Briefe,

die

Neueste Litteratur

betreffend.



IXter Theil.

Berlin, 1763.

bey Friedrich Nicolai.

Bey dem Verleger ist zu haben.

Doris, oder die zärtliche Schäferin, ein Schäferspiel 8. Dresden, Gröll 1759. 8 Gr.

Storcks A. Abhandlung von den Schierling, oder Cicuta 8. Frft. und Leipzig, 1760. 4 Gr.

Schulzen C. F. Betrachtung der versteinerten Seesterne und ihrer Theile, 4. Dresden, Gröll 1760. 8 Gr.

Crenz A. drey Worte in der Noth, in drey verschiedenen Gotteshäusern vor GOtt und seiner Gemeinde gesprochen, 4. Dresden, Gröll 1760. 6 Gr.

Richters F. T. theoretische und practische Abhandlung von venerischen Krankheiten, 8. Dresden, Gröll 1760. 5 Gr.

Histoire de l'Empire de Russie sous Pierre le Grand, par l'Auteur de l'histoire de Charles XII, Tom. I. 8. *Leipzig Lanckischens* 1760. 1 Rthlr.

Briefe,

die

Neueste Litteratur

betreffend.



IXter Theil.

Berlin, 1763.
bey Friedrich Nicolai.



Inhalt der Briefe
des neunten Theils.

Hundert

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

Neunter Theil.

Briefe,
die neueste Litteratur betreffend.

I. Den 29. Januar. 1761.

Hundert und zwey und vierzigster Brief.

Warum wir viele so gar schlechte Schriftsteller in Deutschland haben? — Aus allerhand Ursachen, unter denen gewiß nicht eine die geringste ist, daß ein jeder angehender Schriftsteller, so oft er nur ein Paar unreife Gedanken zu Papiere gebracht, gleich damit hervorwischet, und sie der Welt vorleget. Daher kommt die entsetzliche Menge von Schriften, die alle in einer Messe gedruckt werden, und ehe die andere kommt, schon so sehr vergessen sind, daß man sie nicht einmal den Namen nach kennet. Gleichwohl meynt der junge Autor, er sey ein rechter Mann, nachdem er gedruckt worden ist; die Welt hingegen, die seine erste Früchte mit der größten

Gleichgültigkeit aufgenommen hat, bezeiget schon ein widriges Vorurtheil wider ihn, wann er mit einer neüen Arbeit hervortritt, die auch etwas mehr zu versprechen scheinet. Ich gestehe es, daß diese Art zu urtheilen nicht allzubillig ist. Niemand wird auf einmal ganz vollkommen, jedermann muß erst Lehrlingsstücke machen, und selbst die größten Geister sind hievon gar nicht ausgenommen. Dahero scheinet es unbillig zu seyn, jemanden seine erstere unausgearbeitete Stücke zur Last zu legen. — Dennoch thut es das Publikum. Auch in Deutschland wird alle Tage noch die Anmerkung des Dübos bestätiget, daß es dem Ruhme eines Schriftstellers sehr zuträglich ist, wann er seine Lehrlingsstücke vor den Augen der Welt zu verbergen, und sie mit einemmale durch ein Meisterstück zu überraschen weiß. Es zeigt in der That viel Selbsterkenntnis an, wann ein Schriftsteller seine Geburten noch zu unreif befindet, als daß er sich getrauete sie der Welt vorzulegen; und eben diese Selbsterkenntnis machet, daß, wann er sich hernach entschlüsset öffentlich hervor zu treten, das allgemeine plaudite nie zu

fehlen

fehlen pflegt. Ein Schriftsteller der seinen Namen zum erstenmale bey einem Buche nennet, das von der Welt gleichgültig ist aufgenommen worden, und der auch endlich wohl selbst einsiehet, daß die Welt nicht unrecht gehabt habe, wird wegen dieses mislungenen Versuchs gewiß mehr zittern, wenn er mit einem neuen Werke hervor tritt; er hat gleichsam kein gutes Gewissen, er sagt in der Vorrede: „Diese und jene Arbeit von „ihm sey günstig aufgenommen worden, ob er „gleich derselben Unvollkommenheit wohl einsehe,„ und was dergleichen captationes benevolentiæ mehr sind. Er sucht den Beyfall der Welt — und erhält ihn vielleicht nicht.

Ganz anders ist es mit einem Schriftsteller, der Einsicht genug hat seine Werke bey sich selbst zur Reife kommen zu lassen, und sich das demüthigende Bekenntnis zu sparen, daß er der Welt einmal etwas schlechtes vorgeleget habe. Er tritt auf, unbekümmert um seinen Ruhm; er darf sich nur zeigen, so rauschet ihm schon Beyfall entgegen.

Baumgarten hatte nichts geschrieben, als er seine Metaphisik heraus gab, und dieses Werk wird hinreichen, seinen Ruhm auch bey den Nachkommen zu bevestigen. Wer kannte den Namen Rabener, als derselbe zuerst bey dem Worte Satyren erschien, und wer würde sich einige Zeit darauf nicht geschämet haben, wann ihm dieser Name hätte unbekannt seyn sollen. Kleist gab ohne seinen Nahmen den Frühling heraus, und dennoch war sein Nahme sogleich in jedes Munde. Wem sind die Nahmen Uz oder Klopstock unbekannt, und haben sich diese Dichter wohl Mühe gegeben, den Beyfall der Welt zu erschmeicheln?

Eben so wenig hat es Herr Ramler gethan — Vor einigen Jahren, ohne die Welt durch das geringste Probestück vorzubereiten, zeigte er sich in seinem deutschen Batteux, als einem einsichtsvollen und sehr feinen Kunstrichter. Es schien, daß ihn der Beyfall der Welt zu mehreren Unternehmungen von dieser Art hätte aufmuntern sollen. Aber, nachdem er sich einige Zeit ausgeruhet

übet hat, so zeigt er sich mit einemmale in einem ganz andern Felde, nämlich in dem Felde der Dichtkunst, und zwar wieder mit Stücken, die ganz unstreitige Verdienste haben, und verbirget wieder mit der Klugheit, die Dübos allen Schriftstellern anräth, seine Lehrlingsstücke vor den Augen der Welt.

Ich habe Ihnen neulich von einer von seinen Oden Nachricht gegeben. Jetzt muß ich ihnen seine geistliche Cantaten * anzeigen, die er vor ein Paar Wochen hat drucken lassen. Es sind in diesem Bändchen drey Stücke enthalten: Die Hirten bey der Krippe zu Bethlehem; der Tod Jesu und die Auferstehung und Himmelfarth Jesu. Sie sind allerseits von grossen Meistern componirt, in Berlin aufgeführt worden. Das zweyte Stück besonders, nachdem es, nach der Composition des verewigten Grauns, zuerst vor sechs Jahren, in der Domkirche mit einer ungewöhnlichen starken und vortreflichen Be-

* Berlin, bey Voß 1760. in Octav.

Begleitung von Instrumenten aufgeführet worden, hat seitdem jährlich alle Einwohner dieser Hauptstadt erbauet und entzücket, die nicht zu allen Empfindungen musikalischer und poëtischer Schönheiten verwahrloset sind. Der vorzügliche Beyfall den dieses Stück allenthalben erhalten hat, scheinet auch die Ursache zu seyn, warum sich Hr. R. bey diesem öffentlichen Abdrucke besonders hat bemühen wollen, es noch vollkomner zu machen als es war, so, daß es jetzt an vielen Stellen gänzlich verändert worden.

Ich muß Ihnen gestehen, daß ich gar nicht damit zufrieden bin, daß Herr R. diese Veränderungen vorgenommen hat. Ich zweifle zwar nicht, daß er dazu einige Ursachen mag gehabt haben. Da aber dieses Gedicht zur Musik gemacht worden, so hat es ja wohl den Zweck seiner Bestimmung vollkommen erreichet, nachdem es von zweyen der größten Componisten in Deutschland, von einem Graun und Telemann, wirklich in die Musik gesetzet worden. Da ferner diese Cantate nicht allein in Berlin und Hamburg, sondern

auch

auch fast in allen grossen Städten Deütschlandes aufgeführet, und sogar mit der Graunischen Musik gedruckt worden, folglich allenthalben bekannt ist; so wäre es wohl besser, wenn dieselbe so wäre gelassen worden, wie sie war, anstatt daß nunmehr weder die Musik zum Gedichte, noch das Gedicht zur Musik zu gebrauchen ist.

Was die Veränderungen selbst betrift, so möchte ich fast zweifeln, ob dieselben zu der mehreren Vollkommenheit des Gedichts etwas beytragen. Ich habe an vielen Stellen die weggelassene Verse bedauert. An vielen Stellen habe ich die Ursachen der Veränderung nicht einsehen können. Ich weiß zwar wohl, daß Herr Ramler unter andern eine sehr feine Empfindung in Absicht des Wohlklangs und der dahin gehörigen Anordnungen besitzet; und es könnte vielleicht seyn, daß mir einige feine Bemerkungen entwischet wären, die er in dieser Absicht über seine Gedichte gemacht hat, aber dennoch — — Doch ich will Sie selbst über einige Veränderungen urtheilen lassen, ich weiß ohnedem, daß diese Cantate von

Anfang an, einen so heftigen Eindruck in Sie gemacht hat, daß Sie die Poesie beynahe auswendig wissen, und sich die Graunische Musik auch ohnfehlbar noch sehr deutlich vorstellen. Wenigstens erinnern Sie sich gewiß noch des ersten Recitativs, wo die Sängerin, nachdem die Gemüther der Zuhörer durch ein rührendes Chor waren vorbereitet worden, in einem klagenden Ton langsam anhebt:

Gethsemane! — Gethsemane!
Wen hören deine Mauren
So bange, so verlassen trauren?
Wer ist der peinlich langsam sterbende? —

Empfinden Sie noch eben die Rührung, wenn Sie folgende veränderte Zeilen lesen?

Ihr Palmen in Gethsemane
Wen hört ihr so verlassen trauren
Wer ist der ängstlich sterbende? —

Anfang der ersten Arie:

Du Held auf den die Köcher
Des Todes ausgeleert,
Du hörest den der schwächer
Am Grabe Trost begehrt,
Du willst, du kannst sein Schutzgott seyn.

Lautet

Lautet in der Veränderung folgender massen:

Held! auf den der Tod den Köcher
Ausgeleert,
Hör am Grabe den der schwächer,
Trost begehrt.
Gottmensch nimm dich seiner an.

Merken Sie, daß die Abänderung, der Versart nicht zu gedenken, dasjenige, was vorher eine zuversichtliche Anrede war, nunmehr in eine schmachtende Bitte verwandelt worden. Und diese Bitte hängt, wie mich dünkt, nunmehr weder mit dem vorigen noch mit dem nachfolgenden vollkommen zusammen: in den vorhergehenden Recitativ war der Todeskampf Christi in Gethsemane beschrieben worden. Die gläubige Seele ziehet in der Arie dieses auf sich, und redet den Heiland an:

„Weil auf dich selbst die Köcher des Todes „ausgeleeret worden, so nimmst du dich des „Sterbenden an, der Trost begehret.„

Dann dieser Nachdruck lieget in der Anrede, so wie sie erst war, verborgen, dahingegen man

bey

bey der Bitte, hör am Grabe, diesen Nachdruck nicht empfindet.

Der zweyte Theil der Arie erkläret dieses noch ferner, denn darinn ziehet der Singende in eine Frage, was im ersten Theile von jedem Sterbenden, der Trost begehrt, gesagt worden, noch näher auf sich selbst.

Wann ich am Rande dieses Lebens
Abgründe sehe wo vergebens
Mein Geist zurücke strebt;
Wann ich den Richter kommen höre,
Mit Wag und Donner, und die Sphäre
Von seinem Fußtritt bebt,
Wer wird alsdann mein Schutzgott seyn?

Und antwortet sich selbst im Da Capo mit der größten Zuversicht:

Du Held ꝛc.

Bey der Veränderung hingegen, scheinet der zweyte Theil nicht sowohl eine Frage, sondern ein ängstliches Zweifeln zu seyn, indem keine Antwort folgt, sondern nur die Bitte:

Held — hör am Grabe ꝛc.

Ich muß bey dieser Veränderung noch ein Paar Anmerkungen machen, die zwar wirklich Kleinigkeiten

ken betreffen, aber ich weis, daß sonst dem Hrn. R. auch Kleinigkeiten nicht gleichgültig zu seyn pflegen, er pflegt vielmehr, sonderlich wann er etwas zu verbessern sucht, auch darin äusserst genau zu seyn; und dadurch giebt er seinen Gedichten die Nettigkeit, das Ansehen der Vollendung (fini) weswegen man sie mit einem Vanderwerf vergleichen möchte.

In den beyden Versen.

> Hör am Grabe, den der schwächer,
> Trost begehrt.

ist die Construction etwas verworfen und undeutlich. Dies sollte in Versen, die zum Singen gemacht sind, am wenigsten Statt finden. Man unterscheidet beym ersten Anhören nicht deutlich, ob am Grabe auf Held, oder auf den der schwächer gehet. Diese beyde versetzte Worte, am Grabe, verursachen ausserdem noch eine andere Unbequemlichkeit. Der Componist kann wegen des Verstandes, die Wörter schwächer und Trost schwerlich durch eine ausdrückliche Pause von einander trennen; wann sie nun der Sänger nacheinander aussprechen soll, und sich nicht be-

sonders

sonders wohl in acht nimmt, daß er das Comma in der Aussprache deutlich unterscheidet, so wird der Zuhörer glauben er höre:

Der schwächern Trost begehrt.

Das Wort Gottmensch wird zwar einem eifrigen Theologen gefallen, ich habe auch an sich selbst nichts daran auszusetzen; aber mich dünkt es ist wegen der vielen Mitlauter in einem musikalischen Gedichte nicht wohl zu leiden. Nehmen Sie dazu, daß auf dieses Wort, das sich mit viertehalb Mitlautern endigt, ein einsilbiges Wort folgt, das noch dazu auch mit einem Mitlauter anfängt, und zwey andere bey sich führt. Jedermann wird leicht empfinden, daß Gottmensch nimm, nicht wohl klinget.

Ich mag es betrachten, wie ich will, so wünsche ich, daß diese Arie so geblieben wäre, wie sie war. — Das erste Recitativ endigte sich sonst mit dem Ausrufe:

Betrübt ist meine Seele
Bis in den Tod. —

Hierzu hat Herr R. folgende Worte gezogen, die sonst im zweyten Recitativ standen:

Laß Vater diese Stunde —
Laß sie vorüber gehn;
Nimm weg den bittern Kelch von meinem Munde!
Du nimmst ihn nicht — wohlan dein Wille soll
geschehn.

Er hat dazu Grund gehabt; dann sie gehören zur Beschreibung des Todeskampfs Jesu, und stehen hier besser. Nur schade daß Herr R. uns dabey folgende vortrefliche Verse entziehet.

Ach mein Immanuel! da liegt er tief gebückt
Im Staube, ringt den Tod entgegen, blickt
Gen Himmel, jammert laut.

Sie hätten doch, meines Erachtens, sehr leicht können beybehalten werden, nach den Worten im ersten Recitative:

Sein Herz in Arbeit fliegt aus seiner Höhle;
Sein Schweiß rollt purpurroth die Schläf herab —
Ach mein Immanuel, da liegt er tief gebückt
Im Staube, ringt den Tod entgegen, blickt
Gen Himmel, jammert laut: betrübt ist meine
Seele ꝛc.

Ein aufmerksamer Leser würde auch alsdann dem Dichter für die ungesuchte Steigerung: Er

zagt gleich dem Sünder — Er sinkt belastet — Er liegt tief gebückt im Staube, ohnfehlbar Dank gewußt haben. Der kleine Uebelstand, daß bey diesem Vorschlage drey männliche Ausgänge zusammen kommen, von denen nur zwey reimen, wäre wohl mit leichter Mühe zu heben.

Der Beschluß folgt.

Briefe,
die neueste Litteratur betreffend.

II. Den 5. Februar 1761.

Beschluß des hundert und zwey und vierzigsten Briefes.

Da nun also die Beschreibung des Todeskampfs JEsu in das erste Recitativ eingeschlossen ist, so fängt sich nach der Arie und dem Choral des zweyte Recitativ auf eine würdige Weise an:

Erheitert hebt er auf von der erstaunten Erde,
Gestärkt durch eines Engels Hand. —

Doch halt — was schreibe ich da aus dem Kopfe hin, so hieß es sonst; jetzt aber finde ich im Buche:

Der Held erhebt sich von der Erde,
An seines Engels Hand.

und bin verdrüßlich über diese Täuschung. Wie da! wann Herr R. auch etwa das Beywort erstaunt, nicht recht angemessen gefunden hätte; warum will er uns verbergen, daß Jesus erhei-

tert war, weil er durch einen Engel gestärkt worden. Ja, wird er vielleicht sagen, daß Er muste sich auf ein Kennwort beziehen, und konnte ohnmöglich bis aufs vorige Recitativ zurückdeuten, sobald ich also setzte: Der Held — aber mein Herr R. warum setzen Sie der Held. Dis Wort päßt sich auch nicht recht, lieber doch der Heiland. — Nicht doch! der Heiland hebt, das wären ein paar heßliche H. H. hintereinander. — Ich ziehe mich zurück, warum unternehme ich auch Verbesserungen, da, wo sie selbst einem Ramler nicht recht gelingen wollen. Doch genung von diesen Kleinigkeiten.

Herr Ramler hat noch andere wesentliche Veränderungen in der Anordnung seines Gedichts vorgenommen. Anstatt der Arie: Ein Gebet um neue Stärke rc. finde ich ein Terzett, nebst einem Chore. Nach dem Chore: Unsre Seele ist gebeuget rc. ist das Choral ausgelassen. Imgleichen ist das Chor: Christus hat uns ein Vorbild gelassen rc. ganz weg geblieben. Das Duett: Feinde die ihr mich betrübt rc. ist etwas verändert. Das Chor: Freuet euch alle

ihr

ihr Frommen 2c. ist nebst dem Choral: Wie herrlich ist die neue Welt, weg geblieben, und an die Stelle ein Doppelchor gesetzet worden; andere kleine Veränderungen in einzeluen Versen zu geschweigen.

Ich will es einen Tonkünstler überlassen zu beurtheilen, ob das Gedicht, so wie es jezt beschaffen ist, einer vollkommenern musikalischen Ausführung fähig seyn werde, als vorhero. Ich zweifele nur, daß sich ein Tonkünstler finden werde, der es wagen sollte, nach einem Graun und Telemann, dieses Stück nochmahls zu componiren.

Von der Cantate: die Auferstehung und Himmelfahrt Jesu, die Ihnen vielleicht noch nicht so bekannt seyn wird, will ich Ihnen ein Recitativ zur Probe hersetzen:

Judäa zittert; seine Berge beben,
Der Jordan flieht den Strand —
Was zitterst du Judäens Land;
Ihr Berge warum bebt ihr so?
Was war dir Jordan, daß dein Strom zurück floh?
Der Herr der Erde steigt
Empor aus ihrem Schooß, tritt auf den Fels und zeigt

Der staunenden Natur fest Leben —
Des Himmels Myriaden liegen auf der Luft
Rings um ihn her; und Cherub Michael fährt
nieder
Und rollt des vorgeworfnen Steines Last
Hinweg von seines Königs Gruft.
Sein Antlitz flammt, seyn Auge glühet;
Die Schaar der Römer stürzt erblaßt
Auf ihre Schilde; flieht ihr Brüder!
„Der Götter Rache trift uns! fliehet!

Welches Feuer! welche Einbildungskraft! — Welch ein Vergnügen ist es doch, wenn man Werke beurtheilet, wo die Schönheiten, die man auf jeder Seite antrift, uns so angenehm unterhalten, daß man Mühe hat, nach den Stellen wieder zurück zu kommen, bey denen etwa einige Anmerkungen zu machen sind. Wie weit anders ist es doch, wann man einem Schilderer oder Empfinder seine Exercitia corrigiren muß! und doch muß man dieses öfters thun, als man jenes thun kann.

S.

Hundert

Hundert und drey und vierzigster Brief.

Sie fragen, welches dann die schweizerische Schriftsteller sind, die unter den Deutschen zuerst angefangen, die Menschen in der grossen politischen Gesellschaft mit wahren philosophischen Augen zu betrachten. Ich glaube Ihnen die Namen Iselin und Zimmermann mehr als einmal genennet zu haben, die in diesem Felde, unter uns die ersten Früchte gezogen. Die philosophische und patriotische Träume des erstern, und der Nationalstolz des leztern, verdienen den Beyfall vollkommen, denn sie durchgehends erhalten haben. Vom Nationalstolz ist lezthin zu Zürich* eine verbesserte Auflage herausgekommen, die von der ersten merklich unterschieden ist. Der Verf. hat seine zerstreuete Anmerkungen in Ordnung gebracht, und mit mehr als schriftstellerischer Verläugnung alle die witzigsten Gedanken und herrlichsten Stellen weggelassen, die ihm mehr zu schimmern, als zu unterrichten schienen. Der Vortrag hat dadurch

 etwas

* Bey Heidegger und Compagnie. 1760. in 8vo.

etwas von seinem vorigen Feuer, und das Werkgen ziemlich von seiner vorigen Masse verlohren, allein zu seinem Vortheile. Durch die abgemessene Ordnung und Kürze, die der Verf. hinein zu bringen gewußt, ist es eines der feinsten Ausarbeitungen geworden, die wir im Deutschen haben. Die Schreibart ist beneidenswerth, und wäre unverbesserlich, wenn nicht an einigen Stellen die Mühe allzu merklich wäre, die sich der Verfasser gegeben, die ihm fremde hochdeutsche Mundart zu errathen. Er sucht öfters Redensarten, die nicht gesucht, sondern durch den Umgang eingesogen werden müssen, und verfehlt dadurch nicht selten ihren wahren Nachdruck. Er verläugnet seine Provincialsprache sehr glücklich; aber man merkt es, daß ihm diese Verläugnung sauer geworden. — Seine Beyspiele sind die ausgesuchtesten, und seine Denkungsart ist edel und philosophisch. Der Weitläuftigkeit feind, begnügt er sich das Wesentliche zu sagen, so zu sagen, daß der Leser das übrige mit Vergnügen hinzudenkt, und spottet der unermüdeten Schriftsteller, die sich mit ihren Lesern nie einlassen, ohne ihm alles

zu sagen, was sie nur wissen. „Die Proseschrei-
„ber, spricht er bey Gelegenheit der Verachtung
„der Menschen gegen einander; die Proseschrei-
„ber verachten sich untereinander. Manche sind
„auf ihre Weitläuftigkeit, manche auf ihren Ver-
„stand stolz. Jene schreiben alles was sie wissen;
„diese nur was wissenswürdig ist. Jene schlep-
„pen auf Karren in ihren Werken zusammen,
„was man von der Sündfluth an, ohne sie ge-
„wußt hat. Sie werden des Schleppens nicht
„satt, sie reissen ihren Gegenstand mit den Zäh-
„nen herum, sie leiren auf ihre Weitläuftigkeit
„stolz, ihr unüberwindliches Geschwätze dahin,
„bis ein sanfter Schlaf den Leser überfällt, und
„sie leiern noch. Der Verfasser eines Folianten
„scheint ihnen ein riesenmäßiger Geist, der Ver-
„fasser eines Duodezbändchens ein Geck. Es
„ist in ihren Augen Unsinn, wenn man nur
„von dem Wesentlichen gerührt, nicht mehr sagt,
„als gesagt zu werden verdienet. Sie heissen
„ungelehrtes, tändelhaftes, leichtes und flüchti-
„ges Zeug, was mit Wahl, mit Richtigkeit und
„Anmuth geschrieben ist. Sie verwerfen, was
sie

„sie nicht kennen, die Sorge für die Schreibart, und die Belesenheit. Sie verwerfen den „Witz, weil sie keinen haben. Der gelehrte Haufe „nennt die Classe, die Verstand hat, die „Classe der Bleichmeister. Die Classe, die Verstand hat, nennt den Haufen ihrer Gegner die „Classe der Pedanten, weil ein Mensch, der „ohne Verstand auf einen unnützen Quark von „Gelehrsamkeit stolz ist, ein Pedant ist.“

In der ersten Auflage schien Herrn Zimmermann blos den freyen Staaten einen Stolz auf ihre Regierungsform zu erlauben, und diesen Stolz nur einem Republikaner zu vermischen. Allein die glänzende Rolle, die jetzt unser monarchischer Staat vor den Augen der Nachwelt spielt, und die des edlen Stolzes so würdig ist, als alles was die Geschichte von Republiken erzählt, hat ihn auf andere Gedanken gebracht. Er widmet in der zwoten Auflage dem Stolze, der in Monarchien Platz hat, ein besonderes Hauptstück, und Sie werden leicht erkennen, welche Monarchie hier sein einziges Beyspiel ist. „Der Stolz,

„der

„der in Monarchien Platz hat, spricht er, ist die
„Erhabenheit, die der Mensch fühlt, wenn er
„sich durch die Person seines Monarchen vor-
„züglich beglückt siehet. — Dieselbe Nach-
„ahmungssucht, welche die Hofleute des Alex-
„anders antrieb, den Kopf gegen die Schulter
„zu krümmen, weil der Kopf des Alexanders schief
„hieng, macht den Geist der Unterthanen groß,
„wenn der Geist des Monarchen groß ist.“
Der Gedanke ist glänzend, aber falsch. Bey den
Hofleuten des Alexanders war es nicht Nach-
ahmungssucht, sondern Schmeicheley, daß sie
einen Naturfehler ihres Monarchen nachahmten,
aber die Grösse des Geistes läßt sich von keinem
Schmeichler annehmen. Man kann aus Nieder-
trächtigkeit den Kopf schiefwärts krümmen, aber
nicht den Geist erheben. — Und warum sollen
wir von der andern Seite uns selbst mit der Nach-
ahmungssucht vergleichen, wenn man durch ein
grosses Beyspiel angefeuert, die wahre Seelen-
grösse kennen, lieben und selbst darnach streben
lernt? Ist dieses Nachahmung, oder ist es nicht
vielmehr die uns angebohrne Liebe zum Erhabe-

 nen,

nen, die jezt durch die Macht des Beyspiels einen neuen Trieb bekömmt? In dieser Betrachtung läßt sich mit Recht hoffen, der grosse Geist des Monarchen werde den Geist der Nation in der That veredlen und nicht bloß zur Nachahmungssucht reizen. Herr Z. selbst leitet in der Folge diese rühmliche Nacheiferung von einer edlern Quelle her. „Das Reich, spricht er, das „in Europa seine Augen am meisten auf seinen „König heftet, wird so oft alle andre Reiche der „Erde übersteigen, als sein König das ist, was „er seyn soll. Alles kömmt auf die Person des „Monarchen an. Der beste Kenner der alten „und neuen Staatsverfassungen hat gesagt: die „Sitten des Monarchen tragen zu der Freyheit „so viel bey, als die Gesetze; er könne aus Men„schen Thiere, und aus Thiere Menschen machen; „er werde Unterthanen haben, wenn er freye „Seelen liebe, er werde Sclaven haben, wenn „er kleine Seelen liebe. Die erhabensten Fähig„keiten bleiben verborgen, wenn sie der Fürst nicht „hervor ruft.

„Ein

„Ein Fürst der zugleich die Macht und den Willen „hat seine Unterthanen glücklich zu machen, ein „Fürst den bey seinem Leben sein Volk als einen „Gott verehret, und bey seinem Tode als einen „Vater beweint, theilt seine Grösse mit seinem „Volke. Die Majestät des Thrones ist ein Licht, „das von dem Monarchen auf das Volk, und „von dem Volke auf den Thron fällt."

Hierauf folgt eine Beschreibung des Fürsten, auf welchen die Nation stolz zu seyn Ursache hat. Diese gehet uns so nahe an, daß ich mir ein Vergnügen mache, sie ganz abzuschreiben. Sie schmeichelt unserer Eigenliebe auf die angenehmste Weise, indem sie uns berechtiget, an der Grösse eines Monarchen Theil zu nehmen, da andere sich begnügen müssen, sie in der Ferne zu bewundern.

„Der Unterthan würde den gerechtesten Stolz „empfinden, wenn der Monarch die Tage seiner „Jugend in der Einsamkeit zugebracht, in den „Jahren der Wollust das Unglück gekannt, und „in dem Alter der Freuden gelernt hätte, ein „König zu seyn.

„Der

„Der Geist der Nation nähme einen neuen „Schwung; alle Künste bezauberten die Sinne, „alle Wissenschaften reizten den Verstand, wenn „dieser König auf dem Throne, ein Philosoph, „ein Gesetzgeber, ein Freund der Künste, des „Friedens, der Wissenschaften, und der Menschen wäre. — —

„Der gegründeteste Stolz würde die Armeen „dieses Königs ermuntern, wenn er im Kriege „so groß als im Frieden die Beschwerden der „Märsche, die Unbequehmlichkeiten der Jahrszeiten, den Mangel aller Bedürfnisse des Lebens „mit den Soldaten theilte; wenn er mitten „unter ihre Haufen träte, wenn er in ihre Zelter „ginge, mit jedem spräche, mit den Muntern „frölich, mit den Unglücklichen betrübt, Oel in „ihre Wunden und Linderung in ihre Schmerzen brächte; wenn er ihre Ungeduld in ihren „Schwachheiten, und ihren Heldenmuth im „Tode unterstützte? Wenn er, vor dem Feinde, „mit den Eigenschaften des größten und des „klügsten der Helden, das Künftige durch das „Vergangene vorhersähe, und immer das Gegen„wärtige

„wärtige mit Adlersblicken überschauend den „kurzen, den entscheidenden Augenblick ergriffe; „wenn er mit der Todesfahne in der Hand vor „seinen Völkern herführe, und mitten in den „Flammen der Schlacht, mit unerschütterter „Gegenwart des Geistes auf einmal Noth und „Errettung bemerkte.

„Die Unterthanen dieses Königs sahen, aus „unendlichen Gefahren, die Tage seiner Grösse „nahen, wenn die gewaltigsten und zum Streite „für die Oberherrschaft der Welt geweihten Völ„ker wieder ihn aufstünden. Sie sagten mit „einem ihrer schönsten Genien: die unüberwind„liche Standhaftigkeit, der gesetzteste Muth, „die keine Ermüdung kennende Thätigkeit, und „die weit über die gemeine Schranken gehende „Weisheit unsers Beschützers sind uns Bürgen der „göttlichen Hülfe. Die kleinen macedonischen „Haufen stürzten sich mit der Ueberzeugung in „die mächtige Heere der Feinde: Wir sind Ge„schöpfe einer höhern Ordnung, weil die Seele „unserer Armee ein Geschöpf von höherer Ord„nung ist.

„Jede

„Jede Seele würde groß, wenn der Monarch
„durch die Geschwindigkeit und die Menge noch
„nie erhörter Thaten, von Freunden und Fein-
„den bewundert, die Augen aller Völker auf
„sich zöge;" wenn er bald durch die Natur,
„bald durch die Zahl, bald durch Helden, die
„er siegen gelehrt, überwältigte, immer Hülfe in
„der Noth, immer Errettung am Rande des
„Abgrundes, nach jedem Verluste neue Siege
„erstritte, und niemand ähnlich als sich selbst,
„in Glück und Unglück groß, bald seine Feinde,
„bald sein Unglück besiegte.

„Jede Seele würde groß, wenn endlich, über
„den weiten Grabe der Ueberwundenen und der
„Ueberwinder der Friede zu leuchten anfienge;
„wenn über den Helden der Philosoph, über
„den Rächer der Menschenfreund, wenn der
„Monarch über sich selbst triumphirend, der
„müden Welt zurief; es ist genug!" — So
„weit Zimmermann.

Ein

Eine Dichterinn, die den Sieg des Königs bey Torgau * besungen, prophezeiet uns diesen glücklichen Tag in folgenden schönen Strophen;

Schutzengel, die als Er gewonnen,
Unsichtbar um Ihn her geschwebt,
Frolockten laut, daselbst, wo über tausend Sonnen
Die Gottheit ihren Stuhl erhebt;
Sie warfen sich aufs Antlitz nieder,
Und seine Stimme hieß sie gehn,
Um künftig mit bedeckenden Gefieder
Noch meinem König beyzustehn.

Sie lagen noch und baten Friede
Von den, der auf dem Stule saß,
Erhörung redete herab in einem Liede
Zu heilig für das Sylbenmaaß,
Sanft thönten in die goldne Harfen
Accente der Erbarmung ein,
Und Väter, die zum Thron die Cronen warfen,
Vernahmen, bald solls Friede seyn.

Der

* Den Sieg des Königs bey Torgau, beschrieb Anna Louisa Karschin, gebohrne Dürbachin. Glogau 1760.

Der Weltweisheit und Freundschaft heilig
Sind meines Helden Tage dann.
Kommt frohe Stunden, kommt, seyd ungewöhnlich eilig!
Euch lächelt Er von fern her an;
Dann zieht der Schlachten, die entscheiden,
Der Philosoph von Sans-Souci.
Die Flur vor, wo sichre Heerden weiden,
Und wie Horaz, so singt Er sie.

Der Beschluß folgt.

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

III. Den 12. Februar. 1761.

Beschluß des hundert und drey und vierzigsten Briefes.

Was dünkt Ihnen von vorerwehnten Zeilen? Sie werden vermuthlich Lust bekommen, das Gedicht ganz zu lesen, aus welchen sie genommen sind? Alle Strophen sind zwar nicht von gleicher Stärke, allein aus einigen leuchtet eine männliche, und fast etwas wilde Imagination herfür, die ganz untrüglich ein ungemeines Genie verräth. Wenn die Dichterin, wie man sagt, bisher in einem Stande gelebt, da sie weder Erziehung, noch Unterricht, weder Anleitung, noch Aufmunterung geniessen können; so sind ihr die Fehler desto leichter zu verzeihen, und die Züge des Genies gereichen ihr zu desto grösserer Ehre. Urtheilen Sie aus folgenden Stellen!

O Muse! die mit kühnen Fluge
Bis ins Gewühl der Feldschlacht dringt,
Dem Held zum Streite folgt, und seines Heeres Zuge
Nach späht, und grosse Thaten singt,
Trag meine Phantasie auf Flügeln
Hin, wo die Elb aus Ufer trat,
Zu sehen, wie auf nachbarlichen Hügeln
Mein König grosse Dinge that.

Daun hielt an Zuversicht gelehnt
Den Degen in der Hand, und sah
Sein unabsehnlich Heer am Strom weit ausgedehnt,
Stolz auf sein Lager stand er da
Und zählte seiner Wagen Menge,
Gemacht um Feuer auszuspeyn,
Schon dacht er sich gerühmt durch Siegs-Gesänge,
Schon sah er Wien lusttaumelnd seyn.

Hohnlächelnd von Berlin gekommen,
Vereint sich mit ihm Lascy. —
Und vom gerechten Zorn des Helden eingenommen,
Drang itzt der König gegen sie;
So stürzt ein Adler auf die Schlange,
Die sicher zwischen Felsen liegt,
Schlau auf der Hut, entwischte sie ihm lange,
Er überrascht die List, und siegt. —

Der König winkt, die Reuter falten
Ernsthaft die Stirnen, und ihr Arm
Wird ihren Feinden schwehr. G schwungne Säbel spalten
Den Kopf, und vom Gehirn noch warm
Zerfleischt das Schwerdt die Eingeweide. —

Welches Gemälde! Sagen Sie mir doch, ob es wahr ist, daß die Reuter die Stirnen falten, wenn sie einhauen! Der Zug ist erhaben, und so viel ich weis, noch ungebraucht. Ich begreife nicht, wie ein unkriegerisches Frauenzimmer auf diese Bemerkung hat zuerst kommen können!

Z.

Hundert und vier und vierzigster Brief.

Die Einfælle und Begebenheiten die mit einer gratesken Vignette gezieret, ohne Benennung des Orts heraus gekommen, sind ein anmuthiges Allerley von lustigen und ernsthaften, satyrischen, kritischen und philosophischen Gedanken, in deren Gesellschaft sich auch manche Pößchen und Wortspiele einschleichen. Der Verf. will sich folgende Grabschrift setzen lassen:

Ci git H . . , jureconsulte malgré lui.

und sagt am Ende des Büchelchens: „Ich baue „einen Garten, wo keine Blumen wachsen. Die „silbernen Bäche, für den Narcissus gefährlich, „deren sanftes Murmeln die Dichter verstehen, „fliessen weit, ach leider! weit davon. Kein „Schäfer besucht diese Gegend, und Philomele „kennet sie nicht. Ein Feld mit traurigen Dor„nen ist mir zum Erbtheil geworden. In diesem „sitze ich einsam die ganze Lebenszeit und löse Kno„ten auf, welche Verschlagenheit künstlich geknüpft „hat. Vergebet mir also, ihr Richter des guten

„Ge-

„Geschmackes! wenn meine Schreibart herbe „und je zuweilen nach Acten schmeckt.„

Unter den lustigen Einfällen haben mir folgende vorzüglich gefallen: „Als ich Doctor wurde, er„zehlt der Verf., hatte ich mit einem Kaufmanne „Bekanntschaft, der scherzhaft zu mir sagte, ich „würde ihm doch auch eine Disputation überbrin„gen. Das that ich. Als er die vielen Allegata „sahe, fragte er, was die * * und † † nebst bey„geschriebenen Namen verschiedener Schriftsteller „bedeutete? Es sind Tratten, sagete ich, denn „weil ich einige Sätze vor wahr annehme, daran „vielleicht der Leser zweifelt; so solte ich selbige „beweisen; aber der Kürze halber thue ich Anwei„sung, und nenne diejenigen, wo er disfalls seine „Zahlung erhalten kann. Wenn man aber falsch „allegiret, kommen sie mit Protest zurücke, und „als ein Kaufmann wissen sie, was disfalls der „Traßirer zu gewarten hat. —

„Andreas Rüdiger, welchen man einige Zeit„lang den Leipziger Philosophen genennet, hatte „gefunden, daß aus seinen Namen Andreas „Ruidigerus durch Versetzung der Buchstaben

„arare rus dei dignus heraus gebracht wurde.
„Es ist das allerreinste Anagramma. Dieser
„Weltweise lernete anfänglich die Gottesgelarheit,
„und war in Halle bey Christian Thomasen
„wohl gelitten, dessen Kinder er unterrichtete.
„Es suchte ihn aber Thomasius von der Gottes-
„gelarheit abzubringen, und sagte, daß er sich
„besser zur Arzeneykunst schickte. Rüdiger ant-
„wortete, er verspühre selbst bey sich mehr Nei-
„gung ein Arzt zu werden, trüge aber Bedenken,
„solches zu thun, weil er zur Theologie einen gött-
„lichen Beruf in seinem Namen führe; denn er
„sey arare rus dei dignus. Narrenspossen,
„sagte Thomasius, das ist eben der göttliche
„Beruf ein Arzt zu werden, denn dei rus heißt
„der Gottesacker.„

Herr H. wagt auch manche kleine Streifereyen in das Gebietze der Metaphysik, vermuthlich mehr in Absicht die Einwohner zu erschrecken, als zu bekriegen. Die Metaphysiker sind ein schwehrfälliger Trupp, der von dem leichten Geschwader des Witzes überfallen und beunruhiget, aber nicht verdrungen werden kann. Ich weis nicht zu wel-

cher Parthey ich mich zehlen soll; allein Sie mö-
gen urtheilen!

§. 14. will Herr H. der Vernunft ihre so lange
behauptete Oberherrschaft streitig machen. „Ein
„Vorurtheil ist, spricht er, welches kein Weltwei-
„ser auszuwurzeln vermag, nehmlich, daß der
„Mensch glaubt, es sey nichts vortreflichers, als
„Vernunft zu haben. Man verstehe mich recht.
„Die Vernunft ist unser schönstes und herrlichstes
„Kleinod, das gebe ich zu. Menschen können
„sich nichts göttlichers vorstellen, das ist vollkom-
„men richtig. Aber ich behaupte meinen Satz
„folgendermassen: die Vernunft sage ich, ist das
„höchste Kleinod des Menschen, aber sie ist nicht
„das höchste Kleinod überhaupt. Es giebt viel-
„leicht in der Unendlichkeit der Dinge und in an-
„dern Welten höhere Wesen, für welche die Ver-
„nunft ein gar zu geringer Vorzug wäre.„ Viel-
leicht, spricht der Widersacher der Vernunft, und
ihre Sachwalter antworten; unmöglich. Man
verstehe uns recht. Wir begreifen unter
dem Worte Vernunft, sowohl vernünftig den-
ken, als vernünftig handeln; dasjenige, was

 bey

bey Gott im allerhöchsten Grade, Allwissenheit und Schöpfungskraft genennt wird. Nun lasset euere Wesen in andere Welten seyn, was sie wollen; so muß ihr vermeinter Vorzug, der mehr als die Vernunft gelten soll, in einem innern Vermögen bestehen, das ihnen zukömmt. Dieses Vermögen muß, als ein wahrer Vorzug, eine Vollkommenheit seyn, und auch vollkommene Folgen haben. Ich nenne sie Folgen, und nicht Wirkungen, aus einer vielleicht unnöthigen Vorsichtigkeit, weil die Vorstellungen Gottes nicht Wirkungen, sondern Folgen seiner allerhöchsten Vernunft genennt werden können. Doch da von endlichen Wesen die Rede ist, kann ich immer sagen, ein jedes Vermögen, das ihnen zukömmt, muß, wenn es vollkommen seyn soll, vollkommene Wirkungen hervor bringen. Diese Wirkungen sind entweder Gedanken oder Handlungen; und als vollkommene Wirkungen, entweder vollkommene Gedanken oder vollkommene Handlungen; oder giebt es noch ein drittes? Unmöglich! denn es sind entweder innerliche oder äusserliche Wirkungen; die innerlichen, sind Gedanken, die äusserlichen, Handlungen.

Wie

Wie weit sind wir nun? — Der übervernünftige Vorzug des Hrn. H. kann nichts anders seyn, als etwa ein Vermögen vollkommen zu denken, oder vollkommen zu handeln. Was meinen Sie? Sollte Herr H. nicht erlauben, dafür zu setzen, vernünftig zu denken, oder vernünftig zu handeln? Ich sollte nicht zweifeln; denn vernünftig denken und handeln, heißt nichts anders, als nach der Regel der Vollkommenheit denken und handeln. Aber wie stehet es nun um das vorige vielleicht? kann man wohl noch zweifeln, ob es einen höhe- rern Vorzug gebe, als das Vermögen, vollkommen zu denken, oder vollkommen zu handeln, Realitäten sich vorzustellen, oder ausser sich wirklich werden zu lassen? — Die Vernunft entscheidet also den Fall zu ihrem Vortheile. Es kann seyn, daß sie in ihrer eigenen Sache parteyisch ist; allein so gehets, wenn man mit einem Gegner zu thun hat, den man zuletzt für seinen Richter erkennen muß.

§. 49. heißt es: „Kann man wohl bey sich „in der Stille etwas ohne Worte denken? Doctor „Löscher hat behauptet, daß dem ersten Menschen

 „Wörter

„Wörter anerschaffen wären, und es gehe ganz „und gar nicht an, daß, ohne sich an Worte zu „halten, etwas gedacht werden könne. Meisten- „theils freylich denken wir auch vor uns stillschwei- „gend mit Worte, das machet, weil wir von „Jugend auf durch beständiges Reden und Schrei- „ben mit ihnen allzugemein werden. Allein es „ereignen sich demohnerachtet häufige Gedanken „der Seele, ohne daß ihnen die Einbildungskraft „ein Zeichen oder Wort vormalet. Die Menschen „haben gedacht, ehe die Sprachen erfunden wor- „den, und ein Taubgebohrner urtheilet, schließt, „und hat so gar von Tugenden und Lastern, deren „Namen er niemals gehört, gute Begriffe. Soll- „ten wohl die Engel, weil ihnen die Zunge fehlet, „ohne Gedanken seyn?„ Es ereignen sich häufige Gedanken der Seele, sagt Herr H. ohne daß die Einbildungskraft ein Zeichen, oder Wort vormahlet? Ich gestehe es, daß meine Seele sich vergebens bemühet, es so weit zu bringen. Ohne Zeichen oder Worte kann sie kaum die ersten Elemente der Gedanken, die Absonderungen gehörig fassen. Ich bin nicht einmal im Stande die rosenrothe

Farbe

Farbe zu denken, ohne mir die Rose oder sonst einen so gefärbten Gegenstand, mit vorzustellen, wenn ich die Sache selbst und nicht die Worte, oder Zeichen derselben denken will. Was die Menschen gethan, ehe die Sprachen erfunden wurden, weis ich nicht, aber das weis ich, daß ein Taubgebohrner seine Begriffe zwar nicht mit articulirten Tönen, aber doch mit andern Zeichen verbindet, und daß er ohne dieses Hülfsmittel nimmermehr Begriffe von Tugenden oder Lastern bekommen würde. Die Engel beweisen noch weniger, denn erstlich weis ja Herr H. nicht, ob sie nicht auch ihre Zeichen haben, die ihnen Hülfsmittel der Gedanken sind; und zudem, wer hat denn gesagt, daß es schlechterdings unmöglich sey, ohne Zeichen oder Worte zu denken?

Noch einen Einfall muß ich Ihnen anführen, den Herr H. vielleicht zum Spaß, meine ganze Logik nennet. „§. 56. Alle Beweise laufen da„hinaus, daß zwey Dinge, von welchen die Rede „ist, einander in gewissen Stücken ähnlich sind. „Denn was die Vernunftlehre einen Schluß nen„net, was ist dieses anders, als daß gewiesen

„wird,

„wird, es komme Subjectum mit dem Prädicato
„überein, deswegen, weil beyde einem dritten
„gleichen. Wenn aber zwey Dinge einem drit-
„ten ähnlich sind, so sind sie einander selbst ähn-
„lich; als, ich soll beweisen, daß die Tugend
„schön sey. Dieses muß durch einen Schluß her-
„ausgebracht werden. Ich muß das dritte su-
„chen, welchen sowohl die Tugend als die Schön-
„heit gleichet; habe ich dieses gefunden, so kann
„ich sagen, daß auch beyde einander ähnlich sind.
„Wolan! ich will diesen Beweis antreten Schön
„nennet man dasjenige, so den Leuten gefällt.
„Tugend aber ist, wenn jemand seinen Vortheil
„dem Vortheile anderer nachsetzet. Dieses nun
„gefällt den Menschen, und wird von ihnen gelie-
„bet. Also ist die Tugend schön, denn sie kömmt
„mit den Begriffen der Schönheit darinnen über-
„ein, daß sie beyde gefallen, und gelobt werden.„
Da haben Sie die Logik unvergleichlich ins Feine
getrieben! Begreifen Sie, was Herr H. hiermit
sagen will? Sein Ernst kann es unmöglich seyn,
„und zum Scherze sollten ihm billig Vernunftschluß,
„Schönheit und Tugend allzuehrwürdige Namen
seyn.

seyn. Was für Begriffe! schön ist, was den Leuten gefällt; Tugend ist, wenn man seinen Vortheil anderer nachsetzt! Man siehet wohl, daß in der kurzen Logik des Herrn H das Capitel von den Erklärungen keinen Platz gefunden. — Und ein Vernunftschluß ist ihm nichts anders, als ein Beweis, daß das Subject dem Prädicat ähnlich ist, weil sie beyde einem dritten ähnlich sind? Wenn dieser Begrif erträglich seyn soll; so muß man alle mögliche Arten von Uebereinkommen des Subjects mit dem Prädicat, für Aehnlichkeiten annehmen, und also mit dem Worte ähnlich seyn, einen ganz unerhörten Verstand verbinden. Ich möchte den Herrn H. folgenden Schluß in seine Form bringen sehen: die Logik lehret uns richtig schliessen; also verdient sie unsere Hochachtung. Wo wird er wohl hier sein ähnlichseyn hinsetzen. — Jedoch seine ganze Logik ist, deucht mich, einem witzigen Einfalle ähnlich; und was einem witzigen Einfalle ähnlich ist, ist nicht immer der Wahrheit ähnlich.

Aber gleichwohl siehet man an andern Stellen, daß Hr. H. sehr gute philosophische Einsichten hat.

Seine

Seine metaphysische Fabel (§. 18.) ist vortref-
lich, seine Gedanken von den Sinnen (§ 70.)
überaus lesenswerth, und sein Schattenspiel der
Welt (§. 84.) wird Ihnen gefallen. Er nennet
das letztere eine Parodie der Leibnitzschen vorher-
bestimmten Uebereinstimmung, und man kennet
das Schicksal der Parodien. Sie vergnügen den
Leser durch die Nachäffung, allein es gelingt ihn
selten, das parodirte Werk von seinem Werthe
herunter zu setzen. Herr H. der in seinem trauri-
gem Felde so viel Knoten aufzulösen hat, scheinet
in seinen Erholungsstunden gerne neue Knoten zu
schlagen, um sie den Weltweisen aufzulösen zu ge-
ben. Er will die Vernunft entgelten lassen, was
ihm die Verschlagenheit Leibes zugefüget hat.

Einige witzige Aufsätze, z. B. der Auftritt aus
einem Lustspiele der böse Advokat (§. 25.) und
das Lomberspiel (§. 65.) haben mich bedauren
lassen, daß der Verfasser nicht seine glücklichsten
Stunden den schönen Wissenschaften widmen kann.
So gehet es leider! unseren besten Köpfen. Ihr
Genie verzehrt sich unter der Last einer trockenen
und undankbaren Arbeit, und in Nebenstunden

sollen

sollen sie mit den Ausländern wetteifern, die das Glück haben, ihre ganze Lebenszeit den Musen widmen zu können! Daher sind unsere besten Werke des Witzes mehrentheils Jugendproben glücklicher Köpfe, denn wenn das Alter der Vernunft kömmt; so fliehet gemeiniglich die Muse. Doch dieses sind bekannte Klagen, mit welchen ich das Blatt nicht verderben will. Lieber will ich Ihnen aus dem Büchelgen, das ich vor mir habe, einige kritische Erklärungen hersetzen, die so sinnreich sind, und wenn man sie gelesen hat, so leicht und natürlich scheinen, daß sie eines Bentley würdig sind.

31.

„Ad rivum eundem lupus et agnus venerant
„Siti compulsi; superior stabat lupus,
„Longeque inferior agnus; tunc fauce improba
„Latro incitatus, jurgii caussam intulit.

„Wie kann der Wolf fauce improba incitatus „seyn? Eine verzweifelte Stelle! saget Burmann. „Andere setzen, face improba, andere fame im„proba. Allein ich sehe keine Schwierigkeit. „Man muß nur nicht wie oben stehet, die Unter„scheidungszeichen setzen, sondern also lesen:

— — — tunc

— — — tunc fauce improba,
Latro incitatus, jurgii causam intulit,

„daß nehmlich fauce improba auf das Wort
„intulit gezogen werde.

36. „Bey dem Ovid * stehet dieser unver=
„ständliche Vers.

— — — ego vindice flamma
In domino dignosque everti tecta penates.

„Ich nehme in domino dignosque für indignos-
„que domino penates, denn die Dichter tren=
„nen zuweilen die Wörter, wie das Beyspiel des
„Horaz zeiget:

„Alter rixatus de lana sæpe caprina
„Propugnat nugis armatis.

„Auch hier muß man nicht propugnat, sondern
„pro pugnat nugis (das heißt: pro nugis pu-
„gnat) lesen.

Eben so glückliche Erklärungen schwehrer Stel=
len finden Sie §. 44 und 55. Doch mir fehlt
der Raum mehr abzuschreiben.

Z.

* Met. L. I. v. 231.

Briefe,
die neueste Litteratur betreffend.

IV. Den 19. Februar 1761.

Hundert und fünf und vierzigster Brief.

Sie sind immer noch zweifelhaft, ob die Alten in ihren dramatischen und epischen Gedichten die vollkommenen tugendhaften Charaktere nicht mehr aus Mangel moralischer Einsichten, als mit Fleiß vermeiden? Es scheinet Ihnen nicht unmöglich, daß in den damaligen unphilosophischen Zeiten Tapferkeit und Klugheit für die höchste heroische Tugenden gehalten worden; und wenn dieses wäre, so hätte Homer freylich das, was er für die vollkommenste Tugend gehalten, im Achilles, Hector, Diomedes, Ulysses und Ajax ofte genug gefeyert und angepriesen. Er würde vielleicht vollkommenere Charaktere gewählet haben, meynen Sie, wenn seine Seele nur von der erhabenen Tugend eines Leonidas,

Cato, Brutus, oder von der noch göttlichern Tugend der Patriarchen den geringsten Begrif gehabt hätte. — Lord Schaftesbury, hat bey Ihnen zwar kein geringes Gewicht, und da dieser die höchste Tugend für so unpoetisch hält, daß er sagt:* „In einem jeden Gedichte (es sey „episch oder dramatisch) sey ein vollkommener „Charakter das größte Ungeheuer, und unter „allen Erdichtungen am wenigsten einnehmend, „am wenigsten moralisch, und am wenigsten „bequem die Sitten zu verbessern;“ so lassen Sie der bewährten Autorität dieses grossen Kenners, und noch mehr seinen angeführten Gründen Gerechtigkeit wiederfahren. Allein Sie glauben, daß der Lord die Alten vielleicht sinnreicher vertheidiget, als sie sich selbst würden vertheidiget haben. Wie käme es sonsten, fragen Sie, daß sie ihren Homer, den sie fast vergöttert haben, über diesen Punkt nicht besser zu rechtfertigen gewußt, als Plutarch in der von unserm Freunde G. angeführten Stelle?

Euf,

* Siehe den 123sten Brief.

Gut, das ich Ihnen auch hierin genug thun kann! In dem Leben Homers, das einige dem Plutarch, andere aber mit mehrerem Rechte dem Dionysius von Halicarnaß * zu schreiben, finde ich eine Stelle, in welcher sich der Verfasser über diesen Punkt so deutlich erkläret, als Sie nur immer wünschen können, und in wenigen Worten alles sagt, was zur Entscheidung desselben nöthig ist. Sie wissen, ich hielt, ehe ich die Stelle im Schaftesbury bemerkt hatte, die Einförmigkeit, Unfruchtbarkeit der Erfindung und den Mangel an Handlung für die wahre Ursachen, warum die höchste Tugend in der Dichtkunst misfiele. ** Ich muß bey Ihnen nothwendig in Verdacht kommen, den griechischen Schriftsteller ausgeschrieben zu haben, denn sie finden fast bey ihm die nehmlichen Worte. Doch unser G. weis, ob ich eines Diebstahls zu beschuldigen

* S. Thom. Galle in der Vorrede zu den Opusculis mythol. phys. & ethic. so 1688. zu Amsterdam herausgekommen.

** Siehe den 66sten Brief.

schuldigen bin, denn er hat mir die Stelle selbst angewiesen.

„Sollte uns jemand tadlen, spricht der griechi„sche Schriftsteller zum Beschlusse seines Werks, „daß wir in dem homerischen Gedichte phisikali„sche, politische und moralische Wahrheiten, wie „auch verschiedene andere nützliche Kenntnisse su„chen, da doch der Grund derselben auf böse und „lasterhafte Handlungen gebauet ist; so kehren „wir uns hieran nicht. In einem Gedichte sind „ausserordentliche Handlungen und Leidenschaften, „und hervorstehende Charaktere das Nothwendig„ste. Nun sind die sittlich guten Handlungen „einförmig und unfruchtbar und zeigen in der „poetischen Ausführung keine sonderliche Er„findung (τὰ μὲν ἀγαθὰ καθ' ἑαυτὰ, ἁπλᾶ „ἔτι καὶ μονοειδῆ, καὶ ἀκατασκεύαστα); die aber „zum Theil böse sind, geben Gelegenheit zu „vielerley Veränderungen und mannigfaltigen Si„tuationen, woraus der Stof zu den Handlun„gen erwächst. Durch die Hinzuthuung des „Bösen wird auch die Kenntnis und die „Wahl des vollkommen Guten erleichtert.

Zudem

„Zudem giebt ein solcher Vorwurf dem Dichter
„Gelegenheit zu mancherley beweglichen Reden,
„die er zum Theil selbst führt, zum Theil seine
„eingeführte Personen halten läßt, woraus den
„Lesern ein vielfältiger Nutzen erwächst.“

Ich brauche nichts hinzu zuthun. Die Stelle zeigt gar zu deutlich, daß den Alten nicht unbekannt gewesen, daß es weit erhabenere Tugenden giebt, als sie in ihren Gedichten ausgeführet; und daß sie nicht aus Unwissenheit, sondern mit Ueberlegung so sorfältig vermieden, die Tugend in ihren Gedichten auf die höchste Stufe der sittlichen Vollkommenheit zu bringen. — Idomeneus beschreibt beym Homer * den Unterschied zwischen einen feigherzigen und braven Kriegsmanne, wenn sie beyde in einem Hinterhalte fechten sollen. Nachdem er des Feigherzigen Bestürzung, Zittern und Klappern mit den Zähnen beschrieben, spricht er:

* Iliad, N. v. 279.

Τοῦ δ' ἀγαθοῦ οὔτ' ἀρ τρέπεται χρὼς, οὔτε τι λίην
Ταρβεῖ, ἐπειδὰν πρῶτον ἐσίζηται λόχον ἀνδρῶν,
Ἀρᾶται δὲ τάχιστα μιγήμεναι ἐν δαῒ λυγρῇ.

Das ist:

„Aber der wacker Kriegsmann verändert
„die Farbe nicht, und zittert nicht sehr,
„sobald er sich einmal im Hinterhalt stellet.
„Nun wünscht er nur baldigst im hitzigen
„Treffen handgemein zu werden.“

Zweifeln Sie daran das Homer eingesehen, der brave Kriegsmann würde bewundernswürdiger seyn, wenn er gar nicht zitterte. — Und gleichwohl hat er mit Vorsatz vermieden ihn über die Menschlichkeit zu erheben. Er läßt ihm noch einen schwachen Rest von den Empfindungen die den Menschen bey Herannahung des entscheidenden Augenblicks so natürlich sind, und sagt mit weiser Bescheidenheit: „Er zittert nicht sehr, sobald er „sich einmal im Hinterhalt stellt. — Pope, der grosse Pope hat dieses λίην und dieses ἐπειδὰν πρῶτον nicht bemerckt oder nicht gebilliget, und daher die Standhaftigkeit des braven Mannes bewundernswürdiger abzubilden gesucht. Ur-

theilen

theilen Sie selbst, ob seine übertriebene Beschreibung eine bessere Wirkung thut!

Not so the brave — still dauntless, still the same,
Unchang'd his colour, and unmov'd his frame;
Compos'd his tought, determin'd is his eye,
And fix'd his soul, to conquer or to die;
If ought disturb the tenour of his breast,
Tis but the wish to strike before the rest.

Das ist:

„So machts der Wackere nicht. — Stets
„unerschrocken und immer sich selbst gleich,
„mit unveränderter Farbe der Leib unerschüt-
„tert, die Gedanken nicht verwirrt, mit ent-
„schlossenen Blicken und standhafter Seele
„stehet er da, zu siegen oder zu sterben.
„Wenn noch etwas sein Gemüth beunruhiget;
„so ist es der Eifer im Gefechte der Vörderste
„zu seyn."

Das Gemälde ist prächtiger und moralisch erhabener als Homers, aber vollkommen in dem Geschmacke der Neuern, die des Guten nie zu viel thun zu können glauben. Wie weit ist dieses von der edlen Einfalt des Homers entfernt? — Ich könte Ihnen aus der Uebersetzung des

des Pope, der den Homer so glücklich modernisirt hat, viele dergleichen Beyspiele anführen, in welchem der Unterschied des Antiken- und Modernen Geschmacks so deutlich zu sehen ist. Pope giebt jedem grossen Zuge des Homers die allerfeinste Ausbildung, und jede Neigung zum Guten, verwandelt er in eine heroische Tugend. Homer vermeidet mit aller möglichen Sorgfalt das sittliche Ideal, und Pope sucht es ihm bey jeder Gelegenheit unterzuschieben. Will man auch diesen nicht tadeln; so muß man doch wenigstens jenem die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß ihm die vollkommenen Charaktere der Neueren nicht unbekannt gewesen, und daß er sie vielmehr mit gutem Bedachte zu vermeiden gesucht hat.

D.

Hundert

Hundert und sechs und vierzigster Brief.

Aber wie? Fragen Sie, an einem andern Orte; Sind denn die höchsten Tugenden nicht erhabener, als die mittelmäßigen? O ja! Jedoch nur moralisch, nicht poetisch erhabener. So wie die Dichtkunst ihre besondere Güte hat, die weder mit der physikalischen, noch mit der moralischen Güte allezeit übereintrift; so hat sich auch ihre besondere Erhabenheit. In der Sittenlehre ist die Fertigkeit den allerheftigsten Begierden und Leidenschaften aus löblichen Bewegungsgründen zu wiederstehen, eine erhabene Tugend, so wie die Fertigkeit troz der löblichsten Bewegungsgründe, der mindesten dawiderstreitenden Begierde nachzugeben, das niedrigste Laster ist, und eine kriechende Denkungsart verräth. In der Dichtkunst aber ist diejenige Nachahmung oder Erdichtung die erhabenste, welche die mehresten Seelenkräfte am sinnlichsten und angenehmsten beschäftigen;

Hr. Curtius, der Ihnen durch seine Uebersetzung der Aristotelischen Dichtkunst bekant seyn wird, hat im vorigen Jahre eine Sammlung von kritischen Abhandlungen und Gedichten * drucken lassen. In der Abhandlung vom Erhabenen in der Dichtkunst, spricht er, „wir „nennen dasjenige Erhaben, was die gewöhn„lichen Begriffe übersteigt, und das mensch„liche Gemüth mit Bewunderung erfüllet.“ Diese Erklärung passet auf das Erhabene überhaupt, allein das Erhabene in der Dichtkunst erfordert eine nähere Einschränkung, die dem Wesen der Dichtkunst gemäß ist; denn wenn wir z. B. im gemeinen Leben einen Menschen bewundern, der aus löblichen Absichten die heftigsten Leidenschaften besiegt; so geschiehet dieses doch keinesweges in der Nachahmung, indem es nichts Bewundernswürdiges ist, einen solchen Charakter zu erdichten. In der Dichtkunst ist derjenige Gegenstand Erhaben, welcher fähig ist, durch die vollkommenste sinnliche Rede das Ge-

* Hannover, verlegts Johann Christoph Richter.

müth mit Bewunderung zu erfüllen. — Die Charaktere werden in der Poesie nicht durch sittliche, sondern durch poetische Vollkommenheiten erhaben und bewundernswürdig, und daher kann der sittlich abscheuligste Charakter in der Dichtkunst vollkommen erhaben seyn.

Die vornehmsten Merkmale des Erhabenen in der Dichtkunst sind also diese: 1) Es muß Bewunderung erregen, 2) höchst sinnlich, und 3) vollkommen ausgedruckt seyn, die Bewunderung verursacht Nachdenken, fesselt die Aufmerksamkeit und macht, daß wir das Bewunderte nicht leicht vergessen. Der Charakter der Sinnlichkeit macht, daß es leicht und faßlich ist, und von jedermann, der gesunde Vernunft hat, begrieffen werden kann; durch das dritte Merkmal aber, welches die Vollkommenheit des Ausdrucks war, erlangt das Erhabene die Beschaffenheit, daß es schwehrlich, oder vielmehr unmöglich besser gegeben werden kann. — Dieses sind die Kennzeichen, die Longin vom Erhabenen in der Dichtkunst angiebt. „Dasjenige ist in der That

„erhaben

„erhaben, spricht er in der siebenten Abtheilung
„seiner Schrift vom Erhabenen, welches viel
„Nachdenken verursachet, welches man schwer-
„lich oder vielmehr unmöglich besser geben
„kann, welches fast im Gedächtnisse bleibt
„und nicht sobald vergessen wir. Ueberhaupt,„
„setzt Longin hinzu, ist dasjenige wahrhaftig
„schön und erhaben, was allemahl und allen
„Menschen gefällt. Denn wenn Leuten von ver-
„schiedenen Wissenschaften, Lebensart, Neigun-
„gen, Alter und Einsicht, dieselbe Sache zu-
„zugleich gefällt; so ist die Vermischung und
„Zusammenstimmung so vieler Verschiedenheiten
„ein grosser und ungezweifelter Beweis von der
„Gegenwart des Wunderbaren oder Erhabenen."

Hr Curtius macht wider diese richtige Anmerkungen folgende Einwürfe.

„1) Sollte alles dasjenige erhaben seyn, wel-
„ches viel Nachdenken verursachet, so würde
„der größte Theil der geometrischen, algebraischen
„u. s. w. Sätze erhaben seyn.

„2) Ein

„2) Ein Trink- oder Gassenlied, eine reitzende
„verliebte Ode, bleibt eben so lange und länger
„noch im Gedächtnisse, als die vollkommenste
„Muster des Erhabenen.

„3) Die Verschiedenheit des einem jeden Vol-
„ke eigenthümlichen Nationalcharakters, des Cli-
„mats, der Religion, und Erziehung, tausend
„andere Umstände, machen fast unmöglich, daß
„viele Sachen allen Menschen, zu allen Zeiten,
„und unter allen Umständen, erhaben scheinen
„können. Daß Schriften vielen und verschiede-
„nen Leuten gefallen, ist kein Beweis des Erha-
„benen, sonst müßten Molierens Lustspiele, und
„des Abt Coyre Satyren oder moralische Klei-
„nigkeiten im höchsten Grade erhaben seyn."

Was sagen Sie zu diesen Einwürfen? Ist es nicht lächerlich: Longin sagt, was alle diese Merkmale besitzet, ist erhaben, und Hr. Curtius glaubt ihn widerlegt zu haben, wenn er beweiset, daß dasjenige nicht erhaben sey, welches nur eine von diesen Eigenschaften besitzet. Herr C. hat Recht, aber wahrhaftig Longin auch, die Lehr-

sätze

sätze der Mathematick, Gassenlieder und verliebte Oden sind nicht erhaben. Was aber so viel nachzudenken giebt, als ein mathematischer Lehrsatz, und dennoch so leicht zu fassen ist, und eben so lange im Gedächtnisse bleibt, als ein Gassenlied, oder eine verliebte Ode; was über diesen Eigenschaften noch, wie Longin hinzusetzt, schwerlich, oder wohl gar unmöglich besser gegeben werden kann; das ist in der That erhaben, und dieses wird vermuthlich Hr. C. nicht in Abrede seyn — Sein dritter Einwurf, welchen auch schon de la Motte in seiner Antwort auf die eilfte Anmerkung des Boileau über den Longin vorbringt, und Heineke in seinen Anmerkungen gleichfalls über den Longin anführet, sagt etwas. Doch glaube ich nicht, daß es Longin so verstanden habe, das Erhabene müsse nothwendig allen Menschen, von welcher Lebensart und Erziehung sie auch sind, erhaben scheinen; sondern umgekehret, was Leuten von verschiedener Einsicht, Lebensart und Erziehung vorzüglich gefällt, davon kann man desto sicherer glauben, daß es in der That erhaben sey.

Daß

Daß nicht alles, was erhaben ist, jedermann gefallen muß, er siehet man aus der Abhandlung des Herrn C. gar deutlich. Er spricht der berühmten Ode der Sapho und verschiedenen vortreflichen Stellen des Demosthenes und Plato die Longin anführet, ganz ohne Bedenken die Erhabenheit ab, er beruft sich keck auf seine Leser, ob jemand in der Stelle des Demosthenes wider den Midias etwas Erhabenes finden würde, wenn nicht das Ansehen des Longin die neuern Kunstrichter davon überredet hätte? „Wer „einen schlägt, spricht Demosthenes, kann vieler„ley ausüben, das der Beleidigte nicht einmal „alles zu erzehlen weis, mit den Gebehrden, mit „den Augen, mit der Stimme, theils als ein „Verwegener, theils als ein Feind, theils mit der „Faust, theils ins Angesicht. Dergleichen Dinge „können schon entrüsten. Einen der keine Be„schimpfungen zu ertragen gewohnt ist, können sie „rasend machen. Niemand vermag bey Erzeh„lung einer solchen That, die Abscheulichkeit mit „Worten sattsam abzuschildern."

Ich

Ich berufe mich eben so keck, als Herr Curtius auf jeden Leser von Geschmack, ob Longin und Quintilian geirret, wenn sie diese Stelle besonders im Original, wo sie noch weit feuriger ist, erhaben gefunden haben, und ob Longin nicht Recht hat zu sagen: der Redner mache es eben so, wie der, welcher schlägt; er greift das Gemüth seiner Richter mit wiederholten Eifer und von ganz verschiedenen Seiten an. Er bringet seine Gedanken mit Fleis in eine anscheinende Unordnung, weil die Ordnung ein ruhiges Gemüth, die Unordnung aber eine Leidenschaft anzeiget, die uns angreift und in Bewegung setzet. —

D.

Briefe,
die neueste Litteratur betreffend.

V. Den 26. Febr. 1761.

Hundert und sieben und vierzigster Brief.

Wundern Sie sich über die selsamen Urtheile des Herrn **Curtius**? — Das ist noch alles nichts! Sie müssen die Abhandlung ganz durchlesen, wenn Sie den Geschmack dieses Kunstrichters recht wollen kennen lernen. — Damit seine Gedanken **vom Erhabenen** desto wichtiger scheinen mögen, gehet er am Ende seiner Abhandlung die Abschnitte des **Longin** flüchtig durch, und findet an jedem etwas auszusetzen. Er tadelt in einem so zuversichtlichen und triumphirenden Tone, aus welchem seine Leser gewiß nicht vermuthen sollten, daß er meist alle seine Critiken aus den Anmerkungen des **Heinecke** über den **Longin** zusammen geschrieben. Den bekanten unglücklichen Tadler des **Longin**, den **Silvain**

mit allen seinen Uebereilungen, die ihm Heinecke so strenge als gerecht verwiesen hat, nimmt er in seinen Schutz, und gehet mit diesem seltsamen Kunstrichter in der Verkleinerung des Longins so weit, daß er ihm nicht einmal das Verdienst lassen will, glückliche Beyspiele gewählt zu haben.

Mir hat es jederzeit geschienen, daß Longin die Absicht gehabt, seinen Vorwurf mehr als Kunstverständiger, denn als ein Weltweiser zu behandeln, und diese hat er vollkommen erreicht. Ob er die Erklärung des Cäcils, dessen Schrift vom Erhabenen er zu Anfange seines Werks anführet, als bekannt voraus schickt, oder ob er sich vom Erhabenen überall keinen allgemeinen deutlichen Begrif abstrahirt, läßt sich zwar nicht so leicht ausmachen. Aber dieses ist gewiß, sein grosser Geschmack hat ihn das Erhabene in dem Werken des Geistes nie verkennen lassen, und seine richtige und feine Empfindung hat ihn allezeit auf die Spuren geführet, die zur wahren Quelle des Erhabenen leite. Seine Beyspiele sind die ausgesuchtesten, und in seinen Anmerkun-

gen

gen über diese Beyspiele zergliedert er unsere feinsten Empfindungen und zeiget die wahre Mittel, durch welche diese Stellen so vortreflich geworden sind. Er schreibt mehr für den Kunstbegierigen, der selbsterhaben werden will, als für den Weltweisen, der das Erhabene zu definiren suchet.

Seine Beurtheiler schlagen den entgegengesetzten Weg ein. Sie schicken eine willkührliche Definition vom Erhabenen zum voraus, und wenn die Exempel des Longins mit dieser willkührlichen Definition nicht übereinstimmen; so tadeln sie. Silvain erkläret das Erhabene. — Sehen Sie zu, ob Sie aus dem Geschwätze klug werden können! — „Das Erhabene, spricht er, „ist eine Rede von einem ausserordentlichen „Schwunge, welche durch die edelsten Bilder, und „durch die größte Empfindungen, deren Hoheit „sie eben durch diesen ausserordentlichen Schwung „bemerklich macht, die Seele über die gewöhn„liche Begriffe der Grösse erhebt, und auf „einmal zu denjenigen führet, was in der Natur „am erhabensten ist, solche in Entzückung setzt,

„und

„und ihr hohe Begriffe von sich selbst beybringt.“— Dieses war sein Probierstein des Erhabenen, und wo er das Zeug nicht alle bemerken könnte, das war ihm zwar schön und vortreflich, aber nicht erhaben.

Die Erklärung des Herrn Curtius, die ich Ihnen in meinem vorigen Schreiben angeführet, ist zwar deutlicher, aber desto unvollständiger. Er hat nicht bemerkt, daß sich die Grenzen des Schönen und Erhabenen wirklich in einander verlieren, denn der höchste Grad der Schönheit erreget Bewunderung, und wird, vermöge des Herrn C. eigenen Erklärung, dadurch selbst erhaben. Die zärtlichste Empfindung wird in diesem Verstande erhaben, wenn sie mit so vieler Wahrheit und innerlicher Rührung geschildert wird, daß sie die Leser mit ihrer ganzen Lebhaftigkeit mit empfindet, und fast zweifelt, ob er Wahrheit, oder Erdichtung vor sich siehet. Wer die berühmte Ode der Sappho auch nur in einer mittelmäßigen Uebersetzung liest, der fühlet sich von den sanften Feuer der Empfindung durchdrungen.

Die

Die Gluth wühlet in seinen Adern, wie in den Adern der Sappho selbst, und wechselt mit dem kalten Schauer und mit dem Zittern ab, daß bey ihr auf die Liebeswuth folget, um bald darauf der Verzweifelung Platz zu machen. Silvain findet hier nichts Erhabenes. „Alles „was man an diesen Versen bemerken kann, „spricht er, bestehet in einer grossen Zärtlichkeit „und sehr lebhafter Leidenschaft.“ Curtius gestehet noch weniger ein. „Die Ode der Sap„pho, sagt dieser, ist zwar voll von zärtlichen „Empfindungen; ist aber weder durch die Gegen„stände, noch durch die Art zu Denken, oder „den Ausdruck über die gewöhnlichen Begriffe „erhöhet, und also nicht erhaben.“ Diese Kunstrichter leugnen lieber ihre eigene Empfindung, ehe sie von einer vorgefaßten Worterklärung abweichen wollen.

Longin giebt fünf Quellen des Erhabenen an, welche die Eintheilung seines Buchs ausmachen.

Die erste und wichtigste Quelle ist, τὸ περὶ τὰς νοήσεις ἁδρεπήβολον. Tollius übersetzet diese Worte: nobilis & felix in concipiendis „grandibus & excelsibus sensibus animi magni-„tudo;“ und Heinecke: eine edle Kühnheit ungemeine Gedanken glücklich hervorzubringen. Curtius saget schlechtweg: die Grösse und Vortreflichkeit der Gedanken.

Die andere ist eine heftige enthusiastische Leidenschaft.

Diese beyde Quellen, sagt Longin, werden meistens mit uns gebohren; die drey übrigen aber rühren von der Kunst her, und bestehen in einer gewissen Anordnung der Figuren u. s. w. — Wissen Sie, was Herr C. zu dieser einsichtsvollen Eintheilung sagt? „Es könnte einer bey „genauem und richtigem Gebrauche dieser Quel-„len, dennoch Reden und Gedichte machen, „welche zwar schön, aber nicht erhaben seyn „könnten. — Dieses bringt einen aufmerksa-„men Leser des Longins natürlicher Weise auf „die Gedanken, welche Silvain geäussert, Lon-„gin habe nemlich keinen bestimmten Begrif vom

„Erhabenen

„Erhabenen gehabt.“ O ja! sehr natürlich! Ich möchte wissen, was Herr C. noch vor eine sechste Disposition von Seiten des Dichters verlangt, wenn er erhaben seyn soll? Was kann ich mir von der Erhabenheit eines Homers oder eines Schakespears für einen grössern Begrif machen, als daß sie von Natur eine edle und glückliche Künheit in Hervorbringung grosser Gedanken und eine heftige und enthusiastische Leidenschaft besassen, durch die Kunst aber die Gedanken, Figuren und Worte so zu ordnen gelernt haben, wie sie dem Erhabenen am vortheilhaftesten sind?

Doch ich habe hier Genies genennet, von welchen Herr C. eben keine so hohe Begriffe zu haben scheinet. Von dem Engländer urtheilt er in seinem spröden und verächtlichen Tone; Scha„kespears Trauerspiele, und insbesondere sein „Hämlet, sind, nach Voltairens eigenen Aus„spruche, von ungeheuren Fehlern und blendenden „Schönheiten zusammengesetzt.“ O! hier vergieng mir alle Geduld. Ist das, der Ton aus

welchem man von einem der tragischsten Genies redet, die jemals gelebt haben? Seine Trauerspiele sind aus ungeheuern Fehlern und blendenden Schönheiten zusammen gesetzt! Man muß gewiß den Schakespear nur aus dem Voltaire kennen, wenn man so von ihm urtheilen darf. Und Voltaire, dieser Voltaire wird, wenn er billig seyn will, selbst gestehen, wie viel er dem Schakespear zu verdancken hat. Der Schatten der englischen Kühnheit, den er sich unterstanden auf das französische Theater zu bringen, hat ihm sein Glück gemacht. —

Und vom Homer urtheilet Herr C. nicht viel besser. Nirgend giebt er dem Longin so sehr recht, als in seiner Critik über die Odyssee. „Eine scharfe Critik, sagt er, welche den blinden „Verehrern des Homers sehr nahe gehet, die „sich aber vor dem Richterstuhle der Vernunft „rechtfertiget.“ An einer andern Stelle wiederholt er, die so oft gerügte Fehler und Schwachheiten der homerischen Götter, und widerholt sie so, daß man fast zweifeln sollte, ob er den Homer

mer nicht eben so wenig kennet, als den Schakespear?

Ich komme zu Longins Quelle des Erhabenen zurück. Tollius, führt Heinecke im der Note an, will diese Eintheilung nicht loben. „Niemand, sagt er, ist hierinnen deutlicher und „genauer als Hermogenes, welcher im zweyten „Capitel des ersten Buchs de formis p. 246, „behauptet, eine jede Rede bestehe blosserdinges „aus der Erfindung und Ausdrückung u. s. w.“ Allein Tollius hat offenbar Unrecht. Es ist leicht zu begreifen, daß Hermogenes die Eigenschaften des Erhabenen, Longin aber die Eigenschaften des Dichters zergliedert, der das Erhabene hervorbringt. Jene lassen sich sehr natürlich in Erfindung und Ausdruck eintheilen; die Eigenschaften des erhabenen Dichters aber hat Longin von einer andern Seite betrachten müssen, von welcher seine fünf Abtheilungen am natürlichsten in die Augen fallen.

Eine Stelle des Plato, die Longin in dem zwölften Abschnitte für erhaben hält, ist dem Herrn C. ein Beweis, daß Longin selbst

 keinen

keinen deutlichen Begrif vom Erhabenen gehabt habe. Ich will Ihnen diese Stelle hersetzen, damit Sie urtheilen können. „Ich wiederhole „noch einmal, sagt Longin, daß Plato, wie „ein fliessend Wasser, ohne Geräusch fortgehe, „und dennoch erhaben sey. Weil du sein Buch „von der Republik gelesen, wird dir auch der „Ort nicht unbekannt seyn, da er sagt: Die „weder Weißheit noch Tugend kennen, sondern „allezeit dem Wohlleben und der Ueppigkeit er„geben sind, sinken, wie sie es verdienen, in den „Abgrund, und irren allda das ganze Leben „hindurch. Denn zur Wahrheit hinauf haben „sie niemals geschauet, noch vielweniger nach „derselben gestrebet, daher haben sie niemals „ein lauteres und unschuldiges Vergnügen „kosten können. Sie kriechen, wie das wei„dende Vieh mit gebückten Haupte herum, „und sehen beständig niederwärts auf die Er„de, und auf die Speisen, sie grasen, kühlen „ihre Brunst, und da immer einer gieriger „ist, als der andere; so schlagen sie um sich, „stossen und beschädigen einander mit ihren

„Klauen

„Klauen und eisernen Hörnern, und zuletzt brin„gen sie aus unersättlicher Schlemmerey sich selbst „um.“ Diese Stelle hat den Hrn. Curtius überzeugt, daß Longin gar nicht wisse, was erhaben sey! Es ist wahr, Curtius führet sie nach Heineckens Uebersetzung an, die mir hier selbst nicht gefällt; allein, warum hat Herr Curtius mehr auf den Heinecke, als auf den Longin gesehen?

Auf die nemliche Weise tadelt Hr. C. eine andere Stelle des Plato, die Longin in dem zwey und dreyßigsten Abschnitte, für göttlich hält. Hr. C. spricht, sie sey schülermäßig, gezwungen und frostig. Ausdrücke deren man sich zu bedienen, billig scheuen sollte, wenn von einer Stelle des Plato die Rede ist, die Longin göttlich findet. Ich kann Ihnen diese vortrefliche Stelle nicht hersetzen, denn sie ist ziemlich lang, und sie enthält einige Metaphern, die sich nicht wohl übersetzen lassen. Heinecke hat sie gegeben so gut er gekonnt, und was C. zur Bestättigung seines verwegenen Urtheils anführet, hat er blos im Heinecke gelesen. — Und ein drit-

ter

ter Beweis, daß Longin das Erhabene nicht gekannt habe, soll dieses seyn, daß er den Geschichtschreiber Thucydides für erhaben hält. — Das hätten Sie in der That nicht geglaubt. Hören Sie aber des Hrn. C. Gründe! „Das „Erhabene ist bekantermassen der Endzweck des „Geschichtschreibers nicht, sondern er ist schul„dig, die Personen so zu schildern, wie sie „gewesen sind, und die Begebenheiten so zu er„zählen, wie sie sich zugetragen haben, ohne sel„bige auf eine höhere Staffel der Würde zu er„heben. Da nun aber die Begebenheiten in der „Welt sich größtentheils nach den gewöhnlichen „Begriffen zutragen, so siehet man nicht, wie „eine Geschichtserzehlung im Ganzen auf das „Erhabene Anspruch machen könne, ob sie gleich „einige erhabene Stellen zufälliger Weise haben „kann."

Ich bin fast müde, dergleichen schale Urtheile zu widerlegen. Was für Begriffe von der Pflicht eines Geschichtschreibers! Als wenn ein erhabener Geist nicht die gemeinste Begebenheit mit einem ganz andern Auge betrachte.] Als wenn

man

man in einer wahrhaften Erzehlung nicht auch Genie, und erhabenes Genie zeigen könnte! Herr C. lese doch nur das Leben des Agesilaus von Xenophon, oder das Leben eines Helden vom Plutarch, und sodann eines von Pauli. Er lese den kleinen peloponesischen Krieg vom Thucydides beschrieben, und sodann die erste und beste Beschreibung des jetzigen Krieges, der an grossen Thaten und Revolutionen doch unendlich fruchtbarer ist. Er wird gar bald den Unterschied sehen, was ein erhabener, oder kriechender Geschichtsschreiber sey. Jener sucht, wie ein Adler, seine Nahrung auf der Erde, und trägt sie mit sich bis an die Sonne; und dieser sudelt die Götterkost, die ihm die Gelegenheit anbiethet, in seinen Staub herum, bis sie ihm ähnlich sieht. —

„In der funfzehenten Abtheilung, fährt Herr „Curtius fort zu recensiren, handelt Longin „von dem vierten Mittel das Erhabenene her„vorzubringen, nehmlich von den Einbildungen „oder Phantaseyen. Longin unterscheidet „die Einbildungen in der Poesie, von ihrer

„Wir-

Das ist:

O Mutter! ich bitte dich, reitze nicht wieder mich, diese blutäugigen, diese schlangenhaarige Plagegeister. Sie kommen, sie — ach! sie springen auf mich los. —

„Der Dichter, füget Longin hinzu, siehet „die Plagegeister, und nöthiget, so zu sagen, „den Zuhörer, daß er dessen Phantaseyen „beynahe gleichfalls siehet.“

Sehen Sie! so sind die Critiken des Herrn Curtius beschaffen. Ich habe noch einige Stellen in seiner Abhandlung angestrichen, aber ich will Sie verschonen. Mein Brief ist so etwas langweilig geworden, wie ich merke. Es befindet sich auch in eben der Sammlung eine Abhandlung von Gleichnissen und Metaphern, wie auch vier Lehrgedichte, wovon ich noch ein Wort zu sagen hätte. Jedoch ein andermal.

D.

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

VI. Den 5. März 1761.

Hundert und acht und vierzigster Brief.

Wenn ich Ihnen heute ein Gerücht vorsetzte, das mit attischen Salz gewürzet ist: wenn ich Sie in die Gesellschaft eines Mannes brächte, der Sie, (erlauben Sie mir einen Ausdruck; den ich nicht deutsch geben kann), mit der Urbanität eines Horaz unterhielte. Nicht wahr, Sie würden nicht ungehalten darauf seyn? Nein; aber Sie wünschten, daß ich mich nicht so verblümt ausdrückte. Gut, Sie sollen also wissen, daß ich Ihnen einen neuen satyrischen Schriftsteller bekannt machen will. Aber einen satyrischen Schriftsteller von einer gewissen Art, von der Art, wie ich sie wünsche. Und diese Art; Ja, wenn ich es sagen soll; so muß ich ein wenig plaudern. Sie haben das verdrießlichste Geschäfte dabey, Sie müssen lesen.

Es ist eben nichts neues, daß man den Juvenal vom Horaz unterscheidet, daß man des letztern, redendo verum dicere, seine schalkhafte Verziehung des Mundes, seine vielbedeutende Mine, von den geisselnden Streichen des erstern, von seinem entflammten Gesicht, und von seinem zornigen Auge, unterscheidet. Aber was macht ihn den diesen Unterschied? Erinnern Sie sich an die alte Komödie, diese brachte die Bürger mit ihren Sitten ganz, bis auf ihren Namen, unverändert auf die Bühne. Hier haben Sie ihren Juvenal, wenn Sie noch dazu setzen, daß er seine Mitbürger nicht bloß von der lächerlichen, sondern auch von ihrer lasterhaften, und von dieser öfter, als von jener, zeigt. Sein lebhafter Blitz dringt in das Innerste des Heuchlers; er reißt ihm die Maske ab, wenn auch das Gesicht darüber blutrünstig werden sollte, und giebt ihm nur einen andern Namen; aber niemand läßt sich betrügen. Der ist es, ruft man nach dem Leben! Zu dieser Satyre gehöret so viel Anlage nicht. Man darf nur aufmerksam seyn auf das, was um uns vor-

gehet.

gehet. Wenn sie gut werden soll: so muß ich merken, daß der Mann vom Herzen weg redet, und daß er bey allem Eifer, den er hatte, doch Beurtheilungskraft genug besessen hat, mir unter den verschiedenen Originalen nur die wichtigsten, und an diesen nur das Merkwürdigste zu schildern.

Mittelmäßige Köpfe fallen immer zuerst auf das, wovon sie bey sich empfinden, daß sie es vielleicht erreichen könnten. Allein, weil es doch eine gefährliche Sache ist, Narren und Bösewichte kenntlich zu schildern: so — Sie können sich leicht vorstellen, wie sich mittelmäßige Köpfe helfen; sie vermeiden die Gefahr und machen, daß das ganze Stück nichts taugt. Sie mahlen uns platte Karaktere, die mir ekelhaft sind; und an denen ich weder genaue Zeichnung, noch das lebhafte Collorit eines Juvenals finde. * Unter den Franzosen ist vielleicht der einzige la Bruyere, der den Ausweg eines Genies

 gefunden

* Lesen Sie unsere unzählbare Wochenschriften, die Beyspiele können Ihnen nicht mangeln.

gefunden hat. Er hat seine Zeichnungen übertrieben, um sie nicht kentlich zu machen. Aber für seine Zeitgenossen waren doch die Züge nicht versiekt, und für uns haben seine Farben noch nichts von ihrer Lebhaftigkeit verlohren. Die horazische Methode hingegen, eine Satyre zu schreiben! ich wolte wohl behaupten, daß man mit dem Talent dazu müsse gebohren seyn. Vielleicht ist dieses ein Grund, warum der satyrische Dichter auf dem Parnaß auch seine Stelle hat. Denn jene von der ersten Art sind, deucht mir, in nichts von dem prosaischen Schriftsteller unterschieden.

Dieses Talent ist nichts anders als die Naivetät, mit welcher der Dichter an sich auf eine lebhafte Art zeigt, was er an andern lächerlich gefunden hat, und es an seinem eigenen sonst einfachen Karakter besonders auszeichnet. Oder auch; er weiset auf etwas, das lächerlich ist; aber ohne daß er es als ein solches zu kennen scheint, und eben

weil es diesen sonst so simplen Mann befremdet; so werden die übrigen jezt aufmerksam und entdecken das Lächerliche. Nicht daß der Dichter gar niemals jene satyrische Geissel mit sich führte: auch Horaz, wenn er aufgebracht ist, giebt seinem ineptus Fannius etwa einmal einen Hieb, und läßt ihn

Discipulorum inter plorare cathedras.

Aber es geschieht selten. Der satyrische Dichter ist, seinem Temperament nach, cupidus pacis; und dieses macht ihn eben zu dieser Naivetät geschickt. Keine starke Leidenschaft, welche tobend ist, wohnt in der Seele, die einen naiven Gedanken ausdrucken, oder eine naive Handlung vornehmen soll! La Fontaine und Gellert haben nur dieses satyrische Talent, und ich vermuthe sogar, daß sie durch dasselbe zu der Erzählungsart in ihren Fabeln sind gebracht worden, die ihnen beliebt hat. Fast allein ihre Ausschweifungen, durch welche sie von der äsopischen Kürze abweichen, und die unsere einfältige Nachahmerheerde für blosse Ausschmückungen der Erzählung gehalten hat, sind saty-

rische Züge, die dem Dichter entwischen, und eben deswegen so sehr gefallen, weil er sich so blöde und unerfahren aufstellt. Ein Mann der so unschuldig ist; wie könnte der mir Schaden thun, wenn er mir auch die Wahrheit saget? Er sagt sie in seiner Unschuld!

Dis deucht mir, ist der Grund der mannichfaltigen Erdichtungen, in welche ein gutes Genie seine Satyren einkleidet. Es muß sich Situationen erfinden, in welchen er diese Naivetät am besten zeigen kann. Rabener — ich nenne ihn ja den Genius der Satyre, erkundigen sie sich bey ihm, ob ich recht habe.

Hieraus werden Sie auch — Ich bin ein ewiger Plauderer! Sie wollen ja sonst nichts wissen, als was ein satyrischer Schriftsteller geleistet hat. Zuerst also hat er geschrieben: die Sitten der Gelehrten. Nicht wahr, Sie haben noch nicht viel davon sprechen gehört? Kein Wunder! es ist auch lateinisch geschrieben. * — Was für ein Einfall? Der Mann wird ja fast von niemand gelesen werden; so

gut

* Mores Eruditorum. MDCCLI.

gut er auch vielleicht geschrieben hat! Aber wie? wenn er seine Schrift und noch ein paar andere, die dazu gehören, als eine Grabschrift betrachtete, die er unserm Jahrhunderte setzt, und die er lateinisch schreibt, damit auch einige gute Köpfe der Nachwelt sie mit Vergnügen lesen können. Wenn auch gleich der grosse Haufe des 18ten und 19ten Jahrhunderts den Kopf darüber schüttelt, und sie ungelesen läßt? — Zur Sache!

Ich kann ihnen nur einige der vorzüglichsten satyrischen Wendungen mittheilen, einige der Naivitäten, die sich, ehe man es sich versieht, einmischen und das Genie verrathen. Lesen sie also einmal ein Stück aus dem Briefe eines Predigers an seinen lieben Sohn auf der Universität.

„Zur Erforschung des wahrer Sinnes der „heiligen Schrift bediene dich keiner andern „Hülfe, als der Ueberzeugung unsers theu„ren Luthers. Es ist Undankbarkeit (und „viele Naseweise machen sich zu unsern Zei„ten dieses Lasters schuldig,) sich der Hülfs-

 „mittel

„mittel nicht bedienen, die uns Gott durch
„seine wunderbare Güte geschencket hat. Vor-
„mals war vielleicht die Kenntniß der griechi-
„schen und ebräischen Sprachen eben nicht un-
„nütz; jetzt aber (Gott sey ewig dafür gelobet
„und gepriesen) ist alles durch die Uebersetzung
„dieses herrlichen Rüstzeuges Gottes, so klar, so
„deutlich, daß man nichts mehr hinzuzuthun
„nöthig hat. Ach! wenn du meinem Rathe,
„den ich dir bey deiner Abreise gegeben habe,
„folgtest? Habe ich dir nicht gesagt, du soltest
„die Dogmatick und Homiletick fleißig hören
„und kein Wort davon auf die Erde fallen
„lassen? Habe ich dir nicht befohlen, du sol-
„test alle Monate zwey oder drey mal predigen?
„Habe ich dir nicht angerathen, du soltest un-
„sere lieben und schönen Kirchengesänge hübsch
„auswendig lernen, damit du sie hier und dar
„als einen köstlichen Zierrat in deinen Predig-
„ten anbringen könntest? Noch stehen mir Freu-
„denthränen in den Augen, wenn ich daran
„denke wie gut du schon geprediget hast, ehe
„du noch auf die Universität gegangen bist.

„Meine

„Meine Bauren werden niemals vergessen, wie
„geschickt du ein lateinisches Sentenzchen ange-
„bracht; sie sprechen noch davon und werden
„dich immer fort loben. Gehe also auf dem
„Wege, den du schon so glücklich betreten hast,
„zu deinem Ziele fort. Ueberdis weißt du ja,
„daß du schon zwey Jahre auf der Universität
„bist, und also die Zeit deiner Zurückkunft heran-
„nahet. Unser gnädige Herr hat mich dieser
„Tagen daran erinnert und dir sein Dienstmäd-
„gen zur Frau zugleich mit der Adjunctur zu
„meiner Pfarre versprochen. Du mußt also
„vor allen Dingen ein Collegium über die Oe-
„konomie hören und sey mir nicht nachläßig in
„einer für dich künftig so nützlichen Sache. Ich
„lege zwey herrliche Bücher diesem Briefe bey,
„den allezeitfertigen Prediger und *Dispositio-*
„*nes* auf alle Sonntags-Evangelia. Wenn
„du sie recht gebrauchst, wird es dich nie
„gereuen. —

Diesem Brief ist ein anderer von dem Herrn Frater in Christo und zugleich Herrn Gevatter des jungen Menschen beygelegt, den sie aber

 selbst

selbst lesen müssen. Ich nehme sie jetzt zu einer Reiseerzählung von Utopien mit. Stuzen sie nicht? In Utopien sind auch Universitäten, „eine vor„zügliche wie mein V. gesagt, die noch nicht „allzulange gestiftet ist. Man hat berühmte „Leute dahin berufen, von allen Orten her „durch grosse Belohnungen hingezogen. Diese „Herren nun sind fast unglaublich stolz gewor„den. Sie haben ihre Universität den Wohn„siz der Musen, den Jahrmarkt der Gelehr„samkeit, den Aufenthalt der schönen Wissen„schaften genannt; — genannt haben sie diese „Universität so; andre glauben es eben noch „nicht. Denkt jemand anders davon, (und „man sagt, daß es viele gebe, die so denken,) — „Der Mensch kann kaum Mutterwiz haben. „Was an andern Orten geschrieben, gesagt, „geurtheilt wird, verachten sie, machen sie „herunter und predigen wenigstens, daß man es „bey ihnen viel besser finde. — Doch haben „nicht alle dieses Laster an sich, sondern nur „zween vorzüglich, die sich ganz allein klug dün„ken. Der eine, sagt man — Ja wenn ich gleich

alles

alles abschreibe, würden sie ja nicht selbst das Buch lesen, und lesen wollen sie es. Wenn sie einem Doktor Examen in Utopia beywohnten wollten: so könnte ich Ihnen Gelegenheit dazu verschaffen. Doch aus einer gewissen Analogie der Dinge werden sie schon vermuthen, daß der Candidat selten viel weis, daß mehr gefragt als geantwortet, mehr getrunken als gefragt wird, und daß die Doctor-Würde dem jungen Menschen zuerkannt wird, nicht weil er viel gelernt hat, sondern weil er die Sporteln richtig bezahlt. — Sehen sie lieber die Fragmente des Zopyrs an, die der V. gefunden hat; für deren Richtigkeit er aber doch nicht gänzlich steht, weil sie durch andere Hände, durch die Hände eines Commentators gegangen sind, denn sie waren griechisch geschrieben, diese Fragmente, und „weil ich, sagt der V. des Ey-„des eingedenk, den ich bey meiner Aufnahme „in die Juristische Facultät abgelegt habe, „nichts auf der Welt mehr hasse und hassen „werde, so lange mir Gott das Leben fristet, „als die griechische Sprache; Eine Gesinnung

„die

„die viel andre reiche und angesehene Män-
„ner meines Ordens haben; so habe ich einem
„armen und kindisch fleissigen Menschen das
„Griechische gegeben, um es ins lateinische zu
„übersetzen. Der Mensch wolte noch einen
„Commentarius über das ganze Werk, eine
„Anzeige der verschiedenen Lesearten, und ein
„reiches Wort- und Sachregister hinzuthun!

Sie sind doch begierig zu sehen, wie Zopyr schreibt? Hier ist eine Probe. „Wenn du den
„Lehrer kennen wilt, der der gelehrteste ist, der
„für die Quelle aller Gelehrsamkeit gehalten
„wird, und dem der gröste Theil der studiren-
„den Jugend anhängt: so höre mir zu: ich will
„ihn beschreiben. Den Kopf hoch, die Haare
„frisirt, läuft er durch die Strassen, hat mit
„wohlriechenden Wässern Manschetten und
„Tücher angefeuchtet, und duftet wo er hin-
„kommt süsse Gerüche aus; den Hut unterm
„Arm, einen kleinen silbernen Degen an der
„Seite, zu dem eine seidene vielfarbigte Weste
„nicht hinunter reicht, wird er alle die ihm
„begegnen, mit einer zierlichen Verbeugung,

„und netten Zurückziehung des rechten Fusses
„an den linken, seinen kleinen Hut mit der Hand
„bis an die Erde sinkend, grüssen. Er wird
„dir gleich Schnupftoback anbieten, so künstlich
„anbieten, daß du wider seinen Willen die an
„den Fingern blitzende Ringe wahrnimmst; alle
„Augenblick zieht er eine Uhr heraus, die mit
„goldenen Zierraten behängt ist; mit einer unge-
„meinen Geläufigkeit der Zunge erzählt er etwas
„vom Wetter und vom heitern Himmel, spielt
„von Zeit zu Zeit mit einem Hündchen, ziehet
„Zeitungen aus der Tasche, und beurtheilt die Un-
„ternehmungen der Feldherrn. Endlich schimpft er
„mit vielem Eifer auf diesen oder jenen gelehr-
„ten Mann:

Nate Dea, quæ te tam læta tulerunt sæcula.

Zopyr muß in — studiret haben. Sie er-
rathen es wohl. Noch eins; weil ich doch
einmal im Schreiben bin. Es ist doch was
heilsames für einen jungen Gelehrten, wenn
ihm der Weg vorgezeiget wird, auf welchen
er bald zu einem berühmten Namen gelangen
kann. Mein Schriftsteller hat ein gutes Ge-

müth,

müth, er hat es gethan. „Verlassen sie sich „darauf, fängt er an, ich werde ihnen nichts „rathen, als was ich selbst durch eigene Erfah„rung gut befunden habe. Ich selbst bin Weg, den „ich ihnen jezt vörzeichne, gegangen, und er hat „mich zu den ansehnlichsten Ehrenstellen geführt.

Er räth an (ich mache einen Auszug, weil ich eben jezt eine kleine Anwandlung von Trägheit fühle,) alle gelehrte Zeitungen, alle Monathschriften durchzulesen, sich daraus einen guten Vorrath von Gelehrsamkeit zu sammlen, und ihn, wie Sie leicht erachten können, zu rechter Zeit wieder auszukramen. Einige griechische Sentenzen, die man einmal in Gesellschaft sehr geläufig hersagt, können auch nicht schaden. Der junge Mensch thut nun nicht übel sich bey einem Mann, der ein neues Buch schreibet, zur Verfertigung des Registers anzubiethen. Denn der berühmte Mann wird seiner in der Vorrede mit Ehren gedenken. Jezt ist es aber Zeit, selbst etwas zu schreiben. Eine Materie aus den römischen Alterthümern abgehandelt, es giebt so hübsche Hülfsmittel dazu? Hier und dar die

Buchstaben Mspt. eingemischt; dis zeigt ja an, daß der junge Mensch auch Mannscripte gelesen habe. Und die gute Aufnahme der Schrift! — Dazu giebt es Mittel. Man schickt sie an einigen Recensenten, an andere Gelehrte, diese werden vermuthlich in einem Schreiben danken: dergleichen Briefe mm allenthalben vorgezeigt, dis macht Ansehen. An die Vorsteher der gelehrten Gesellschaften wird nicht vergessen zu schreiben; zugleich das geschriebene Werk in Goldpapier eingebunden, beygelegt. Es muß seltsam hergehen, wenn man nicht bald zum Mitglied der Gesellschaft ernannt wird: familica est horum hominum natio, (dis übersetze ich nicht). Es versieht sich, daß man jezt allenthalben zum Namen setzt: Mitglied der Gesellschaft.

Von den Gelehrten, die ihre Briefe, welche sie von auswärtigen berühmten Männern erhalten haben, allenthalben vorzeigen, was vorzeigen? Drucken lassen, muß ich ihnen noch eine Stelle unsers V. mittheilen. Er läßt nehmlich zweyen Briefe abdrucken, die er neulich aus Aethiopien erhalten, und darinn folgt er, wie er sagt, der Gewohnheit einiger seiner Zeitgenossen. „Diese „Herren, wenn sie nach langem ungestümen Anhalten einem englischen, französischen oder italiänischen Gelehrten endlich einmal einen Brief „abgezwungen hatten; glaubten sie bis an den „Himmel zu reichen. O! was hat man denn „anders in Händen, was führt man anders im „Munde, als diese Briefe? Treten sie hin zu diesen Herren. Sie mögen wollen oder nicht

„wollen,

„wollen, die Briefe werden ihnen mit lauter „Stimme und heitrer Mine vorgelesen. Noch „glücklich genug, wenn es nur ein einziges mal „geschicht. Aber damit es auch andre, die an„derswo leben, damit es die Nachwelt wisse: so „müssen diese Brieschen bey der ersten Gelegen„heit gedruckt werden.“ — Sie lächeln. Ich wette es fallen ihnen die Leute ein, die fast immer ausrufen: Briefe, Tabatieren, goldene Ketten, von grossen Herren erhalten, wer will sehen?

Ich dächte, ich hätte heute genung Auszüge für sie gemacht. Vielleicht werden sie bey dem Durchlesen etwas zu tadeln finden, dieses unstreitig, daß der B sich zu sehr auf eine deutsche Universität eingeschränkt hat. Aber sie wissen ja wohl. — — Künftig gebe ich ihnen von ein paar andern Schriften dieser Art Nachricht.

B.

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

VII. Den 12. März 1761.

Hundert und neun und vierzigster Brief.

Daß die Deutschen grosse Bücher schreiben können, das hat ihnen wohl nicht leicht jemand abgestritten; aber daß sie grosse Bücher angenehm, und mit einer Anmuth schreiben, die den Fleiß nicht verdrängt, sondern stärker hervor schimmern läßt — Das läugnen die Ausländer, und fast sollte man denken, meistens mit Grunde. Lassen Sie aber unsere eigentlich sogenannten Gelehrten so unangenehm, so trocken schreiben, als sie wollen — sie mögen keine Wendung, keine Bilder, keinen Schmuck kennen; den eine Grazie niemals verläugnen würde. Ich behaupte, es ist noch erträglich in Vergleichung mit dem Schriftsteller, der in ernsthaften Mate-

rien — nicht witzig ist, sondern spassen will, — nicht in Metaphern spricht, sondern in Allegorien, — nicht eine geschmückte, sondern poßirliche Schreibart hat; — nicht in der Wahl der Worte nachläßig, sondern in der Wahl pöbelhafter Ausdrücke sorgfältig ist; kurz in Vergleichung mit Herrn Harenbergs Historie der Jesuiten. *

Deucht es Ihnen nicht daß es schwerer sey, ein guter Geschichtschreiber, als ein guter Redner zu seyn, auch nur dem Stof nach betrachtet? Es gehört eine so gleichförmige Spannung der Seele dazu; die Seelenkräfte müssen ein so beständig gleiches Ebenmaaß gegen einander halten: es muß ein mit so vieler Einfalt vermischter Ernst durchschimmern; der Schriftsteller darf sich so wenig vernachläßigen, da man hingegen den Redner zehn schlechte Stellen gegen eine einzige rührende übersieht. Ich habe noch nicht ein Wort von der Bindung der Perioden gesagt, die desto künstlicher muß

* Pragmatische Geschichte des Ordens der Jesuiten, seit ihrem Ursprunge bis auf gegenwärtige Zeit. 4. 2 Theile, Halle und Helmstädt. 1760.

muß eingerichtet werden, je weniger Mannigfaltigkeit in denselben, der Natur des historischen Styls gemäs, statt finden kann. Ich habe deswegen nichts davon gesagt, weil einige historische Schriftsteller unter uns, die, so Gott will, schön zu schreiben glauben, ihre Perioden alle so kurz abbeissen, ihren Styl so stark zerschneiden, daß der Leser sich fast alle Augenblicke überschnappt. Stellen Sie sich vor, daß Sie über eine Wiese weglaufen wollen, wo alle fünf Schritte ein Graben eingeschnitten ist. Auch hieher gehöret Herr Härenberg! Aber, o wie gerne wollte ich ihm hieraus keinen Vorwurf machen, wenn sein Stof nur ekelhaft einförmig, und nicht auch buntscheckigt, nur gezwungen, und nicht auch ofte pretiös wäre.

Der Styl einer Zuschrift gehört freylich nicht zum historischen Styl: ich lese auch sonst niemals die Zuschriften, wenigstens nur sehr selten: und ich weis noch nicht wie ich dazu gekommen bin die vor diesem Werke stehende, durchzulesen. Doch diesmal reuet mich meine Mühe nicht. Es ist eine wahre Seltenheit. Sie mögen wollen oder

 nicht;

nicht; so müssen Sie sie kennen lernen. Merken Sie sich zuerst, daß der Verf. die Kunst besitzt, alles Lobenswürdige seiner hohen Gönnerin in prespektivische Ordnung zu setzen. Nachdem dieses geschehen ist: so erblickt er einmal in der Ferne „die Besorgung der Wohlfarth des „Landes; dann erblicket er weiter hinaus den „kurzen Auszug etlicher zwischen den Ka„tholiken und Lutheranern streitiger Glau„benslehren. Abermals in der Ferne strahlt „ihm in die Augen eine kostbare Bibelsammlung. „Jezt erblickt er wieder in der Nähe eine deut„liche Erläuterung der Glaubenslehren. Denn „zeiget sich in vollem Lichte eine besondere Gnade „die er genossen; ganz nahe erscheint ihm der „Wahlspruch der Durchl. Herzoginn; und „endlich erscheinen ihm in seinen Händen, die „ihm zu seinem Werke gnädigst geliehene Bücher.“

Hier halten Sie ein wenig inne. Denn dies ist alles noch nichts, gegen das, was noch werden wird. Geschwinde! „Der ganze Raum des „weiten Feldes scheinet sich durch Gefässe der ge-

„nossenen

„nössenen Gnade und Erbarmung in frohe Bewe-
„gung zu setzen.“ Hier sehen Sie nichts mehr
deutlich? Das glaube ich wohl. Es ist ja alles
in drehender Bewegung. Doch Herr H. soll
Ihnen wol noch manches weisen. „Zur Rech-
„ten regen sich Kinder und Alte. — In der
„Mitte erscheinen die, welche von Ew. Durchl.
„Geist und Lebensfaden abhängen. Zur Lin-
„ken zieht sich das Feld zurück und verlieret
„sich schier aus den Augen.“ So sey es denn!
vor diesesmal haben wir ja genug gesehen. Ein
andermal mehr! Denn, „dis sind nur einige
„Züge und Blicke des aufgeklärten und sehr aus-
„gedehnten Feldes, das sich durch Ew. Durchl.
„hellstrahlende Vortreflichkeit mit der reichsten
„Anmuth ausfüllet.“

In wahrem Ernst; ich wollte doch, daß ich
diese Zuschrift nicht gelesen hätte. Sie glauben
nicht, mit wie schwerem Herzen ich das Werk
selbst zu lesen angefangen habe. Was meynen
Sie wohl, wenn vor dem Livius eine solche Zu-
schrift stünde; hätten Sie Muth genug, weiter

zu lesen? Ich dachte so: der Styl mag noch so verschieden seyn; so muß doch Geschmack und Beurtheilungskraft allenthalben durchbrechen. Und unter allen Herrlichkeiten in der Zuschrift, erblickte ich nur diese bey meinem Verf. nicht. Ich gieng doch weiter, und siehe, es stiessen mir auf: „Schaufeln Salz, die ein Schriftsteller von „einem andern, durch die Antwort auf seine „satyrische Schrift, zurück bekam. — Der „Schatten einer Antastung, der heran geflogen „war, — gemahlte Bilder, die von Ehrsucht „und Hochmuth starren, — eine Abhandlung, „die der Verf ins Vorgemach setzen will." Dis alles traf ich, um mit ihm zu reden, im Vorgemach an. Folgende Perioden stehen auch noch darinn. „Solte sich auch nur ein Atome oder „Stäubchen im Buche finden, das gegen die „Ehrerbietung für die Monarchen den Schein „eines Anstosses äusserte; so würde ich denselben „nicht allein wegräumen, sondern auch willigst „verbrennen." — Von einer andern Art: „Da „ich allbereit auch denen, welche mit dem Vorwurfe der Trockenheit, ausgetrockenen Backen

„das

„das zu belästigen pflegen, was sie verachten wol-
„len einen alzulangen Faden gesponnen haben." —
Er erzählt die Streitigkeiten des D. Hildebrands,
mit dem P. Sevenstern. „Sevenstern, sagt
er, „würde hierauf scherzhaft, und ladete den
„D. Hildebrand und dessen Mitgenossen in
„einer Schrift auf eine Martinsgans ein, D. Hil-
„debrand pflückte dieselbe, da sie noch einige
„Federn hatte, und zerlegte sie in der Schrift, —
„(deren lächerlichen Titel ich nicht abschreiben
mag). „Dieser witzige Auftritt nahm ein
Ende."

Alles dieses steht blos in den Vorreden der
beyden Theile. Ich kann es nicht läugnen: ich
erwartete nun eine etwas ähnliche Schreibart
im Werke selbst. Ich habe sie nicht vergebens
erwartet.

Hier ist gleich eine Stelle S. 7. „Seine
„Seele (er redet vom Ignatius). Seine
„Seele werde mit frikaßirten und vielerley Wis-
„senschaften beladen. Er gieng mit den Theilen
„des Cirkels der Wissenschaften um, wie die

„Frauenzimmer mit den Zeitungsblättern. —
„Wenn er nicht so strenge gelebet hätte, würde
„er schon damals ein guter Philosoph für die
„Damen gewesen seyn, welche sich nicht lange
„bey einem Satz aufhalten und die Sache nicht
„bis auf den Grund prüfen lassen. Ignatius
„zeigte unsern Zeiten ein Muster, wie man sehr
„bald ein hochgelehrter Mann heissen, und
„ohne vieljährige Mühe, alle Magazine der
„Wissenschaften mit Gewehr, Waffen und Spieß-
„genossen bepflanzen könne." Durch diese kleine
Probe hätte ich denn verschiedenes bewiesen, ein-
mal, daß der Verf. spaßen will, wo er ernsthaft
seyn soll; hernach, daß er niedrige und burleske
Ausdrücke sorgfältig aussucht; die letzten Zeilen
der Periode (die ich wenigstens nicht verstehe)
könnten allenfalls auch zeigen, daß er nicht immer
alzuverständlich schreibt.

Folgt nun eine kleine Probe von seinen Ver-
gleichungen, Methaphern und Allegorien, auch
Wortspielen.

S. 9. „Ignatius hatte seine erste Gesellschaf-
„ter auf den Reisen immer bey sich; diese waren
„ein

„ein bewegliches und wanderndes Closter. Man
„kann sie mit den reisenden Städten und
„Dörfern des Reichs China vergleichen, welche
„sich wie die Schiffe auf den breiten Strömen
„Goang und Kyang, hinauf und hinab bewegen.“

Was für ein Reichthum! das Vergleichende wieder vergleichen, und noch dazu mit Dingen aus andern Weltgegenden. — Es ist von der angefangenen Reformation die Rede. „Jeder
„Theologe, sagt Herr H. wolte bey dieser Bewe-
„gung auch etwas eingesehen haben. Einer zog den
„Wagen hieher, der andere dorthin. Und noch an-
„dere behaupteten die Meynung, man solte ihn in
„dem daran gesprützten Schmutze stehen lassen,
„und denen einen rittermäßigen Kampf anbieten,
„welche ihn abwaschen oder von der Stelle zie-
„hen würden. Wegen der Schranken des Wa-
„genmeisters konnte man auch nicht einig werden.
„Einige sagten, dieser stünde unter dem Winke
„und dem gemeinsamen Ausspruche aller Fuhr-
„leute. — Andere hielten es mit dem einzigen
„Winke des Wagenmeisters. Noch andere

„wolten den H. Geist alleine den Wagen regie-
„ren lassen, und den Zügel Jesu verehren, jedoch
„den Wagen waschen und in den Stand der er-
„sten Reinigkeit setzen. Andere wolten sogar die
„Räder durchhauen, oder die Deixel verlezen.
„Die Jesuiten sezten sich hinter dem sichtbaren
„Wagenmeister auf den Siz des Kutschers und
„ergriffen die Zügel desselben. Ihre Genossen
„theilten denen Rittersizze mit, welche sich in
„diese Regierung nicht finden wolten.“ Dis
wäre nun eine Harenbergische Allegorie.

Von einer Bulle, die den Jesuiten grosse
Vorrechte ertheilet, sagt er, S. 17. „Diese
„Bulle hat sehr weite Hörner und einen erstaun-
„nenden Durchmesser;“ und Ignatius ist von
dem Pabst, nach dem Herrn Harenberg, nicht
canonisirt, — sondern „auf den Schwibbogen
„der Heiligen erhoben worden, welche in der
„Kirche angerufen werden dürfen.“ S. 19.

Hieraus können Sie von dem Geschmack seiner
Metaphern urtheilen. Wollen Sie auch ein

elendes

elendes Wortspiel lesen? Hier ist eins, S. 18.
„Ehe noch Papst Pius IV. sich den Jesuiten bullenmäßig geneigt bewies, starb Ignatius."
Solte wohl ein protestantischer Schriftsteller den schlechten Witz, den die meisten Römischcatholischen Controvertisten in Teutschland anbringen, nachzuahmen suchen?

Und mit solchen Blümchen finden Sie diese Geschichte durch und durch geschmückt. Ich schlage auf S. 801. und finde: „Der Pabst und „die Jesuiten haben freylich bisher das Ziel ihrer „Grundsätze noch nicht erreichen können, weil „die regierenden Herren noch immer geschickte „Männer haben, welche einen Damm vor die „Fluth der jesuitischen Begierden ziehen, und „weil vernünftige römischcatholische Regenten „mit Fleis immer Protestanten und tüchtige Ju„risten übrig behalten, woran als an einen harten „Felsen sich die Hofnungswellen der Jesuiten „brechen müssen. Jedoch lassen sie sich auch ofte „berücken, daß sie schier kein Heu für den „Marstall behalten und den alten Sat-

tel

„tel wegschenken, wo nicht ein heller Herr
„von Lichtenstein dazwischen trit.“

Ich schlage auf und finde S. 778. Ich will
„nichts erinnern von der weisen Verordnung des
„römischen Bischofs, des Gregorius Magnus
„welcher die Personen aus den Clöstern gehen
„ließ, welche die Gabe der Enthältsamkeit nicht
„hatten. Ich will nur anzeigen, daß die Jesuiten,
„welche wider die Ketzer Streithengste und
„muthige Löwen seyn, gutes Futter haben,
„und bey Kräften seyn müssen. Es kann
„ihnen daher gar leicht die menschliche
„Schwachheit begegnen.“

Ich schlage nochmals auf und finde S. 647.
die Erlaubnis, welche der Jesuite Santarelle
den Päbsten zueignet, die nachlässige Könige mit
dem Tode zu bestrafen, gründet er auf die Wor-
te des Heylandes: Weyde meine Schaafe.
„Santarelle sahe hieselbst keine wächserne Nase,
„wie er meynte, weil er solche nicht zuerst gebidet
„hatte. Wenn er van des Virgils Worte:
„Tityre

„Tityre pasce pecus gedacht hätte, würde er
„dem Schafmeister nicht das Henkersbeil und
„ausgezogene Schwerdt in die Hand gegeben
„haben. Er hat darüber weggedacht, daß die
„Schaafe keine blutige Weyde geniessen können.“

Haben Sie nun nicht Beyspiele genug vom Harenbergischen Styl? Und dis ist der Styl einer ernsthaften Geschichte! einer Geschichte; die allerdings ein wichtiges Stück der neueren Begebenheiten erzählet, die von einem Probst unserer Kirche geliefert wird, und die zum wenigsten von solchen Flecken, die jedem Leser vom Geschmack unerträglich sind, frey seyn solte! Ich gebe Ihnen wol auch von der Einrichtung des ganzen Werks Nachricht; aber gewiß nicht in diesem Briefe. Das Abschreiben schlechter Stellen ist die saureste Arbeit, die ich kenne.

Hundert

Hundert und funfzigster Brief.

Die Ordnung des Werks — ja ein Kapitel, Abschnitte und Paragraphen ist es wohl eingetheilt, aber dieses macht noch keine Ordnung aus. So schreiben vor zehen und zwanzig Jahren unsere junge Gelehrten über alle ihre Ausarbeitungen die Namen; Erklärung, Lehrsatz, Aufgabe, und glaubten sie bewiesen strenge. Die Ordnung eines historischen Werks kann nach verschiedenen Regeln geleitet werden. Die strengste Ordnung wäre diese, wenn mit möglichster Beobachtung der Zeitfolge die Begebenheiten nach dem Verhältniß der Orte, wo sie vorgehen und des Einflusses derer daraus zu entdeckenden Triebfedern vorgetragen werden. Erinnern sie sich der verschiedenen Ordnungen, welche die Geschichtschreiber meistentheils wählen, und setzen sie dieselben zusammen: so werden sie finden, daß meine beschriebene Ordnung herauskommt. Herr Harenberg hat für gut befunden, diese Ordnung

zu trennen. Denn das zehente Capitel liefert erst eine Chronologische Geschichte der Gesellschaften des Jesuiter-Ordens. Die beyden ersten Capitel stehen freylich am rechten Orte. Jene giebt von der Stiftung und dieses von der innern Einrichtung der Gesellschaft Nachricht. Aber was? erst im sechsten Capitel kommt eine Nachricht von den Privilegien der Jesuiten. Diese hätten wir unstreitig noch vor ihren Mißionen, Verweisungen und Orten des Aufenthalts bekommen sollen, die in den Zwischencapiteln abgehandelt werden. Ein grosser Theil des zweyten Theils müßte, wenn ja alles, was den Namen Jesuite führt, hier vorkommen sollte, unter dem Titel besondrer Abhandlungen stehen. Das ganze siebente Capitel handelt von den Verdiensten der Jesuiten, um die Gelehrsamkeit. In so ferne der ganze Orden daran durch seine innre Einrichtung Theil hat: gehöret es zum Plan des Werks — nimmermehr, wenn nur einzelne Jesuiten sich ausgezeichnet haben.

Ich könnte an Leben Louis des XIIten eben so gut die Lebensbeschreibungen eines jeden seiner Officiere beifügen, der unter ihm gedient hat.

Die Fortsetzung folgt.

Briefe,
die neueste Litteratur betreffend.

VIII. Den 19. März 1761.

Beschluß des hundert und funfzigsten Briefes.

Das achte und neunte Kapitel ist mit den Streitigkeiten der Jesuiten angefüllt, ein räumliches Feld, sagt H. — Ja das glaube ich wohl, aber erwünscht für den, der nur ein grosses Buch schreiben will.

Alle Streitigkeiten der Jesuiten, die nichts zur Vergrösserung oder, Verminderung ihres Ordens, zur Macht oder Schwäche desselben gewürkt haben, fallen ausser die Geschichte. Es steht jedem frey sie insbesondre abzuhandeln, sie, wenn er will, seiner Geschichte anzuhängen. Immerhin. Aber nicht in dieselbe hinein getragen. Wer könnte wohl in der römischen Geschichte die Erzählung der Streitigkeiten zwischen Privatpersonen ausstehen, wenn diese nichts zur Veränderung im

Staat beygetragen haben? Im entgegengesetzten Fall ist es freylich ganz anders. Was für eine Nichtswürdigkeit ist nicht für den Geschichtschreiber, die Rangeifersucht zwischen einer adelichen und bürgerlichen Närrin: aber wenn diese Rangeifersucht würkt, daß die Consulwürde auch Plebejern ertheilt werden kann: dann wird der Geschichtschreiber auf diese Kleinigkeit aufmerksam. — Aber mit wem plaudere ich denn? Nur nicht ungeduldig, ich komme schon wieder zurück

Diese Fehler in der Anlage der grossen Hauptstücke sind noch die geringsten. Die verschiedenen Abschnitte, die unter jedes Hauptstück gebracht sind, machen erst die grosse unordentliche Ordnung aus, wenn ich so sagen darf. In der That H. muß nach gewissen Fächern gearbeitet haben. Diese füllte er erst mit den sogenannten Materialien an: dann sezte er zusammen ohngefehr nach seinem Hauptplane: aber wenn hier und dar das gehörige Fach noch nicht voll war: — Je nun so nehmen wir unterdessen ein anders, kommen doch Register zum Werke.

Sie

Sie können nicht fordern, daß ich etliche Bogen abschreibe, um ihnen davon Beweise zu geben: sie dürfen nur selbst den Inhalt der Abhandlungen durchlesen. Ein kleines Beyspiel könte doch nichts schaden. — Nun das sollen sie wohl haben. Im zweyten Capitel wird die innre Einrichtung des Ordens beschrieben. Man beschreibt die Procuratoren, die Professen, die Missionarien des Ordens — gut: aber nun, von den vornehmsten Schicksalen der unternommenen Missionen, und der Portugisischen insonderheit — was finden sich denn diese Dinge schon in diesem Capitel? Bey Gelegenheit der Missionarien. Ach spotten sie nicht, gestehen sie lieber, daß sie es nicht wissen. Ich aber weis es; ich habe nicht vergebens gelesen. Herr H. hat allenthalben die neueste Schicksale der Jesuiten in Portugall vorräthig. An hundert Orten führt er sie darauf. Mag es sich doch schicken, wie es will. Genug, dieses Fach war angefüllt, vollgestopft. In andern sah es desto öder aus. Es ist billig, daß eine Provinz der andern ihre Reichthümer mittheilt. Das Portugisische Fach

 also

also — ja freylich hat dieses viele zu versorgen gehabt.

An diesem Beyspiele könnten sie sich schon genügen lassen: aber weil auf eben der Seite, die ich vor mir habe, noch ein lächerlicheres vorkömmt, so sollen sie es mit geniessen. Im Capitel von der innern Einrichtung des Ordens wird ferner gehandelt, von den Neulingen, von den weltlichen Gehülfen des Ordens, von den untern Schulen der Jesuiten — recht; nun — von dem Zutritte einiger Jesuiten zur neuern Philosophie. Einige Jesuiten philosophierten über das Schöne. Goeden und Rothfischer erleiden über die neuen Philosophie von den Jesuiten viel Ungemach. Merken sie wohl die Fächer! P. und R. Philosophie die neue, Rothfischer — das giebt doch 3 Paragraphen wenigstens; unten noch einmal davon gehandelt, wer merkt das in einem grossen Werk?

Sie können nun ohngefehr auf die übrige Einrichtung des Werks schliessen. Nicht blos in der Einrichtung; ofte in den kleinsten Erzählungen herrscht bald eine lustige, bald eine ver-

driesliche Unordnung. Ein Beyspiel! gleich im Anfang des Werks! S. 2. „Des Ignatius Vater war Bertram. „Dieser lies seinen Sohn „unter den Edelknaben am Hofe Ferdinands des „Katholischen erziehen. Der Sohn äusserte als „ein gebohrner Ritter schon bey Hofe eine grosse „Neigung zum Kriegswesen. Er kam (nicht „wahr sie vermuthen jezt: er kam unter die „Garde? Betrogen) er kam im Jahr 1491 „nicht weit von Pampelos aus Licht der Welt." Da sie den Jungen schon bey Hofe gesehen haben: wer sollte das denken, daß er nun erst gebohren würde.

Diß wäre nun ein Beyspiel einer lustigen Unordnung. Sie können S. 785 und Gott weiß wie viele noch aufschlagen: so finden sie Beyspiele einer verdrießlichen Unordnung.

Der Geschichtschreiber, der gleichsam nur die Begebenheiten zu seinem Stoffe hat, woraus er arbeitet: muß als Philosoph ihre natürlichste Verbindung untersuchen. Daraus erfindet er die allgemeinen und möglichen Triebfedern. Aber die Verbindungen zwischen den Begebenheiten und Triebfedern die würklich sind? dazu dienet ihm die Kenntnis der Staatsverfassung, die Kenntnis der Karaktere, sowohl der damals regierenden Personen seines Staats, als auch der Häupter eines andern Staats, die mit dem seinigen in näherm Verhältniß stehen. Sie begreifen wohl, daß ich unter den regierenden Personen diejenigen verstehe, welche würklich regieren, und solten es auch Kammerdiener seyn! Zu dieser Kenntnis verhelfen ihm die Memoires oder geheimen Nachrichten. Es versteht sich, daß eine genaue Prüfung ihrer Glaubwürdigkeit voran geht. Diese geheimen Nachrichten erzählen zuweilen einige kleine Umstände, die unvermerkt eine Hauptveränderung veranlaßt haben. Es ist wahr, es ist ein Glück sie zu wissen, aber nicht allemal ein Unglück sie nicht zu wissen.

wissen. Diese besondern kleinen Umstände sind entweder ganz zufällig, oder in der Staatsverfassung gegründet gewesen. In dem ersten Fall nützen sie für einen andern Staat nichts, wenn sie erzählt werden, weil sich kein Staat vor ihnen hüten kann; in dem andern Fall sind sie nur das Complement zu den Ursachen einer Würkung, die man schon vermuthete. Denn die Hauptaufgaben, die durch eine solche Geschichte aufgelöset werden, sind wohl diese, daß man bey einer gegebenen Regierungsform bey dem gegebenen Karackter des Herrschenden, und bey dem gegebenen Verhältnis anderer Staaten dagegen genau bestimmen lernen, was vor Hauptveränderungen für den Staat erfolgen müssen, das Zufällige bey Seite gesetzet.

Ich nehme nun an, daß mein Geschichtschreiber seine Hauptbegebenheiten als ein geschickter Mann weis, und als ein redlicher Mann erzählen will: daß er sie als Philosoph mit den genannten Stücken verglichen

Ich könnte im Leben Carls des XIIten eben so gut die Lebensbeschreibungen eines jeden seiner Officiere liefern, der unter ihm gedient hat.

Die Fortsetzung folgt.

B r i e f e,
die neueste Litteratur betreffend.

VIII. Den 19. März 1761.

Beschluß des hundert und funfzigsten Briefes.

Das achte und neunte Kapitel ist mit den Streitigkeiten der Jesuiten angefüllt, ein räumliches Feld, sagt H. — Ja das glaube ich wohl, aber erwünscht für den, der nur ein grosses Buch schreiben will.

Alle Streitigkeiten der Jesuiten, die nichts zur Vergrösserung oder Verminderung ihres Ordens, zur Macht oder Schwäche desselben gewürkt haben, fallen ausser die Geschichte. Es steht jedem frey sie insbesondre abzuhandeln, sie, wenn er will, seiner Geschichte anzuhängen. Immerhin. Aber nicht in dieselbe hinein getragen. Wer könnte wohl in der römischen Geschichte die Erzählung der Streitigkeiten zwischen Privatpersonen aussehen, wenn diese nichts zur Veränderung im

Staat beygetragen haben? Im entgegengesetzten Fall ist es freylich ganz anders. Was für eine Nichtswürdigkeit ist nicht für den Geschichtschreiber, die Rangeifersucht zwischen einer adelichen und bürgerlichen Närrin: aber wenn diese Rangeifersucht würkt, daß die Consulwürde auch Plebejern ertheilt werden kann: dann wird der Geschichtschreiber auf diese Kleinigkeit aufmerksam. — Aber mit wem plaudere ich denn? Nur nicht ungeduldig, ich komme schon wieder zurück.

Diese Fehler in der Anlage der grossen Hauptstücke sind noch die geringsten. Die verschiedenen Abschnitte, die unter jedes Hauptstück gebracht sind, machen erst die grosse unordentliche Ordnung aus, wenn ich so sagen darf. In der That H. muß nach gewissen Fächern gearbeitet haben. Diese füllte er erst mit den sogenannten Materialien an: dann sezte er zusammen ohngefehr nach seinem Hauptplane: aber wenn hier und dar das gehörige Fach noch nicht voll war: — Je nun so nehmen wir unterdessen ein anders, kommen doch Register zum Werke.

Sie

Sie können nicht fordern, daß ich etliche Bogen abschreibe, um ihnen davon Beweise zu geben: sie dürfen nur selbst den Inhalt der Abhandlungen durchlesen. Ein kleines Beyspiel könte doch nichts schaden. — Nun das sollen sie wohl haben. Im zweyten Capitel wird die innre Einrichtung des Ordens beschrieben. Man beschreibt die Procuratoren, die Professen, die Missionarien des Ordens — gut: aber nun, von den vornehmsten Schicksalen der unternommenen Missionen, und der Portugisischen insonderheit — was finden sich denn diese Dinge schon in diesem Capitel? Bey Gelegenheit der Missionarien. Ach spotten sie nicht, gestehen sie lieber, daß sie es nicht wissen. Ich aber weis es; ich habe nicht vergebens gelesen. Herr H. hat allenthalben die neueste Schicksale der Jesuiten in Portugall vorräthig. An hundert Orten führt er sie darauf. Mag es sich doch schicken, wie es will. Genug, dieses Fach war angefüllt, vollgestopft. In andern sah es desto öder aus. Es ist billig, daß eine Provinz der andern ihre Reichthümer mittheilt. Das Portugisische Fach

 also

also — ja freylich hat dieses viele zu versorgen gehabt.

An diesem Beyspiele könnten sie sich schon genügen lassen: aber weil auf eben der Seite, die ich vor mir habe, noch ein lächerlicheres vorkömmt, so sollen sie es mit geniessen. Im Capitel von der innern Einrichtung des Ordens wird ferner gehandelt, von den Neulingen, von den weltlichen Gehülfen des Ordens, von den untern Schulen der Jesuiten — recht; nun — von dem Zutritte einiger Jesuiten zur neuen Philosophie. Einige Jesuiten philosophierten über das Schöne. Goeden und Rothfischer erleiden über die neuen Philosophie von den Jesuiten viel Ungemach. Merken sie wohl die Fächer! P. und R. Philosophie die neue, Rothfischer — das giebt doch 3 Paragraphen wenigstens; unten noch einmal davon gehandelt, wer merkt das in einem grossen Werk?

Sie können nun ohngefehr auf die übrige Einrichtung des Werks schliessen. Nicht blos in der Einrichtung; ofte in den kleinsten Erzählungen herrscht bald eine lustige, bald eine ver-

driesliche Unordnung. Ein Beyspiel! gleich im Anfang des Werks! S. 2. „Des Ignatius Vater war Bertram. „Dieser lies seinen Sohn „unter den Edelknaben am Hofe Ferdinands des „Katholischen erziehen. Der Sohn äusserte als „ein gebohrner Ritter schon bey Hofe eine grosse „Neigung zum Kriegswesen. Er kam (nicht „wahr sie vermuthen jezt: er kam unter die „Garde? Betrogen) er kam im Jahr 1491 „nicht weit von Pampelos ans Licht der Welt.“ Da sie den Jungen schon bey Hofe gesehen haben: wer sollte das denken, daß er nun erst gebohren würde.

Dis wäre nun ein Beyspiel einer lustigen Unordnung: Sie können S. 785 und Gott weis, wie viele noch aufschlagen: so finden sie Beyspiele einer verdrieslichen Unordnung.

Der Geschichtschreiber, der gleichsam nur die Begebenheiten zu seinem Stoffe hat, woraus er arbeitet: muß als Philosoph ihre natürlichste Verbindung untersuchen. Daraus erfindet er die allgemeinen und möglichen Triebfedern. Aber die Verbindungen zwischen den Begebenheiten und Triebfedern die würklich sind? dazu dienet ihm die Kenntnis der Staatsverfassung, die Kenntnis der Karaktere, sowohl der damals regierenden Personen seines Staats, als auch der Häupter eines andern Staats, die mit dem seinigen in näherm Verhältniß stehen. Sie begreifen wohl, daß ich unter den regierenden Personen diejenigen verstehe, welche würklich regieren, und solten es auch Kammerdiener seyn. Zu dieser Kenntnis verhelfen ihm die Memoires oder geheimen Nachrichten. Es versteht sich, daß eine genaue Prüfung ihrer Glaubwürdigkeit voran geht. Diese geheimen Nachrichten erzählen zuweilen einige kleine Umstände, die unvermerkt eine Hauptveränderung veranlaßt haben. Es ist wahr, es ist ein Glück sie zu wissen, aber nicht allemal ein Unglück sie nicht zu wissen.

wissen. Diese besondern kleinen Umstände sind entweder ganz zufällig, oder in der Staatsverfassung gegründet gewesen. In dem ersten Fall nützen sie für einen andern Staat nichts, wenn sie erzählt werden, weil sich kein Staat vor ihnen hüten kann, in dem andern Fall sind sie nur das Complement zu den Ursachen einer Würkung, die man schon vermuthete. Denn die Hauptaufgaben, die durch eine solche Geschichte aufgelöset werden, sind wohl diese, daß man bey einer gegebenen Regierungsform bey dem gegebenen Karackter des Herrschenden, und bey dem gegebenen Verhältnis anderer Staaten dagegen genau bestimmen lernen, was vor Hauptveränderungen für den Staat erfolgen müssen, das Zufällige bey Seite gesetzet.

Ich nehme nun an, daß mein Geschichtschreiber seine Hauptbegebenheiten als ein geschickter Mann weis, und als ein redlicher Mann erzählen will: daß er sie als Philosoph mit den genannten Stücken verglichen

hat. — Jezt ist es Zeit zu ordnen. Die Zeitfolge muß ihn dabey an der Hand leiten. Sie ist der Faden, um den sich die Begebenheiten winden, und an verschiedenen Orten Erhöhungen machen, die die Kennzeichen der Veränderungen des Staats sind. Reißt dieser Faden heraus, was vor eine Unordnung! Alles läuft zusammen. Wenn verschiedene Begebenheiten an verschiedenen Orten zu gleicher Zeit vorfallen; so läßt man entweder diejenigen auf einander folgen, welche eine innere Verbindung unter sich haben; oder man setzt eine gewisse Ordnung unter den Orten feste: von der man nur im erstern Falle abweicht. Das Schwerste ist unstreitig, aus der Erzählung der Begebenheiten die Triebfedern merklich zu machen. Man kann annehmen, daß der Leser wenigstens die innere Verfassung des Staats kenne: man darf diese zuweilen nicht annehmen. Hier muß nun die Nachricht davon als eine Einleitung vorangeschickt werden. Die Karaktere werden nicht an dem Orte gezeichnet, wo sie sich am stärksten neben andern aus-

nehmen,

nehmen, sondern da, wo sie als Erkänntniß-gründe ihren Platz nehmen müssen. Die kleinen Umstände, welche grosse Ursachen werden, schaltet man unmittelbar vor ihren Würkungen ein, weil der Leser sie nicht leicht errathen, und wenn sie zu weit absiehen, leicht wieder vergessen kann. Und endlich sucht der Geschichtschreiber die Blicke seiner Leser oft auf die allgemeinen philosophischen Ursachen zu richten: wo er vermuthen kann, daß ihre Vergleichung mit den Würkungen den lebhaftesten Eindruck machen können. Dis giebt die Sententias graves, die grossen, die ernsten Säze, die Lieblinge, die Unterhaltung des Verstandes werden: unterdessen das Einbildundskraft und Gedächtniß nicht einen Augenblick müßig sind. Dadurch haben sich die meisten verführen lassen. Sie haben geglaubt; daß nichts weiter zu thun sey; als erbauliche Sprüchelchen einzustreuen, und daran dachten sie, kann es uns nie fehlen: Was für Geschichtschreiber wir seyn werden? — Eigentlich hätten auch ein Thucidides,

daß, er Livius schon pragmatisch geschrieben, ohne eine einen solchen Satz einzuschalten. Aber, denn so sagt der Sachenkundiger seine Schüler hin, nicht um mehr Gewißheit seinem Vortrag zu geben, sondern um die Verständlichkeit desselben durch den besondern Fall zu erleichtern. Wenn ich irre: so hat auch Livius irre geirret; Livius der ausdrücklich sagt, daß das eigentlich pragmatische, das ist der Leser mit Scharfsinn herausfinden soll, „quisque acriter intendat animum" in der Betrachtung bestehe quae vita, qui mores fuerint, per quos viros, quibus artibus domi militiaeque & partum & auctum imperium sit. Labente deinde paulatim disciplina velut desidentes primo mores sequatur animo, deinde ut magis magisque lapsi sint, tum ire coeperint praecipites. — Zu dieser Bemerkungen setzt der Geschichtschreiber; den Anwendungen kann jeder selbst herausfinden. Bey Gelegenheit dieser Stelle werden Se. Hochwürden der Herr Probst Harenberg vermuthlich bemerkt haben, daß es auch dem Geschicht-

schichtschreiber erlaubt sey, seine Sätze in Bildern zu mahlen. Ja; aber nur wie ein Livius.

Machen Sie nun die Anwendung auf die Geschichte des Jesuiter Ordens. — Ja ich denke wohl gar, daß sie bis hieher gelesen haben. Nicht? Nun so schleiche ich mich weg, ohne ihnen gute Nacht zu wünschen.

B.

Hundert

Hundert und zwey und funfzigster Brief.

Sie sind noch nicht ganz von meinen Anmerkungen über die Geschichte befreyet. Ich habe noch eine auf den Herzen, die sie lesen müssen. Was meinen Sie wohl, wenn unsre jungen deutschen Gesellschafter, anstatt sich wechselsweise Lobreden zu halten, anstatt Verse zu machen, die niemand kennt, als die, welche sie hören müssen, und vielleicht nur ihr Herr Verfasser allein bewundert — anstatt dieser wichtigen Beschäftigungen, durch die freylich der gute Geschmak in Deutschland so allgemein wird! sich auch zuweilen im historischen Styl übten? Ein alter Doctor sagte einst zu einem Lord, der noch Fehler wider die Sprache machte: aber Mylord! Was könnte es ihnen wohl schaden wenn sie noch einmal wieder ihre Grammatick läsen. Was könnte es denn den jungen Herrn schaden, wenn sie sich in dem prosaischen und besonders im historischen Styl übten? Vielleicht äussert

unsre

unsre Sprache darinn, am meisten ihre Unbequemlichkeiten. Der historische Styl will Kürze, und nun mangeln viele Participien; er fordert Sprachnaivetäten, wenn ich mich so ausdrücken kann, und das Deutsche giebt sie nicht. Mit wie vielem Reize brauchen nicht die Lateiner ihre Infinitiven wenn wir uns immerfort mit unserm Imperfecto schleppen müssen: Ille hostem aggredi &c. die Franzosen haben dieses in ihrer Sprache übergetragen. Unsre Hülfswörter, die wir zur Bildung des perfecti brauchen, machen den Styl zu weitschweifig. Die Franzosen haben ihr erzählendes perfectum; wir unser imperfectum, aber sie haben es ja auch. Folglich kommen wir immer zu kurz. In einem Styl der durch wenig Zierrathen abgewechselt wird, wo die Perioden nicht gedehnt und durch prächtige Wörter vollgestopft werden, kommt unendlich viel auf solche Abänderungen an.

Hier müssen wir unsrer Sprache zu helfen suchen, und wenn sie uns ihre Hülfe entzieht, doch Wendungen ausdenken, dadurch

dieser

dieser Mangel ersetzt wird. Aber was geht unsern deutschen Gesellschaften die deutsche Sprache an? Sie wollen Verse machen, dieselben vorlesen und weil manches Uebel in dieser Welt zugelassen wird, sie auch drucken zu lassen. Geht es nicht in besondern Bändchen an: so wird es in das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit eingerückt und dort werden sie gewis gelobet, denn — sie sind ja schlecht.

Der Beschluß folgt.

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

IX. Den 26. März 1761.

Beschluß des hundert und zwey und funfzigsten Briefes.

Eine ganz besondre Seltenheit habe ich für Sie daraus ausgelesen. Es giebt auch in Altdorf eine schöne deutsche Gesellschaft. Dis ist erst eine schöne Gesellschaft! darinnen werden Hochwohlgebohrne gnädige Fräuleins aufgenommen; bey ihrer Aufnahme höflich und freundlich besungen und endlich oben auf den Helikon gestellt. Ein solcher Gesang ist auch über die Hochwohlgebohrne Fräulein Regina Thomasius entstanden, (ich nenne den Taufnamen nicht vergebens) davon ich ihnen nur das rührende und schöne Ende mittheilen kann.

„Verdienste krönen dich. (Sey froh o Gönnerin)
„Die Musen Frankenlands belorbern deinen Scheitel,
„Sey ihrem Helikon hinfort die Königin,
„Wie du Regina bist. Solch Lob ist niemals eitel.

Fällt Ihnen hier nicht die Stelle aus dem Rabener ein: „Sie heissen Dorothea; denn „sie sind eine wahre Gottesgabe: und da ich „Theodor heisse; so wird es überflüßig seyn zu „beweisen, daß wir beyde für einander geschaffen „scheinen? Ich sinne schon lange nach, was für einen Taufnamen einer unter den Herren Gesellschaftern haben müsse, damit er sich füglich neben dem Namen Regina an den fränkischen Helikon setzen könne. Muß sich nicht der ehrliche Dichter gefreuet haben, daß er den Namen Regina so schmeichelnd für die Fräulein angebracht hat. — So weit sind wir nun, daß wir noch nicht einmal die elenden Wortspiele verbannet haben — nicht einmal aus schönen deutschen Gesellschaften!

B.

Hundert und drey und funfzigster Brief.

Auch in deutscher Sprache haben wir Schilderungen von einem Ungenannten erhalten. * Diese Schilderungen sollen, wie Sie leicht errathen können, Satyren seyn. Von diesem Schriftsteller nun, muß jeder, der nicht Geschmack, nur Erziehung, hat, gestehen, daß er unsern Zeiten — Schande mache. O, dann wollen Sie ihn gar nicht kennen lernen. Mit ihrer Erlaubnis, Sie müssen. Mit den ganz schlechten Schriftstellern geben wir uns zwar freylich nicht ab; aber unter den schlechten stehen noch die elenden; und wann einer von diesen (der Himmel gebe, daß es nur einer sey) etwas drucken läßt, und gerade so viele Leser erhält, als ihn bewegen kann, auch noch einen zweyten Theil zum Druck zu befördern; so verdient der Mann bemerkt zu werden, nicht um ihn zu

 bessern,

* Schilderungen. Frankfurt und Leipzig, in der Biesterfeldischen Buchhandlung, 1759. und 1760. 2 Theile.

hat. — Jezt ist es Zeit zu ordnen. Die Zeitfolge muß ihn dabey an der Hand leiten. Sie ist der Faden, um den sich die Begebenheiten winden, und an verschiedenen Orten Erhöhungen machen, die die Kennzeichen der Veränderungen des Staats sind. Reißt dieser Faden heraus, was vor eine Unordnung! Alles läuft zusammen. Wenn verschiedene Begebenheiten an verschiedenen Orten zu gleicher Zeit vorfallen; so läßt man entweder diejenigen auf einander folgen, welche eine innere Verbindung unter sich haben; oder man sezt eine gewisse Ordnung unter den Orten feste: von der man nur im erstern Falle abweicht. Das Schwerste ist unstreitig, aus der Erzählung der Begebenheiten die Triebfedern merklich zu machen. Man kann annehmen, daß der Leser wenigstens die innere Verfassung des Staats kenne: man darf diese zuweilen nicht annehmen. Hier muß nun die Nachricht davon als eine Einleitung vorangeschickt werden. Die Karaktere werden nicht an dem Orte gezeichnet, wo sie sich am stärksten neben andern aus-

nehmen,

nehmen, sondern da, wo sie als Erkänntniß-gründe ihren Platz nehmen müssen. Die kleinen Umstände, welche grosse Ursachen werden, schaltet man unmittelbar vor ihren Würkungen ein, weil der Leser sie nicht leicht errathen, und wenn sie zu weit absiehen, leicht wieder vergessen kann. Und endlich sucht der Geschichtschreiber die Blicke seiner Leser oft auf die allgemeinen philosophischen Ursachen zu richten: wo er vermuthen kann, daß ihre Vergleichung mit den Würkungen den lebhaftesten Eindruck machen können. Diß giebt die Sententias graves, die grossen, die ernsten Sätze, die Lieblinge, die Unterhaltung des Verstandes werden: unterdessen das Einbildundskraft und Gedächtniß nicht einen Augenblick müßig sind. Dadurch haben sich die meisten verführen lassen. Sie haben geglaubt; daß nichts weiter zu thun sey; als erbauliche Sprüchelchen einzustreuen, und daran dachten sie, kann es uns nie fehlen: Was für Geschichtschreiber wir seyn werden? — Eigentlich hätten auch ein Thucidides,

des, ein Livius schon pragmatisch geschrieben, ohne irgend einen solchen Satz einzuschalten. Allein, eben so setzt der Mathematicker seine Scholien hin, nicht um mehr Gewißheit seinem Lehrsatz zu geben, sondern um die Verständlichkeit desselben durch den besondern Fall zu erleichtern. Wenn ich irre: so hat mich Livius irre geführt; Livius der ausdrücklich sagt, daß das eigentlich pragmatische, das izt der Leser mit Scharfsinn herausfinden soll, „quisque acriter intendat animum„ in der Bemerkung bestehe quæ vita, qui mores fuerint, per quos viros, quibus artibus domi militiæque & partum & auctum imperium sit. Labente deinde paullatim disciplina velut desidentes primo mores sequatur animo, deinde ut magis magisque lapsi sint, tum ire cœperint præcipites. — Zu diesen Bemerkungen hilft der Geschichtschreiber; den Privatnutzen kann jeder selbst herausfinden. Bey Gelegenheit dieser Stelle werden Se. Hochwürden der Herr Probst Harenberg vermuthlich bemerkt haben, daß es auch dem Geschicht-

schichtschreiber erlaubt sey, seine Sätze in Bildern zu mahlen. Ja; aber nur wie ein Livius.

Machen Sie nun die Anwendung auf die Geschichte des Jesuiter Ordens. — Ja ich denke wohl gar, daß sie bis hieher gelesen haben. Nicht? Nun so schleiche ich mich weg, ohne ihnen gute Nacht zu wünschen.

B.

Hundert und zwey und funfzigster Brief.

Sie sind noch nicht ganz von meinen Anmerkungen über die Geschichte befreyet. Ich habe noch eine auf den Herzen, die sie lesen müssen. Was meinen Sie wohl, wenn unsre jungen deutschen Gesellschafter, anstatt sich wechselsweise Lobreden zu halten, anstatt Verse zu machen, die niemand kennt, als die, welche sie hören müssen, und vielleicht nur ihr Herr Verfasser allein bewundert — anstatt dieser wichtigen Beschäftigungen, durch die freylich der gute Geschmak in Deutschland so allgemein wird! sich auch zuweilen im historischen Styl übten? Ein alter Doctor sagte einst zu einem Lord, der noch Fehler wider die Sprache machte: aber Mylord! Was könnte es ihnen wohl schaden wenn sie noch einmal wieder ihre Grammatick läsen. Was könnte es denn den jungen Herrn schaden, wenn sie sich in dem prosaischen und besonders im historischen Styl übten? Vielleicht äussert

unsre

unsre Sprache darinn, am meisten ihre Unbequemlichkeiten. Der historische Styl will Kürze, und nun mangeln viele Participien; er fordert Sprachnaivetäten, wenn ich mich so ausdrücken kann, und das Deutsche giebt sie nicht. Mit wie vielem Reize brauchen nicht die Lateiner ihre Infinitiven wenn wir uns immerfort mit unserm Imperfecto schleppen müssen: Ille hostem aggredi &c. die Franzosen haben dieses in ihrer Sprache übergetragen. Unsre Hülfswörter, die wir zur Bildung des perfecti brauchen, machen den Styl zu weitschweifig. Die Franzosen haben ihr erzählendes perfectum; wir unser imperfectum, aber sie haben es ja auch. Folglich kommen wir immer zu kurz! In einem Styl der durch wenig Zierrathen abgewechselt wird, wo die Perioden nicht gedehnt und durch prächtige Wörter vollgestopft werden, kommt unendlich viel auf solche Abänderungen an.

Hier müssen wir unsrer Sprache zu helfen suchen, und wenn sie uns ihre Hülfe entzieht, doch Wendungen ausdenken, dadurch

dieser

dieser Mangel ersetzt wird. Aber was geht unsern deutschen Gesellschaften die deutsche Sprache an? Sie wollen Verse machen, dieselben vorlesen und weil manches Uebel in dieser Welt zugelassen wird, sie auch drucken zu lassen. Geht es nicht in besondern Bändchen an: so wird es in das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit eingerückt und dort werden sie gewis gelobet, denn — sie sind ja schlecht.

Der Beschluß folgt.

Briefe,
die neueste Litteratur betreffend.

IX. Den 26. März 1761.

Beschluß des hundert und zwey und funfzigsten Briefes.

Eine ganz besondre Seltenheit habe ich für Sie daraus ausgelesen. Es giebt auch in Altdorf eine schöne deutsche Gesellschaft. Dis ist erst eine schöne Gesellschaft! darinnen werden Hochwohlgebohrne gnädige Fräuleins aufgenommen; bey ihrer Aufnahme höflich und freundlich besungen und endlich oben auf den Helikon gestellt. Ein solcher Gesang ist auch über die Hochwohlgebohrne Fräulein Regina Thomasius entstanden, (ich nenne den Taufnamen nicht vergebens) davon ich ihnen nur das rührende und schöne Ende mittheilen kann.

„Verdienste krönen dich. (Sey froh o Gönnerin)
„Die Musen Frankenlands belorbern deinen Scheitel,
„Sey ihrem Helikon hinfort die Königin,
„Wie du Regina bist, Solch Lob ist niemals eitel.

Fält Ihnen hier nicht die Stelle aus dem Rabener ein: „Sie heissen Dorothea; denn „sie sind eine wahre Gottesgabe: und da ich „Theodor heisse; so wird es überflüßig seyn zu „beweisen, daß wir beyde für einander geschaffen „scheinen? Ich sinne schon lange nach, was für einen Taufnamen einer unter den Herren Geselschaftern haben müsse, damit er sich füglich neben dem Namen Regina an den fränkischen Helikon setzen könne. Muß sich nicht der ehrliche Dichter gefreuet haben, daß er den Namen Regina so schmeichelnd für die Fräulein angebracht hat. — So weit sind wir nun, daß wir noch nicht einmal die elenden Wortspiele verbannet haben — nicht einmal aus schönen deutschen Gesellschaften!

B.

Hundert und drey und funfzigster Brief.

Auch in deutscher Sprache haben wir Schilderungen von einem Ungenannten erhalten. * Diese Schilderungen sollen, wie Sie leicht errathen können, Satyren seyn. Von diesem Schriftsteller nun, muß jeder, der nicht Geschmack, nur Erziehung, hat, gestehen, daß er unsern Zeiten — Schande mache. O, dann wollen Sie ihn gar nicht kennen lernen. Mit ihrer Erlaubnis, Sie müssen. Mit den ganz schlechten Schriftstellern geben wir uns zwar freylich nicht ab; aber unter den schlechten stehen noch die elenden; und wann einer von diesen (der Himmel gebe, daß es nur einer sey) etwas drucken läßt, und gerade so viele Leser erhält, als ihn bewegen kann, auch noch einen zweyten Theil zum Druck zu befördern; so verdient der Mann bemerkt zu werden, nicht um ihn zu

 bessern,

* Schilderungen. Frankfurt und Leipzig, in der Biesterfeldischen Buchhandlung, 1759. und 1760. 2 Theile.

bessern, sondern um seine Leser zu beschämen. Sie dürfen also nicht solche Auszüge von mir erwarten, die diesen schlechten Schriftsteller karakterisiren; dazu dienet ihnen das ganze Buch; sondern solche Stellen, die den elenden brandmarken. Ich werde mich also schon entschliessen müssen, Stellen abzuschreiben, die Verdruß, Eckel — doch Sie sollen es gleich sehen.

Der Verf. schildert zuerst den Philosophen nach dem Leben, wie er sagt. Zu dem Ende bringt er ihn in eine Tischgesellschaft: (denn fast in allen seinen Stücken ist eine Mahlzeit beschrieben). Nach vielen gleich abgeschmackten Gewäsche fährt er fort: p. 8. „Während daß „der Tisch gedeckt wird, tritt er (der Philosoph) „den Hintern gegen die Gesellschaft zukehrend, „mit einem aus einander gezogenen Tubo an das „Fenster und mustert das ganze Heer des Himmels, ohne in einer guten Weile an die Erde, „Gesellschaft und das Essen zu gedenken, oder „der hinter ihm rauschenden Nöthigungen Gehör „zu geben. Setzen sie sich, sagt er endlich, „und

„und geht mit allen sieben Planeten und ihren „Trabanten begleitet, etwas seitwerts nach dem „Stuhle. Auf einmal unterbricht das irrdische „Gnurren seines Magens das systematische „Gespräch von den Bürgern des Mondes — „er ißt mit gutem Appetit, daß alle zehn Fin„ger triefen. — Nunmehr wischt er mit dem „Aufschlage den Mund ab und fängt während „des Stokerns in den Zähnen an, ein junges „Frauenzimmer von der Quadratura circuli zu „unterhalten.“ Bey dieser Gelegenheit kann sich der Schilderer nicht entbrechen in einer Note das Histörchen von Newtons Zerstreuung des Gemüths in Gesellschaften anzubringen. O! nicht wahr, dieses einzige wäre schon hinreichend vor einen Kenner, dem Verfasser seine rechte Klasse unter den Schriftstellern anzuweisen? Lesen Sie weiter: „Man „trinkt des Philosophen Gesundheit; er neigt „das Haupt und demonstriret fort, da er „unterdessen immer die Gaumen ohne „Ceremonien anfeuchtet. — Taumelt nun

„schon der theure Mann mit schwerem Haupte,
„nach Hause und

„Stolpert, sinkt und fällt im Quarg
„Und sprudelt mit Lateine Krause.

„so wird er doch den andern Tag nicht ver-
„gessen, ein ihm versprochenes Buch abholen
„zu lassen. — Bey der frommen Furcht
„seines Nachbars unter dem Herannahen
„der grausamsten Wetter wird mein Philo-
„soph dergestalt lachen, daß der ganze Leib
„bebt.“ Hier noch eine Note, wie folgt:
„Der bekannte Prof. Richmann zu Peters-
„burg wußte auch das Blitz und Donner
„was natürliches sey, und gleichwohl be-
„gieng er die Schwachheit und büßte dabey,
„während des Gebrauchs seiner Elektrisir-
„maschine, sein Leben ein.“ Begreiffen Sie,
wie diese Note hieher kommt? Vermuth-
lich damit man wissen soll, der Verf. habe
auch etwas vom Prof. Richmann gehört.
Ein elender Schriftsteller will nichts umsonst
gelesen haben. Betrachten Sie nur einmal
die ganze Stelle, und gestehen Sie, daß,

wenn

wenn ein gewisses gutes Buch dadurch befleckt würde, dieses Buch eben dadurch unter die ganz schlechten herunter gestossen zu werden verdiente. Doch diese Stelle ist noch erträglich gegen hundert andere, die weit schmutziger sind. Sie glauben mir nicht auf mein Wort? So folge ihnen denn die Strafe auf dem Fusse nach. Lesen Sie.

In der Beschreibung des Geitzigen kommen folgende Züge vor, die der arme Moliere nicht anzubringen gewust hat. „Seine Augen sind „wie ausgegossene Kohlen. Nase und Kinn „sind so lang und spitzig, daß man damit Löcher „in ein Bret bohren könnte, und sein ganzes „Angesicht formt ein vollkommen Dreyeck. Seine tägliche Speise ist ein zuvor in unterschiedliche Theile geschnittenes und in der Luft „gedörretes Brodt, das an Feinigkeit kaum dem „Pumpernickel gleich kommt, und sein Getränke „entweder ein blosses Wasser oder doch nur ein „von ihm selbst gebrauter Kovent, — eine „geräucherte Wurst, worinnen die Maden wüh„len, ist eine Speise, welche man auf die

„hohen Festtage aufbewahrt.„ Sie wollen aus Eckel nicht weiter lesen? — Ohne Barmherzigkeit. Sie wissen noch nicht, wie weit sich ein Grillenfänger vergessen kann. Hier ist mein Mann der es ihnen sagen kann. p. 84. ꝛc „Er gerieth einsmals unter Nachmittags als „ihm ein Kramerjunge eine Rechnung brachte, „über dessen schwarzen Bräm an der rothen „Pelzmütze und über die Ursache der Anlegung „der Schorsteine in der Küchen in ein so tiefes „Nachdencken, daß er den aufgetragenen Coffee „auszutrinken und das Abendessen zu fordern „vergas. Seine Aufwärterinn Dorothea Jedermans, die schon einige Zeit bey ihm gewesen „war und seine Mode wußte, getrauete „sich nicht ihn mit dem Lichte zu stören. Sie „lies ihn sitzen, verschloß die Thüre, und „legte sich (es kan seyn, daß es von ohngefehr geschehen,) in ihres Herrn Bette. „Nach Verlauf einiger Stunden hatte das „Feuer im Ofen ausgebrannt und die strenge „Witterung setzte seinen Grillen die endlichen Gränzen. Er war ganz steif gefroren

„und

„und suchte mit bebenden Gliedern das Lager.
„Er fühlte darinn, was er wegen der Finster-
„niß nicht sehen konnte. Er fing an zu fluchen,
„da aber der Schlafgeselle taub und fühllos
„blieb, und er die Kälte nicht mehr abhalten
„mochte, so lies er seinen Eigensinn fahren,
„und kroch, um desto eher zu erwärmen,
„dichte an ihr. Die schleichende Wollust ver-
„drang mit plötzlichem Ungestüm das sonst ge-
„wohnte Nachdenken, so sehr, daß sich Stock-
„finster, der häßliche Stockfinster erstlich am
„Morgen mit seiner Aufwärterin aussöhnte.„

Und diese Schilderung sollte nun beweisen, daß (p. 77.) man eben so wohl durch einen würklich guten Verstand als durch die aufgebrachte Phantasie in einer Zerstreuung des Gemüths gerathen könne; „denn wie ein altes „Sprüchwort schon sagt: allzuklug macht närrisch.

Unerträglich? ich sage ihnen, es ist noch erträglich in Vergleichung dessen was folgt. „In seiner Unverschämtheit (der V. schildert einen Spaßmacher, oder wenn sie wollen sich

 selbst

selbst, wie aus hundert Stellen erhellet,) „geht
„er so weit, daß er es sich für erlaubt hält,
„die halb verdeckten Geheimnisse durch fürwitzige
„Blicke über die Achseln aufzudecken, und die
„unschuldigsten Seelen durch ein unzüchtiges
„Lob zu beschämen. Noch neulich warf er
„bey solcher Gelegenheit die Frage auf: wer
„vor andern berechtiget sey, einem Frauenzimmer die blutsäugende Floh von der Brust zu
haschen" — Ich schenke ihnen hier ähnliche
Stellen aus blossen Mitleiden.

Aber noch ein Paar, die ich zu einem gewissen Beweise nöthig habe, müssen Sie lesen. Das Gemählde des Wollüstigen wird unter dem Bilde Melchior Flatters vorgestellt.

P. 130. „Melchior Flatter ist ein Mann
„von ohngefehr 30 Jahren. Er hat ein gu-
„tes Ansehen und einen gesunden Körper.
„Sein Haupt aber bedeckt eine pariser Peru-
„que, weil es ganz kahl ist." Dieses wird
durch folgende Note erläutert. „Der unmäßi-
„ge Gebrauch der Wollüste trocknet das Gehirn

„und

„und schwächt überhaupt das Haupt. Venette
„von Erzeugung des Menschen, Th. 3. c. 1.

„Er selbst beehrt die Liebe mit dem Titel
„seines Lehrmeisters; und ist nicht der erste,
„der dieses thut: denn schon Plinius hat es
„von sich gesagt. Des Morgens ist sein Affekt
„am stärksten. Manchmal beklagt er sich

„Wenn ich Unruhiger auch gleich die Augen
schliesse;
„So träumen mir allein Umarmungen und Küsse.
von Lohenstein.

„Es geschiehet aber mit einem merklichen
„Wohlgefallen; und sogar seine Aufwärterin
„trägt zum öftern, noch ehe es Tag wird, für
„die Deutung seiner Träume, mit der Mütze
„voll Federn, ein Trinkgeld davon. Das
„Mensch ist aber auch erkenntlich. Es läßt
„es nicht genug seyn, seines Herren Träume
„fühlbar zu deuten, sondern man sagt auch,
„daß es ihm mit einer besondern Fertigkeit
„Strümpfe und Hosen anlege. So viel ist
„richtig, Lupinens Sorgfalt hat kaum ihres

gleichen. Melchior Fladder weiß es. Der
„Gesundeste hat bisweilen üble Zufälle. Er
„selbst ist nicht davon befreyet. Noch neulich
„kam er ganz kraftlos nach Hause. Lupine
„entschloß sich, mit dem willigsten Herzen, ihr
„Bette in seiner Schlafkammer aufzuschlagen.
„Nun kann er sie gleich bey der Hand haben,
„wenn es Noth thut."

„Eben dieser Fladder

Muß an alle Schönen zupfen.

Der Freyer.

„Er sucht sich daher bey ihnen gefällig zu
„machen. Cleopatra reitzt seine Lüste am mei-
„sten. Die Schwüle Luft ist ihrer Keusch-
„heit lästig. Sie trägt dahero den obern
„Theil ihres Leibes entblößt. Er bewundert
„den Glanz ihrer Augen, und die seinigen
„werden ganz gläsern.

Ach! an Cleopatern ist Kern und Schale gut

von Lohenstein.

„— Der Anblick eines niedlichen Kopzeuges oder
„eines ausgespannten Biegelwerks macht sein Herz
„einen brennenden Strohwisch ähnlich."

Werde

Werde ich nun bald bewiesen haben, daß dieses Buch noch unter dem Eulenspiegel steht? Nöthigen Sie mich nicht, das herzusetzen, was ich noch im Hinterhalt habe. Doch, es soll Ihnen kein Zweifel mehr übrig bleiben. Wer auch schon so viel eckelhaftes gelesen hat; kann die folgende immer mit ansehen.

Der Schilderer führt einen Jächzornigen am Tische, auf, der sich über ein entwendetes Stück Brodt, daß er sich zu seinem Käse aufbehalten, entsetzlich entrüstet. Die Magd hat davon etwas abgebrochen. „Das verfluchte Weibsstück, „rief Ungestüm. Ich wolte daß sie den Tod „daran gefressen hätte. Meynt dann die Zetter„hure, daß ich dazu gut genug sey, ihr die „Käntchens nach ihren verwünschten Appetite „zu schneiden? Jezt will ich nichts mehr sagen, „um nicht meinen lieben Gast zu ärgern. Aber „laß mir eine Canaille wieder mein Käntchen „mit ihren Saufäusten betalren, ich will sie „prügeln, sie soll Pomeranzen — Soll ich „nicht so viel im Hause zu sagen haben, daß ich „einen

„einen Bissen Brodts für mich behalte, das
„ist doch entsetzlich! das Hausgepack ist doch
„alles über einen Leisten. Das Teufelsge-
„schmeisse! ich mag predigen wie ich will; so
„ists doch immer, als wenn eine dumme Gans
„was pfiffe.“ In diesem Ton geht es noch
eine ganze Seite fort, aber mir ist es unmög-
lich weiter zu schreiben.

Was sagen Sie nun dazu. Sollte ich nicht
von rechtswegen eine Quarantaine halten, ehe
ich wieder einen guten Schriftsteller in die
Hand nehme?

Hundert

Hundert und vier und funfzigster Brief.

Wenn Sie die eckelhaften Stellen in meinem Schilderer ausnehmen, und deren sind freylich nicht wenige; so verspreche ich ihnen doch, daß er sie an manchen Orten belustigen soll. Sie müssen wissen, daß der Mann eine ausgebreitete Belesenheit hat, und von dieser Belesenheit einen Gebrauch macht, den Sie gewis nicht machen würden. Haben sie einen von Spilker, einen Heräus, einen Beccari, einen Buchka, einen Krause, einen von Lohenstein gelesen; haben sie die Phönixe unter den moralischen Wochenblättern, einen Krambambulisten, einen Hofmeister, das Erfurtische, Gothaische, Quedlinburgische Wochenblatt gelesen; haben sie den geschickten und geistreichen Herrn Naumann gelesen; der die Methoden die Schnürleiber unsrer Gedanken nennt, und wenn sie alles das gethan haben, haben sie diese Schriften mit Nutzen gelesen, so, daß sie auch etwas daraus zur Verzierung ihrer Aufsätze anführen können;

haben

haben Sie sich aus einigen Reisebeschreibungen und besonders aus der acerra philologica Auszüge gemacht?

Nicht wahr, sie können dieses nicht bejahen? Nun wenn sie es nicht können: so gestehen sie auch, daß sie weniger gelesen, weniger mit Vortheil gelesen haben, als mein Moralisie. Ich habe ihnen noch nichts von Picander, Menantes, Triller, Gottsched rc. gesagt, die alle ihren Exemplatz in diesen beyden Theilen haben. In meinem vorigen Brief finden sie schon einige hübsche Beyspiele von der Kunst dieses Schriftstellers seine Dichter anzuführen: aber daß er sich auch in die Pandeckten, in alte Schriftsteller ausgebreitet hat: das ist noch was seltenes. Z. E. Er sagt von den Gespenstern, daß sie sich schon einer zehen- oder zwanzigjährigen Besitzung der Kirchen und Gottesäcker rühmen können und schliest daraus, daß ihnen eben deswegen ein wohlthätiger Schutz zu statten komme. Hier wird der geneigte Leser verwiesen auf Wernheri Compendium Pandectarum Lib. XLI. tit. 3. p. 97.

Der Beschluß folgt.

Briefe,
die neueste Litteratur betreffend.

X. Den 2. April 1761.

Beschluß des hundert und vier und funfzigsten Briefes.

Bey dem artigen Spas, den ein Herr durch die Frage macht, wem es erlaubt sey, den Floh von der Brust eines Frauenzimmers zu haschen, wird angeführet Opitzius Jocoserius in diss. de eo, quod juxtum est circa spiritus familiares feminarum, h. e. pulices. Qu. 33.

Ein gelinder Vater getrauet sich nicht seinen Kindern Ohrfeigen zu geben, weil er sie für höchst gefährlich hält, de perniciosis effectibus ex inflictione alaparum resultantibus vid. G. Franci Schediasma de alapis sive colaphis §. 15. &c.

Bey dem Unterschiede zwischen der Lüge und Verbergung der Wahrheit wird angeführt Grotius de Jure belli & pacis L. 3. c. 1. §. 9. seqq.

Thomasius in Instit. Jurispr. L. 2. c. 8. 9. 60. seq. pag. 307. Mulleri philos. pract. univ. T. I. c. 3. S. 3. §. 265.

Jezt sieht man bey den Heyrathen aufs Geld und nicht auf gute Wirthinnen. Ehemals war es anders. Denn Tacitus sagt schon Dotem non uxor marito, sed uxori maritus offert. de morib. Germ. 120.

Sehen Sie wohl! das macht einem Schriftsteller Ansehen. Wenn ein gemeiner Mann dieses Buch liest, und findet unten so viele lateinische Bücher und so hübsche lateinische Stellen citiret: O was muß er nicht von dem Verfasser denken! Ich denke, daß die acerra philologica gute Dienste hiebey geleistet habe. Starken Argwohn habe ich wenigstens.

Doch auch aus Hagedorn, Gellert, Kleist, Uz, Haller, aus dem Toussaint (welchen er, nebst ein paar andern französischen Schriftstellern nur aus Uebersetzungen kennt) sind einige Stellen angeführt. Es wäre unbillig dieses zu verschweigen. Aber was meynen Sie wohl? Ich habe die Stellen verkannt; die schlechte Gesell-

schaft

schaft schien sie fast zu verderben. Es sind Blumen, die ihre süssen Gerüche in einer neblichten Luft ausdusten, und eben deswegen nicht mehr empfunden werden. Damit Sie sich auch einen Begrif machen können, wie ein solcher Mann gute Bücher liest; so sollen Sie zwey Beyspiele erhalten. Der Schilderer beklagt sich an einem Orte, daß ein Amt durch einen nichtswürdigen besetzt worden, und fügt hinzu: „Ein ehrlicher „Mann, wie Toussaint sagt, würde diese Stelle „besser bekleidet haben.„ Wenn dis Toussaint nicht gesagt hätte, wie hätte es der V. wagen dürfen, einen solchen Satz vorzubringen? An einem andern Orte S. 294. stiehlt er dem Toussaint die bey diesem so lebhafte Schilderung eines Verschwenders, der von seinen Gläubigern belagert wird, und durch seine Dreistigkeit sie sich wieder vom Halse schaft. Ich sage, er stiehlt ihm diese Schilderung: aber sie ist freylich nicht mehr des Toussaints Schilderung. Wie kann einem solchen Manne etwas durch die Hände gehen, das nicht verunstaltet werden solte? Sie werden sich leicht ein Gleichnis dazu denken. Aber im Ernst, solte

 man

man nicht einem elenden Schriftsteller verbiethen, Stellen aus guten Büchern in die seinigen zu mischen; so wie man es vor schändlich hält in lustigen Gesellschaften Sprüche aus der Bibel anzuführen? Es ist auch deswegen eine Plage von schalen Köpfen gelesen zu werden, weil sie unsre Gedanken in die Verbindung ihrer Rede bringen.

Und nun sagen Sie mir, wenn man ihnen folgende Aufgaben vorlegte: Es wird ein Mann gegeben, der die genannten Dichter und Bücher mit dem Geschmack (welcher aus den Citationen erhellet) und in der Absicht dadurch den Spaßmacher in den Gesellschaften einer kleinen Stadt abzugeben, gelesen hat. Dieser Mann schreibt ein moralisches Wochenblatt: wie wird es werden? Im Ernst, könnten Sie es nicht mathematisch berechnen, daß es eben ein solches Buch, wie die Schilderungen werden müßte?

Hundert

Hundert und fünf und funfzigster Brief.

Ich habe zuletzt gesagt, daß der elende Verfasser, den ich Ihnen bekannt gemacht habe, eigentlich eine moralische Wochenschrift geschrieben hat. Wenigstens ist dieses der Ton, der in dem Werke herrscht. Aber was vor ein Ton? Stellen Sie sich vor, daß ein solcher Mann bey sich denkt: „Ich will z. E. von der Trunkenheit handeln; „und zwar so wie die Wochenblätter zu handeln „pflegen. Ich fange also damit an, daß ich „überhaupt sage, die Trunkenheit sey ein schänd„liches Laster und habe schröckliche Folgen: Dann „nehme ich einen Menschen vom niedrigsten Pö„bel, und schreibe was der thut, wenn er betrun„ken ist; so ist ja das Stück fertig. Den Na„men meines Trunkenboldes kann ich allenfals „aus dem Menschen und dem Geselligen neh„men: denn den Verfassern dieser Schriften „scheint Gott gleich andern Männern das Talent „gegeben zu haben, jedes Vieh unter den Men„schen mit seinem Namen zu belegen.„

So denkt ein solcher Mann, und fängt an zu schreiben, denn was ist leichter? Und Verleger finden sich endlich. Dergleichen Schriften gehen ab, denkt der ehrliche Mann. Wenn in meiner Stadt jemand wäre, der dergleichen schreiben wolte oder könnte; so lies ich es wohl drucken. Ich muß doch mit Herr N. reden. Herr N. erhält den Antrag, bittet sich einige dergleichen Schriften von dem Verleger aus; liest sie durch, und macht nun eine schlechtere Copie von schlechten Copien. So vermehren sich unsere Wochenblätter ins Unendliche. Gelesen werden sie auch. Die lustigen Namen, die vor den Karakteren stehen, manches Stadthistörchen, das man errathen kann, manches Bild, das man an seinen Nachbarn find; und denn die Betheurungen, die alle diese Herren in der Wette machen, daß sie Freunde der Religion und der Tugend, besonders aber Verehrer des schönern Theils der Schöpfung sind, dem zu liebe sie sogar manches gut gut heissen wolten, wenn es nur diesem Theil

nicht

nicht Schaden zubrächte. Alles dieses und hundert dergleichen aus dem Zuschauer in den unrechten Boden verpflanzte Blümchen verschaffen dergleichen Bächern Leser. So siehet es noch mit dem Geschmack in Deutschland aus! Die eine Hälfte will nichts als französische Bücher lesen, und kennt und versteht nicht einmal die guten deutschen Bücher; vor die andre Hälfte schreiben gedingte Schriftsteller, und zwar schaden die meisten eben den Sitten nicht; aber verderben den Geschmack. Einen Karakter so anzulegen, daß aus Handlungen oder Werken die eigenthümliche Grundlage beständig hervorschimmert, man mag ihn wenden wie man will; die Begriffe richtig auseinander zu setzen, ohne ins Pedantische zu fallen; einige Situationen zu erfinden, die nicht schon hundert und tausendmal gebraucht sind, um in denselben unmerklich Lehren zu ertheilen. Dieses suchen sie — nur nur nicht in unsern Wochenblättern. Hier und dar giebt es Stücke, welche ein bessers Schicksal verdienten, als

unter den Massen fast unzählbarer Bände erdrückt zu liegen. Aber mag sie doch ein andrer hervorziehen. Sie werden sie, deucht mir, nicht aufsuchen; ich auch nicht leicht.

B.

Nach-

Nachschrift.

Ich kann diese drey Briefe des Herrn B. welche seit einigen Posttagen bey mir liegen, ohnmöglich ohne Nachschrift fortschicken, weil ich im Stande bin, Ihnen den Ueberdruß zu versüssen, den Ihnen der elende Schriftsteller gemacht haben muß, mit dem Sie unterhalten worden. Es ist ein Lied, dessen Verfasser Sie leichte erkennen werden! Bey welchem andern Verfasser findet man wohl so viel Einbildungskraft mit so vieler Kürze verknüpft! Er muß reich seyn dieser Geist! Wie könnte er sonst so viel Bilder an ein Gedichtgen von wenig Zeilen verschwenden! Unsere andern Dichter wissen besser zu wirthschaften; sie verschwenden nicht so, wie dieser Dichter, die Imagination! Nein, mit einer Wenigkeit wissen sie ganze Bogen von Versen gleichsam vor der Verwesung zu erhalten! Ich erinnere mich, daß als neulich die dänische Jubelode eines gewissen Professors in dem dortigen Zeitungen für vortreflich, und was dem anhängig ist, ausgegeben

ben wurde, ein gewisses Frauenzimmer sehr naiv fragte: Aber warum ist sie denn so lang? — — Doch hier ist das Lied, so wie es erhalten habe. Es ist überschrieben.

Lied der Nymphe Persanteis.

Kolberg den 24sten September 1760.

Er siegt! Mein Perseus siegt! — Ihr Frowdenzähren,
Erstickt nicht meinen Lobgesang! — —
O Nymphen meines Stroms, erzählt in allen Meeren
Des Drachen Untergang!

Hier, wo der Belt, mein Kolberg zu verschonen,
Mit Dünen seinen Gestad' umzieht,
Saß ich und sang entzückt den horchenden Tritonen
Von meinem Preuß' ein Lied.

„Er

„Er schlug das Raubthier jüngst, das der beschneyte
„Riphäus auf mich ausgespien;
„Als ich, verlassen von den Göttern, seine Beute
„Unwiederbringlich schien.„

Ich sprachs: als ich urplötzlich einen Drachen
Aus blauer Tiefe steigen sah
Mit funfzig aufgerissnen, feuerspeyenden Rachen:
Ohnmächtig lag ich da.

Mein Perseus flog in diesem Augenblicke
Herab von seiner Warte, schwang
Sein glorreich Eisen, hielt den Tod im Meer zurücke
Dreymal neun Tage lang.

Ha! welche Flammenströme schoß die Hyder
Nach seinem Leben: — Endlich fand
Mein Flehn der Götter Ohr, und Waffen fielen nieder,
Da wo mein Gastfreund stand.

So bald ihm Plutons Helm das Haupt verhüllte,
Ihn Hermes Flügel trug, der Speer
Der schrecklichen Minerva seine Rechte füllte,
Stürzt' er die Pest ins Meer.

Von meinen Lippen soll sein Lob erschallen,
Ich feyre dankbar meinen Held,
So lang in dieses Hafens Arme Segel wallen,
Vom Ostwind' aufgeschwellt.

Ihm selbst will ich, wann er den Strand begrüsset,
Auf seine Wege Kalmus streun
Und Muscheln: denn mein Fluß ist arm, kein Ambra fliesset,
Kein Goldsand rollt hinein.

Und du, mein Barde, der du vor den Thoren
Von deiner mütterlichen Stadt
Einst Lieder lalletest, wenn sie, die dich geboren,
Noch deine Liebe hat.

So singe meinen Liebling, meinen Retter
In jene Laute, die du jüngst
Besaitet hast, in welche du den Kampf der Götter-
Mit den Titanen singst.

Ich lege Ihnen noch etwas bey, das Ihnen ohnfehlbar eine angenehme halbe Stunde verursachen wird. Es sind zwey Briefe von Gellerten und Rabener. Ich sage diese Briefe, werden Ihnen Vergnügen machen. Aber ich bedaure wahrhaftig die Verfasser, daß wider ihren Wissen und Willen dergleichen vertraute Briefe gedruckt werden. Wann der unbedachtsame Herausgeber noch wenigstens so viel Verstand gehabt hätte, die Namen der Leute, von denen geredet wird, wegzulassen, oder bloß mit den Anfangsbuchstaben zu bezeichnen. Es ist die grausamste Unbilligkeit, solche Sachen drucken zu lassen, die den Verfasser allerhand Verdrüßlichkeiten zuziehen können. Denn einige Beschreibungen, die in einem vertrauten Briefe sehr am rechtem Orte standen, müssen den Verfassern jezt sehr missfallen, da man sie gedruckt

gedruckt hat. Ich habe es von Herrn Gellerten selbst gehöret, wie unzufrieden er schon war, daß sein Brief im Manuscripte herumzugehen anfieng; und was Herr Rabener von dieser Bekanntmachung dencken wird, kann ich mir leicht vorstellen! Doch, der Fehler ist nun einmal geschehen, und nunmehr nicht zu ändern. Also lesen Sie? Das Schicksal des Herrn Rabeners wird Ihnen gewiß Thränen auspressen. Wahrhaftig, Deutschland ist doch das einzige Land, wo ein so grosser Schriftsteller alles was er in Vermögen hat, verliehren kann, ohne daß sich weder das Volk noch die Grossen bekümmern, ob er einmal zu essen habe! O Vaterland! O Schande! Und der gelassene Muth, mit dem dieser berühmte Mann sein Unglück erträgt, daß er sogar nicht einmal seine gewöhnliche Scherzhaftigkeit verliehret, ist er nicht des geringsten Lobes würdig! O wahrhaftig, die beste Satyre die Rabener auf unsere Schriftsteller machen kann, die ihre Werke mit solcher väterlichen Zärtlichkeit lieben; ist die kaltsinnige Art mit der

er

er, von seinen mitverbrannten Schriften sagt: Nun verlohne es sich beynahe nicht der Mühe daß er sterbe, weil nach seinem Tode weiter nichts gedruckt werden könne. Leben Sie wohl!

Re.

Bey

Bey dem Verleger ist zu haben.

Vom Tode für das Vaterland, 8. Berlin Nicolai. 76. 8 Gr.

Lacombe Geschichte der Staats-Veränderungen im Rußischen Reiche, 8. Leipzig Breitkopf. 761. 8 Gr.

Xenophons Cyropädie oder Geschichte des Cyrus, 8. Rostock Berger. 561. 16 Gr.

Mischnah der Text des Talmuds, oder Sammlung der Aussage der Aeltesten, als der Grund des heutigen pharisäischen Judenthums, mit Anmerkungen von J. J. Rabe, 2ter Theil. gr. 4. Onolzbach Posch. 761. 1 Rthlr. 4 Gr.

Gedancken von ästhetischen Predigten. gr. 8. Rostock Berger. 761. 4 Gr.

Harlekin oder Vertheidigung des Groteske Komischen. 761. 3 Gr.

Schwedische Anecdoten, 1stes Stück. 8. Stockholm Salvius. 761. 10 Gr.

Schlözer, A. L. Versuch einer allgemeinen Geschichte der Handlung und Seefahrt in den ältesten Zeiten. 8. Rostock Koppe. 761. 14 Gr.

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

XI. Den 9. April. 1761.

Hundert und sechs und funfzigster Brief.

Sie kennen die Tändeleyen des Herrn von Gerstenberg bereits aus der Nachricht die Ihnen unser Freund Fll. vor zwey Jahren davon ertheilet hat. Kürzlich ist von diesen Gedichten eine neue Ausgabe heraus gekommen, die das verbessert auf dem Titel führet, und wahrhaftig mit grossem Rechte. Es scheinet, daß dem Herrn v. G. die Kritik unsers Fll. zu Gesicht gekommen ist, wenigstens hat er alle getadelte Stellen, und zwar meistentheils sehr glücklich verbessert.

Ich habe Lust, Sie mit diesen Veränderungen zu unterhalten. Freylich, wenn dieser mein Brief einem frommen schweitzerischen Kunstrich-

ter in die Hände fiele, so wäre ich verlohren. Sie wissen, diese Herren können durchaus nichts leiden, was nicht moralisch und zwar recht gerade zu, plump moralisch ist. Dem Witze können sie unmöglich Gnade wiederfahren lassen, es müste dann ein Schriftsteller für sie partheyisch seyn: Alsdann hat es gute Wege mit einem solchen. Aber mit uns andern verdammten Witzlingen haben sie noch weit weniger Mitleiden, als mit Gottscheden. Wir besitzen die Unverschämtheit, daß wir unsern eigenen Empfindungen mehr trauen, als den Grillen dieser alten Herren. Wir suchen die Merkmale des Genies, wo wir sie finden, und gähnen bey einer moralischen Predigt, die wir allenfalls selbst hätten besser machen können. Sind wir nicht Ketzer!

Aber Sie wissen nun einmal wie Ihre Freunde beschaffen sind. Also will ich Ihnen gern gestehen, daß ich den Herrn v. G. und seine Tändeleyen ungemein bewundere. So feine Gedanken, so zarte Empfindungen, so ungekünstelter Witz, und dis allein bey einem jungen

Mann

Mann, der kaum von der Universität entwöhnet ist, bey dem man ehr Wolken von Schulstaube suchen solte. Noch mehr, er hat das Herz auch bey einer zweyten Auflage nur vier kleine Bogen zu schreiben. Ist das ein Deutscher? — O ihr Josephs, ihr Parcivals, ihr Abrahams, ihr dicken Bände! Ist das ein Deutscher!

Zwar ich eile zu den Veränderungen meines Dichters. Fürs erste eine andere Zueignungsschrift und die sehr artig ist, und sich zu dem ganzen Buche vortreflich schicket. Der Verf. nennet sich selbst einen von den Tändeleyen aus dem Gefolge der Venus, und redet drey Fräulein folgendermassen an;

Habt ihr nicht drey Göttinnen gesehn,
Naiv, und jung, und wie die Liebe, schön?
Ich sah sie dort im Garten gehn,
Und lief hieher, sie noch einmal zu sehn.
Sieh da! seyd ihrs? — So nah bey euch zu stehn,
Und! — Dummkopf! kann ich denn nicht sehn?
Wie reizend seyd ihr, ach! — Ach, Nymphen, kann es seyn,
So gönnt, vor andern Tändeleyn,

 Mir

Mir Knaben das Verdienst, euch manchmal zu erfreun?
Ich mag nun nicht zurück nach Paphos. Nein!
Ihr solt mir mehr, als Paphos, seyn.

Nun zu den Gedichten selbst, die in dieser neuen Auflage auch in einer andern Ordnung stehen, als in der ersten.

Das Lied eines Mohren ist das erste, das ich, und zwar zu seinem Vortheile, verändert finde. Da Sie die erste Auflage noch haben werden, so will ich es Ihnen hersetzen, damit Sie es vergleichen können.

Darachna, komm, mein Wunsch, mein Lied?
Darachna, komm! der Tag entflieht.
Wo ist sie, sie mein Wunsch, mein Lied?
Wie kömmts, daß sie verzieht?

Schwarz ist mein Mädchen, wie die Traube,
Die durch die Blätter dieser Laube,
Mit süssem Most beladen, glänzt.
Süß ist der Mund, wie der Geruch der Blume,
Die meine Stirn umkränzt.

Du

Du Quell, der sich durch Goldsand schlängelt
Rausch mirs herüber, wo sie ist.
Du rauschend Laub in Cederwäldern,
Sag mir es, wo mein Mädchen ist.

Ich harre fühllos, daß der Sand
Die Fersen mir verzehrt, und meine Seufzer wecken,
Die Tieger dieses Hayns, die, durch den Durst entbrannt,
Weh mir! mein Blut von ferne lecken.

O Sonne! wenn auch ihr der Tod
Aus Hölen oder Wäldern droht!
Wenn eine Schlange sie umflicht,
Ein Crocodill sie hascht, ein Scorpion sie sticht!
Eh tref ein Donner euch! Scheusale! wagt es nicht.

Mein Herz, mein Herz fleucht ihr entgegen:
Ich will an ihre Brust mich legen,
Das kleinste Röcheln spähn, und horchen, wie sie schlägt,
Und forsche, wo der Tod sich regt.

Wie Ambraduft will ich dich, Tod!
Mit jedem Odemzug aus ihren Adern trinken,
Auf ihren matten Busen sincken,
Und mit ihm sterben — süsser Tod!

Es wären zwar hierbey auch allerhand Erinnerungen zu machen, doch will ich davon schweigen; denn was einmal in der ersten Anlage verfehlet worden, pflegt selten zur gänzlichen Vollkommenheit zu gedeihen. Genug, daß dieses Lied jezt viel schöner ist, und mehr als einen Zug erhalten hat, die es als das Lied eines Mohren characterisiren.

Das folgende Stück: der Priester der Venus, hat der Herr Verf. etwas erweitert. Er hat noch eine Begebenheit hinzugethan, die den Stof zu Titelvignette abgegeben hat. Sie ist artig, aber etwas weitläuftig erzählet. Es scheinet der Herr v. G. hat sich nach dem Geschmacke des Herrn Schmid, dem dieses Stück zugeeignet ist, bequemen wollen; dann dieser Dichter (er hat allerhand hexametrische Gedichte geschrieben) erzählt herzlich langweilig.

In dem Kennzeichen der Untreue hat der Verf. das Bärtchen weggelassen, und dafür hat er dieses Stück folgendermassen geendiget:

„Nicht

„Nicht lange, so kam Amor laut lachend
„wieder zurück, von funfzig Liebesgöttern be-
„gleitet, die eine schwere Last durch den
„Olymp trugen.

„An jedem Gipfel keichten zehn
„Und an der Mitte keichten zehn,
„Und alle — lustig wars zu sehn —
„Verirrten sich in dieses Dinges Falten,
„Und schrien, sie würden es nicht halten.

„Es war der Gürtel der Venus, leicht wie ein
„Seidengewebe. Hier! sprach Amor, ich will
„dein Mädchen schön bilden, wie die Unsterb-
„lichen sind.

„Kein Mädchen soll ihr auf der Erden
„Je gleich gewesen seyn noch werden.
„Aus diesem Gürtel schenkt ich ihr —
„(Denn dazu lieh' ihr Venus mir.)
„Der Seele schönsten Sitz, die schönsten Augen-
lieder,
„In ihnen Majestät, Gefühl,
„Vertraulichkeit und Scherz und Spiel.
„Ihr Auge blicke sanft auf deine Flammen
nieder;

„Nicht Argwohn, Wildheit, Ungestüm,
„Die süsse Freude blikt aus ihm.
„Schamhaftigkeit soll auf den Wangen,
„Und Edelmuth soll auf der Stirne prangen. —

„Höre auf, unterbrach ich ihn, mir die Schön-
„heiten des Gürtels zu zeigen. Mein Mädchen
„besizt sie alle, ob sie gleich nicht unsterblich ist. —
„Aber was ist dis da, das wie ein Gott unter
„den Schönheiten hervorstrahlt? — Es ist das
„buhlerische Gelächter, antwortete der Gott,
„welches die Königin von Cythera annahm,
„als Mars sie dem Mulciber täuschen half. —
„Das, das gieb meiner Chloe: aber nur als ein
„Merkmal wenn sie mir untreu ist. Ich will es
„mitnehmen und ihr zeigen, damit sie sich vor
„der Untreue fürchte."

Aus dem verliebten Wunsche sind zwey Stücke entstanden, nemlich: das Lob der Treue und die Silphide. Die Ursach können Sie leicht errathen. Man hatte daran die Vermischung des Götter- und Sylphensystems getadelt. Der Verf. hat also für jedes System ein Stück gemacht.

gemacht. An der Sylphide ist nun nichts auszusetzen; aber beym Lobe der Treue ist der Verf. aus einem Fehler in den andern verfallen. Der Inhalt ist ohngefehr: Der Verf. nebst seiner Doris sehen den Amor mit der Psyche scherzen. Doris raubt dem Amor seinen Köcher und Bogen und eilet ins Gebüsche, Psyche und der V. gehen nach:

„Da sahen wir den Amor wie er die zitternde Doris zurückhielt, und sie zur Liebe bereden wollte:

„Du sollst der Königinn der Schönen
„Unsterblich wie Cythere seyn,
„Ein priesterliches Chor von Schönen
„Soll dir im Tempel Weihrauch streun,
„Soll dir in Lydischweichen Tönen
„Manch ehrerbietig Loblied weihn.
„Dich soll die Harmonie der Sphären
„Dich soll Parnassus Hymnen ehren,
„Dein Trunk soll edler Götterwein
„Ambrosia deine Speise seyn.

„Lieber Amor, sprach die Theure, drücke
„meine Hände nicht so: Laß mich, laß Amor!
„Ach wo ist mein Geliebter! Da ist er! da
„ist er! — und mit schneller neubelebter
„Gewalt wickelte sie sich aus seiner Hand
„loß. Eifrig sprang ich hinzu, umfaßte sie
„mit zärtlichen Armen, drückte sie an mein
„Herz. — Laß uns ferner die Glücks
„seligkeit der Götter nicht beneiden! rief ich
„und mit stolzer Verachtung verliessen wir
„Glückliche den Amor und seine Psyche;
„denn was sind selbst Götterküsse ohne
„Treue."

Die Geliebte wickelte sich aus der Hand des Amors los. — Mit Verachtung verliessen wir Glückliche den Amor. Man solte denken, daß hier von Leuten geredet würde, die der Liebe entsaget hätten; gleichwohl waren sie mehr als jemals verliebt. Die gar zu bekannte Allegorie, vermöge welcher Amor die Liebe anzeiget, macht hier eine Verwirrung, welche

hätte

hätte können vermieden werden, wann der Herr Verf. an statt des Amors einen andern Gott zu diesem Auftritte ausgesuchet hätte.

Auch den kleinen getadelten Fehler in dem Stück Chloen hat der Herr v. G. sehr gut verbessert. Aus dem Gedichte Paphos hat er gerade was das schönste war, weggelassen, und nur ein paar Strophen beybehalten, die er jezt die Kundschafter der Venus betitelt. Aber die Nymphe Dianens ist ganz neu, und beynahe würdig den schönsten Stücken in dieser Sammlung, an die Seite gesetzet zu werden Es verdient, daß ich es Ihnen ganz mittheile. Hier ist es.

„Ich ging einsam durch die Schatten des „idalischen Hayns, den Lustwald der Dia„ne, die hier oft das erschrockene Wild ver„folgt, und es auch itzt verfolgte. In wei„ter Ferne tönten die frohen Jagdhörner „dumpfigt zu mir herüber; und schnell sah „ich

„ich vor mir auf spitzigen Klippen eine der
„Nymphen hinter einer Gemse daher flie-
„gen; itzt, von ihrem Pfeile begleitet,
„stürzte es hinab in die Thäler zu meinen
„Füssen, das blutende stolze Thier, und auch
„die Nymphe stand vor mir da.

Wild schoß ihr reizend Aug umher,
Sah den erlegten Raub nicht mehr,
Sah mich nur! ihre Haare flogen
Um Hals und Stirn und Brust; sie stand
So ernst, wie Juno, da! in ihrer rechten
Hand
Schwung sie den kühnen Pfeil; die linke trug
den Bogen.

„Ich zitterte, da ich die schöne Grausame
„sah, und blickte furchtsam nieder: denn
„ich fürchtete sie durch ein freyes Auge zu
„beleidigen, so lange ich den Pfeil in ihrer
„Hand wahrnahm. Endlich redete ich sie
„an:

„an: Zürne nicht, schönste Nymphe, daß ich
„so schüchtern da stehe. Ich Unerfahrner
„bin aus den Staaten der Göttinn Cy-
„there, und habe nie ein drohendes Mäd-
„chen-Auge, noch Bogen und Pfeile in der
„Hand einer Schönen gesehen. Bey uns
„zürnt nie eine Schöne; oder wenn sie
„zürnt

„So ists ein Frühlingstag, der durch ein Wölk-
chen lacht;
„Ihr Mund, zum Kuß so sanft gemacht,
„Weis nur zu seufzen, nicht zu dräuen,
„Und droht er ja, es plötzlich zu bereuen.

„Daher sind keine Mädchen glücklicher, als
„die Mädchen der Göttin Cythere. Es ist
„unglaublich, schöne Nymphe, was für
„Freude der Kuß eines Jünglings in ihrem
„Busen erweckt.

„Nenn auf der Welt mir eine Lust:
„Durch Küsse zaubr' ich sie in eine schöne Brust.

„Deine

„Deine Brust ist unvergleichlich, o Nym-
„phe! — Ich sprachs, und gleich lächelte
„die furchtbare Nymphe: ein Seufzer hob
„ihre schöne Brust; sanft drohte sie, und
„bereuete plötzlich den drohenden Blick.
„Küsse mich auch, Jüngling, sagte sie, in-
„dem sie sich unter einer Fichte setzte; und
„ich küßte sie, und drückte sie an meinen
„Busen. Ach, rief sie, Jüngling! Jüng-
„ling! nie habe ich solche Wonne gefühlt.
„Noch einen Kuß! noch zwanzig, noch hun-
„dert Küsse! — Nimm mich mit dir in
„deine Grotte, sprach ich, du sollst unaus-
„sprechliche Wonne fühlen. — Ich darf es
„nicht wagen, lieber Jüngling! Diana wird
„zürnen. — Ich sah furchtsam auf, und
„gleich kam Diana. Wer ist dieser Jüng-
„ling, rief die trotzige Göttin? Es ist
„Amor, antwortete die schlaue Nymphe:
„ich habe ihn hier gefangen, als er muth-
„willig hinter dem Wilde jagte. Seine
„Flügel habe ich ihm abgeschnitten, und sei-
„nen Köcher ins Meer geworfen: soll ich

„ihn

„ihn vom Felsen ins Meer stürzen?“ —
„Nein, sprach die Göttinn, nimm ihn mit
„in deine Grotte, und binde ihn; wenn ich
„diesen Abend von der Jagd zurück komme,
„so will ich ihn seiner Mutter zuschicken,
„daß er die Nymphen nicht verwunde. Sie
„sprachs, und verließ uns — gütige leicht-
„gläubige Göttinn!

„Am Abend ist gewiß Gott Cypripor entflohn:
„Denn wer ist listiger, als Venus wilder Sohn.

„Nun aber weis ich, daß die Nymphe oft-
„mals an den Buchen umherschleichen wird,
„um mich auf Befehl der Göttinn zu ha-
„schen; und wenn sie mich dann überrascht
„hat, welch Unglück! so werd ich ihr stets
„am Abend wieder entflohen seyn. — Aber,
„ihr, ihr Liebesgötter, richtet Tropäen dem
„mächtigen Sieger auf, der eine von Dia-
„nens Nymphen bezwang!“

Das heißt abgeschrieben! aber es gereuet mich doch nicht. Nicht wahr, Sie auch nicht!

nicht! Sie wünschen ohnfehlbar mit mir, daß der Herr v. G. mit fernern Herausgeben langsam eilen möge; so wird ihn auch noch die Nachwelt den besten Schriftstellern Deutschlandes beygesellen.

Re.

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

XII. Den 16. April 1761.

Hundert und sieben und funfzigster Brief.

Freylich muß ein kritischer Schriftsteller philosophiren, wenn er nicht so gemächlich, als ein St. Mard, blos seine Empfindungen aufzeichnen will. Muß er aber deswegen die philosophische Minen affectiren? muß er seine glätte Stirne mit Fleis in Falten legen, damit man glaube sie sey für Nachdenken runzlicht geworden? Man lobt und bewundert einen Baumgarten mit Recht, daß er die logikalische Strenge und Genauigkeit in seinen ästhetischen Untersuchungen beybehalten, und am üppigen Hofe der Einbildungskraft selbst, den Weltweisen nicht verläugnet hat. Dieser Weltweise behandelte die Aesthetik als einen Theil der allgemeinen Logik; daher mußte er den Ursprung der schönen Gedanken, die in Verborgenen gebildet werden, auf alle ihren geheimnißvollen Wegen nachspühren. Seine Vernunft besucht die Schauspiele des Witzes und der Einbildungskraft, wie Socrates das Theater, nicht sowohl sich zu vergnügen, als um über die Natur der Vergnügungen Betrachtungen anzustellen. Jezt, da wir eine

Logik der schönen Wissenschaften haben, liegt einem jeden kritischen Schriftsteller freylich ob, nach den Regeln dieser Logik zu denken, und seine Gedanken zu prüfen. Die Philosophie muß in allen seinen Gedanken durchschimmern, und den fruchtbaren Boden zeigen, aus welchen die Gedanken hervor kommen. Wer aber mit Methaphysik prahlt, und seine kleinste Ausarbeitung mit Logik bebrämt, wer so gar sonst wässerig schreibet, und nur hier und da ein metaphysisches Dunkel über seine gemeine Gedanken streuet, um sich ein Ansehen zu geben, der misbraucht die Worte, wenn er seine Art zu schreiben, philosophisch nennet.

Ich kann den Herrn Curtius nicht ganz von dieser Beschuldigung freysprechen. Ich lese seine Abhandlung von Gleichnissen und Metaphern, die in der ganzen Sammlung noch das Lesenswertheste ist. Er redet von der Ordnung, die der Poet zu beobachten hat, wenn er an eine Stelle verschiedene Gleichnisse anbringen will. Die Regel ist sehr natürlich, daß die Schwächern vorangehen, und die Stärkern folgen müssen, damit der Eindruck nach und nach an Lebhaftigkeit zunehme. Allein der Gedanke ist zu gemein, und muß aufgestutzt werden. „Ich will annehmen, „sagt Herr C. es sollen zu Erläuterung eines Sa„tzes vier Gleichnisse auf einander folgen. O hat „eine grosse äusserliche Klarheit; P ist noch klärer; „Q ist nicht so klar als O, und R nicht so klar „als Q. Hier ist die Folge dieser Gleichnisse, „nach den Gesetzen der poetischen Ordnung, nicht „O, P, Q, R, oder auf einige andere Weise, „sondern R, Q, O, P. u. s. w.„ Mit allen

„diesen

diesen fürchterlichen Q, R, O, P. u. s. w. sagt Herr C. weiter nichts, als daß das Lebhaftere allezeit auf dem mindern Lebhaften folgen müsse. — Fast ein gleiches Spiel treibt er mit seinem A, B und C, womit er die Haupttheile eines Gleichnisses bezeichnet. In dem Hallerschen Vers

Ich will ein Swift, ein Hobbes werden,

ist Haller A, Swift und Hobbes B, die Verfolgung falscher Tugenden, aber C, u. s. w. —

Oft giebt sich Hr. C. nur gar zu sehr bloß, daß ihm die Gründlichkeit, die er affectiret, nicht natürlich sey. Lesen Sie z. B. den 12ten §, dessen Anfang sich in den Wolken der Ideen versteigt. Herr C. will erklären, was intensive und extensive Klarheit sey. „Eine Sache, spricht er, ist in„nerlich klar, wenn ich die Kennzeichen dersel„ben einzeln deutlich angeben kann (Claritas in„tensiva). Eine äusserliche Klarheit entstehet, „wenn die Kennzeichen einer Sache auf einmal „undeutlich vorgestellet werden, (Claritas exten„siva).„ Begreiffen Sie, was Hr. C. hiermit sagen will? Wie es scheinet, so glaubet er, ein Begrif könne entweder extensive, oder intensive klar seyn. Wie man mir aber diese Begriffe erklärt hat: so kömmt einem jeden klaren Begriffe sowohl extensive, als intensive Klarheit zu; so wie man einer jeden Erleuchtung sowohl Stärke, als Ausbreitung zuschreibet. Aber so wie ein Licht ausgebreiteter, und das andere stärker seyn kann, wie z. E. der Mondschein und der brennende Vesuv; eben also können wir uns in einem Begriffe eine grössere Anzahl von Merkmalen in einem andern die Merkmale klärer vorstellen. Durch die

Menge der Merkmale wird claritas extensiva, und durch die Klarheit der Merkmale wird claritas intensiva bestimmt. Herr C. kann also nicht sagen: eine Sache ist innerlich klar, wenn ich die Kennzeichen derselben einzeln deutlich angeben kann; sondern, wenn er ja Subtilitäten haben will; so drücke er sie wenigstens richtiger aus: Ein Begrif erlanget ein stärkeres Licht, wird intensive klärer, je klärer, deutlicher, vollständiger und ausführlicher, wir seine Merkmale wahrnehmen. Noch weit unrichtiger ist die folgende Erklärung. „Eine äusserliche Klarheit entstehet, wenn die Kennzeichen einer Sache auf einmal undeutlich „vorgestellt werden.„ Hätte Herr C. nicht die lateinischen Worte claritas extensiva zwischen Clammern hinzugesetzt; so hätte vielleicht niemand errathen, was er mit dieser Erklärung sagen will. Aber so merkt mans noch wohl, daß es heissen soll: die verbreitete oder ausgedehnte Klarheit eines Begrifs bestehet in der Menge der Merkmale, die wir an einer Sache wahrnehmen. Nun lesen Sie weiter! „Die äusserliche Klarheit „gründet sich auf die blosse Erkenntnis der Sinnen „(merken Sie sich das!) und bestimmet die Vollkommenheit eines Gedichts, deren Grad man, „nach den Stufen der darinn befindlichen äusserli„chen Klarheit, abmisset (Herr C. kennet also „kein anderes Maaß zur Vollkommenheit eines „Gedichts, als die äusserliche Klarheit, die er „noch dazu, sich auf die blosse Erkenntnis der „Sinnen gründen läßt), indem ein Gedicht eine „vollkommene sinnliche Rede ist.„ Da haben

wirs!

wirs! Herr C. hält eine sinnliche Erkenntniß, für eine blosse Erkenntniß der Sinne, und beweiset daher in bester Form, daß die äusserliche Klarheit, die sich auf die blosse Erkenntnis der Sinne gründet, auch die Vollkommenheit einer sinnlichen Rede bestiminen muß.

An einer andern Stelle setzt Hr. C. eine Regel fest, nach welcher die Richtigkeit der Gleichnisse beurtheilt werden soll. „Wenn beyde Sätze (die „verglichen werden sollen) unter einer gemeinen „und nahen Art (Species proxima) begriffen „werden; so ist das Gleichniß richtig; kommen „beyde Sätze aber nur in einer entfernten Art „oder Geschlecht überein, so ist das Gleichniß „falsch; indem alsdann die darunter begriffene „Arten so zahlreich seyn, und die Unterschiede ih„rer Bestimmungen so weit von einander abgehen „können, daß man die Aehnlichkeit mit Mühe „entdecken, und noch weniger im Stande seyn „würde, die ausgelassenen Vergleichungssätze, „bey einer Verdeckung zu finden.„ Diesen Gedanken erläutert Herr C. durch Beyspiele. Er führet aber nur solche Beyspiele an, die ihm günstig scheinen, und verschweigt unzählich andere, die ihm widerlegen. Wenn dieses Gesetz allgemein wäre; so müßten die Sätze, die poetisch verglichen werden können, in allen wesentlichen Stücken, die das Wesen der nächsten Art ausmachen, übereinkommen, und nur in einer einzigen Bestimmung von einander abgehen. Nimmt man diese Bestimmung in ihrer Unterart hinweg; so müssen sie beyde vollkommen ähnlich seyn. Wer kann aber die

poetischen Gleichnisse so einschränken? Corydon singet beym Virgil:

> O formose puer, nimium ne crede colori;
> Alba ligustra cadunt, vaccinia nigra leguntur.

Kann man wohl sagen, daß der schöne Alexis und eine weisse Blume zu einer specie proxima gehören? Der Gerechte, singt der Uebersetzer der Psalmen:

> Er grünet, wie am Bach ein Baum
> Von seinem Seegen schwillt,

Wo ist hier die species proxima? Ich finde nichts als eine Aehnlichkeit zwischen den Glücksstand eines Gottesfürchtigen, und dem guten Fortkommen eines Baums, der am Bache stehet. — Doch wozu dienen alle diese Beyspiele? Es ist offenbar, daß sich Hr. C. nur unrichtig ausdrückt. Er hat sagen wollen: dasjenige, worin die beyden Vergleichungssätze übereinkommen sollen, kann in einem jeden verschiedentlich bestimmt seyn, aber die Verschiedenheit der Bestimmungen muß die Aehnlichkeit nicht verdunkeln. So ist z. B. das Grünen eines Baums und der Wohlstand eines Menschen nicht einerley; allein die Aehnlichkeit leuchtet in die Augen, denn beyde sind vollkommene Zustände; jenes einer Pflanze, und dieser des Menschen. Auf eine gleiche Weise mögen die alba ligustra wohl nicht völlig so ausgesehen haben, wie Alexis; allein beyder Schönheit war doch nur äusserliche Farbe, und Corydon wollte nur den Satz beweisen: Nimium ne crede colori. — Hätte Herr C. seine Regel so eingeschränkt; so wäre sie freylich nichts Neues, aber doch richtig gewe-

gewesen. — Baumgarten drückt diese Regel also aus: Caveantur Metaphorae *dissimiles*, quarum ipsum comporationis tertium *notabiliter differt* in termino & subjecto assimilationis, & *durae*, i. e. a *longinqua similitudine ductae.* *

Im übrigen enthält der theoretische Theil dieser Abhandlung des Herrn C. einige sehr nützliche Gedanken, die eine würdigere Gesellschaft verdienet hätten. Wenn der Vers. die zwote Hand daran legen wollte; so könnte der Aufsatz vielleicht gut werden. Doch sage ich dieses nur von dem theoretischen Theile der Abhandlung. Die Gedanken des Herrn C. aber, die er über den praktischen Gebrauch der Gleichnisse in den verschiedenen Dichtungsarten, hinzufügt, sind so mittelmäßig, so seichte möchte ich fast sagen, daß sie keiner Verbesserung fähig sind. Ich will Ihnen einige Proben hersetzen. §. 21. handelt von dem Gebrauche der Gleichnisse in den Lustspielen. „Eine Comödie, sagt Herr C. ist eine Nachahmung einer „niedrigen moralischen Handlung, welche durch „redende Personen vorgestellet wird. In einer „Comödie kommen also nur Handlungen des ge„meinen Lebens vor; und da der Prinz in solchen „Fällen sich nicht viel anders, als der Bürger „ausdruckt, und sich nicht ängstlich um weit ge„suchte Gleichnisse bemühet; so muß ein Dichter „in der Comödie gleiche Vorsicht anwenden, und „sich hüten, daß seine redende Personen keine all„zugelehrte Mine machen.„ Nun da! das war alles, was Herr C. von dem Gebrauche der

* Aesthetic. §. 787.

Gleichnisse in den Comödien zu sagen wußte. Die Prinzen reden fast wie die Bürger, darum müssen sie keine allzugelehrte Mine machen. — Die Tragödie wird §. 22. eben so kahl abgefertiget. Doch nirgend ward ich so sehr betrogen, als bey Gelegenheit der Ode. Hier, dachte ich, wird Herr C. von dem Unterschiede der griechischen, römischen, und orientalischen Ode handeln. Er wird zeigen, warum die horazische Ode mehr ausgeführte Gleichnisse verträgt, als die pindarische, und diese mehr als die davidische, und aus eben demselben Grunde erklären, warum der heilige Dichter an Kühnheit der Metaphern jene weit hinter sich läßt. Er wird ferner zeigen, wie der Odendichter von einem Gleichniß in das andere übergeht; und wenn er sich denn von seinem Gegenstande zu sehr entfernet hat, plötzlich abbricht. Er wird ferner auseinander setzen, in welchem Falle es dem Dichter erlaubt ist, von dem Gleichnisse zurück zu kehren und den Faden seiner Empfindungen wieder zu ergreifen, oder wo sein Feuer mitten in dem Gleichnisse wie ein Blitz verschwinden muß. — Allein, wie erschrak ich, als ich statt dieser schmeichelnden Hofnungen, folgenden armseligen § lesen mußte! „In einem „so erhabenen und heftigen Gedichte, als die „Ode seyn soll, ist der Dichter in einer beständi„gen Bewegung und Entzückung, die ihm keinen „Raum zu weitgesuchten und überflüßigen Gleich„nissen verstattet, hingegen sich auch nicht mit „einer schülerischen Sorgfalt um die allzugenaue „Aehnlichkeit der würklich angebrachten Verglei„chungen bekümmert, weil die Kühnheit des

„Gedichts,

„Gedichts, und der hohe Geist der Ode, auch „die Kühnheit der Gleichnisse entschuldiget.„ Als wenn jeder andere Dichter Raum genug hätte, weitgesuchte und überflüßige Gleichnisse anzubringen, oder genöthiget wäre, sich um die allzugenaue Aehnlichkeit seiner Vergleichungen mit einer schülerischen Sorgfalt zu bekümmern? — Und die schöne Entschuldigung! der Ode ist es erlaubt, in Vergleichungen kühn zu seyn, weil die Ode ein kühnes Gedicht ist.

Herr C. beschließt mit dem Lehrgedichte. „Ein Lehrgedichte, spricht er, ist nicht für „dem niedern Pöbel (ich möchte wissen, welches Gedicht denn wohl für den niedern Pöbel ist), „sondern für Leute geschrieben, die „Verstand und Erkenntniß haben. Der Dich„ter kann also hier seine Kräfte aufbiethen, „den Vortrag der sittlichen und oft trockenen „Wahrheiten mit den auserlesensten Gleich„nissen zu beleben.„ Gut! lassen Sie uns doch sehen, mit welchen auserlesenen Gleichnissen Herr C. selbst, die sittlichen und oft trockenen Wahrheiten in seinen Lehrgedichten belebt. Hier fällt sogleich in seinem Lehrgedichte von dem Schicksale der Dichtkunst eine Seite auf, die mit Gleichnissen genug ausgezieret ist. Wir wollen lesen!

Wie des Elektri feurger Gang, so bald sein erster Funke reifet,
Dem Denken an der Schnelle gleich, zu dem entfernten Vorwurf schweifet;

So schnell mischt sich die Hypokrene mit der gelehrten Tiberfluth,
Der Römer spielt des Griechen Töne; des Krieges wüst Gerassel ruht.

Merken Sie hier den ungereimten Zirkel? die schnelle Ausbreitung des Geschmacks, als eine abstrakte psychologische Erscheinung, wird durch ein physikalisches Phänomenon aufgeheitert und sinnlicher gemacht,

Wie des Elektri feurger Gang u. s. w.

Aber dieses physikalische Phänomenon selbst nimmt seine Zuflucht wieder zu einem psychologischen,

Dem Denken an der Schnelle gleich.

Das einzige unfruchtbare Vergleichungsmittel ist hier die Geschwindigkeit, und dieses ist in dem Vergleichungssatze selbst noch nicht bestimmt genug, und muß abermals verglichen werden. — So auserlesen ist der Stof des Gleichnisses, an die höchstelende Ausbildung nicht einmal zu gedencken. Weiter!

Wie an Araxens krummen Strand der Massaget den Perser fliehet,
Und mit verstellter Furcht den Feind in die verborgne Netze ziehet,
Dann plötzlich, mit gewandter Stirne, ihm Blitz und Schlag entgegen trägt,
Und ihn, durch Sicherheit entkräft, mit jähen Sturz zu Boden legt;
So war die Barbarey auch nur mit halbgeschloßnen Aug entschlafen,
Sie reißt sich aus des Schlummers Arm, u. s. w.

Vortreflich! So wie der Massaget fliehet, so war die Barbarey mit halbgeschlossenen Aug entschlafen,

schlafen, und so wie der Massaget sich plötzlich wendet, so reißt sich die Barbarey aus des Schlummers Arm. Nach der Zergliederung, die Herr C. der Kunstrichter, vorschreibet, ist die Barbarey A, der Massaget B, und C, oder das tertium comparationis wird sich auch wohl finden, wenn man nur fliehen und entschlafen auf ihre nächste Art zurück führet. — Doch Sie müssen mehr Gleichnisse lesen! Hier ist noch ein physikalisches! — Die Barbarey hat eine Zeitlang geherrscht, aber die Muse läßt sich wieder sehen;

Wie Guericke mit strengen Zuge die Luft aus dichten Körpern zwingt,
Dann jene um die Zaubergläser mit sausenden Getöse ringt,
Doch plötzlich mit gedrungnen Strom, wenn sich der Widerstand verliehret,
Die vor verlaßnen Hölen füllt, und fremde Lüfte mit sich führet;
So, nahm mit gleicher Kraft bewafnet, die Muse ihren ersten Sitz.

Auch eins aus der Naturgeschichte;

So wie das Kind der kühlen Schatten, die Nachtviole, Blüthe treibt,
Wenn sie bey Sonnenfinsternissen die wahre Nacht zu fühlen glaubt,
Doch wenn des Mondes Schatten nicht dem Strom das Licht den Durchfluß wehret,
Erschrocken Blatt und Knospe schließt, und ihre Blüthe in sich kehret;
So athmet in betrognen Dichtern, theils Weisens niederträchtger Geist,
Da andre den geborgten Schimmer, zu Lohensteins Altären reißt;

Doch

Doch wenn der Muse wahres Bild mit ungeschminkten Putz sich zeiget,
Fällt Schwulst und falscher Witz dahin, des Dorfs gemeiner Ausdruck schweiget.

Herr C. ist an gelehrten Gleichnissen unerschöpflich. Ich schlage sein Lehrgedicht vom Zustande der Seelen nach dem Tode auf, und finde schon wieder eines aus der Naturgeschichte:

So wie, mit aufgerümpfter Stirn, ein Mann vom heissen Afrerstrande
Des überfrornen Meeres lacht u. s. w.
So zweiffelnd sehn zuerst die Sinnen der Seelen geistig Wesen an.

Dieser Dichter thut weite Reisen um seine Gleichnisse. Eines holt er von Araxes krummen Strand, das andere vom heissen Afrerstrande her. Lohnet es wohl die Mühe, eine Absurdität so weit herzuholen?

D.

Ende des neunten Theils.

